

OBS-Arbeitsheft 68



Bernd Gäbler

„... und unseren täglichen Talk gib uns heute!“

**Inszenierungsstrategien, redaktionelle Dramaturgien und Rolle
der TV-Polit-Talkshows**

**Eine Studie der Otto Brenner Stiftung
Frankfurt/Main 2011**

OBS-Arbeitsheft 68
ISSN 1863-6934 (Print)

Herausgeber:

Otto Brenner Stiftung
Jupp Legrand/Wolf Jürgen Röder
Wilhelm-Leuschner-Straße 79
D-60329 Frankfurt/Main
Tel.: 069-6693-2810
Fax: 069-6693-2786
E-Mail: info@otto-brenner-stiftung.de
www.otto-brenner-stiftung.de

Autor:

Bernd Gäbler
Alfelder Straße 17
28207 Bremen
Tel.: 0421-790 1136
E-Mail: b.gaebler@t-online.de

Redaktion:

Jupp Legrand

Lektorat:

Elke Habicht, www.textfeile.de
Hofheim am Taunus

Satz und Gestaltung inkl. Titelfoto:
com.plot-mainz.de

Druck:

mww.druck und so... GmbH, Mainz-Kastel

Redaktionsschluss:

15. Juli 2011

Hinweis zu den Nutzungsbedingungen:

Dieses Arbeitsheft darf nur für nichtkommerzielle Zwecke im Bereich der wissenschaftlichen Forschung und Beratung und ausschließlich in der von der Otto Brenner Stiftung veröffentlichten Fassung – vollständig und unverändert! – von Dritten weitergegeben sowie öffentlich zugänglich gemacht werden.

In den Arbeitsheften werden die Ergebnisse der Forschungsförderung der Otto Brenner Stiftung dokumentiert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Für die Inhalte sind die Autorinnen und Autoren verantwortlich.

Bestellungen:

Über die Internetseite der Otto Brenner Stiftung können weitere Exemplare dieses OBS-Arbeitsheftes kostenlos bezogen werden – solange der Vorrat reicht. Dort besteht auch die Möglichkeit, das vorliegende und weitere OBS-Arbeitshefte als pdf-Datei kostenlos herunterzuladen.

Bildnachweis:

Titelfoto: Collage unter Verwendung der Porträtbilder von Frank Plasberg, Anne Will, Günther Jauch, Sandra Maischberger, Reinhold Beckmann (v. l. n. r.) Quelle: © WDR und © NDR; Foto Frank Plasberg (S. 27) © WDR-Pressestelle; Foto Thomas Leif (S. 56) © SWR/Marco Urban; Foto Anne Will (S. 106) © NDR

Vorwort

„Absurd!“ – mit nur diesem einen Wort beantwortet Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) die Frage, was er von der Programmentscheidung der ARD hält, den Zuschauern von Herbst 2011 an nahezu täglich eine Polit-Talkshow anzubieten. Bernd Gäbler, der Autor der Studie, kommt zu dem Ergebnis, dass diese Inflation von Talkshows jede einzelne Sendung entwertet, andere Sendeformate zu verdrängen droht und TV-Innovationen blockiert werden. Aber er geht auch der Frage nach, welchen Beitrag Talkshows zur politischen Willensbildung leisten oder leisten könnten. Dafür wurden im Zeitraum zwischen dem 15. März und dem 15. Juni 2011 alle relevanten Sendungen dieser Art ausgewertet: von „Maybrit Illner“ (ZDF) bis „Anne Will“, von „hart aber fair“ über „Menschen bei Maischberger“ bis „Beckmann“ (alle ARD). Auch Sendungen wie „Eins gegen Eins“ (Sat.1) oder „2+Leif“ (SWR) kommen in den Einzelanalysen vor und spielen in den allgemeinen Reflexionen eine Rolle.

In den untersuchten Talkshows konnten Themenkonjunkturen und sich wiederholende Gästekonstellationen identifiziert werden. Meist werden in den Talkshows jene Themen debattiert, die ohnehin schon in aller Munde sind. Ganze Felder der gesellschaftlichen Wirklichkeit werden weitestgehend ausgeklammert: die Außenpolitik, die Welt des Internets und der Computer sowie große Teile des Arbeitslebens. Neues wird nicht entdeckt. Meist diskutieren Menschen, die man aus dem Fernsehen schon kennt. Es gibt wichtige gesellschaftliche Akteure, die gar nicht vorkommen. Denn für die Gäste ist das wichtigste Kriterium: Sie müssen im Fernsehen „gut funktionieren“, d. h. schlagfertig sein und meinungsstark. Sachkompetenz ist demgegenüber zweitrangig, wichtiger ist der Unterhaltungswert. Geredet wird zwar miteinander, aber immer in Bezug auf das zuschauende Publikum. Die meisten Beiträge sind folglich Statements oder Verlautbarungen. Ein freier und voraussetzungsloser Diskurs sieht anders aus.

Für viele Politiker ist die Talkshow eine wichtige Bühne ihrer selbst gemachten oder von Beratern befeuerten Inszenierung. Sie werden zu „Marken“ und verschaffen sich „Markenzeichen“. Talkshows erzeugen Nachfrage nach einem bestimmten Politikertypus. Viele Zuschauer machen sich auf diesem Weg ein Bild von ihren gewählten Vertretern. Natürlich kann es auch passieren, dass einzelne Politiker schlecht aussehen oder sich blamieren. Aber selbst wenn die Resonanz kritisch ausfällt, steht in der Regel die psychologische Wirkung im Zentrum, Sympathie oder Antipathie, nicht das rationale Argument.

Die Studie zeigt: Oft erschlägt die Form den Inhalt. Von den kleinen „Einspielfilmen“ bis zu den „Anklatschern“, die im Studio für Stimmung sorgen, ist alles darauf angelegt, die Zuschauer zu unterhalten und vom Wegzappen abzubringen. Die Zu-

schauer werden systematisch unterschätzt. An der Quote misst sich der Erfolg, nicht daran, ob ein Problem sachgerecht erörtert wurde.

Die tatsächliche Politik, das Verhandeln und Entscheiden in Parlamenten und Regierungen, scheint sich immer weiter von der Darstellung der Politik zu entfernen. Die Talkshows tragen zu diesem Phänomen bei, das sie zugleich wortreich beklagen. Sie wollen die Wirklichkeit in die TV-Studios holen – stets aber muss sie so sein, dass sie auch in die geplante Dramaturgie passt. Die meisten Talkshows sind inzwischen eingefahren in weitgehend ritualisierte Abläufe.

Den Lesern der Studie empfehlen wir auch die Lektüre der Interviews mit Anne Will und Frank Plasberg, mit einem Produzenten und einem Redaktionsleiter der untersuchten Sendungen. Sie geben einen interessanten Blick hinter die Kulissen frei. Hier erfährt man, wie die Fernsehmacher selbst über ihre Arbeit nachdenken. Norbert Lammert formuliert grundlegende Einwände und bekräftigt seine Skepsis gegenüber diesem Sendeformat. Der ehemalige Regierungssprecher und jetzige Kommunikationsmanager Béla Anda erklärt die Bedeutung der Talkshows für die strategische politische Kommunikation.

Mit der „Talkshow-Studie“ will die Otto Brenner Stiftung einen Anstoß geben für die öffentliche Debatte über wichtige journalistische Inhalte und massenmediale Vermittlungsformen. Der Autor der Studie hat selbst lange in vielen verschiedenen Fernsehredaktionen gearbeitet. Von 2001 bis 2005 leitete Bernd Gäbler das Grimme-Institut. Inzwischen ist er vor allem als Dozent für Journalistik tätig. In vielen Artikeln und Publikationen hat er sich zu Medienthemen geäußert und sich als Medienkritiker profiliert. Die Otto Brenner Stiftung hat ihn gebeten, seine Analyse mit Handlungsempfehlungen für die Praxis zu verknüpfen.

Bedingung und zugleich Wagnis jeder Demokratie sind informierte, aufgeklärte, kritische und engagierte Bürger. Dieses gesellschaftliche Ideal ist der Bezugspunkt insbesondere für öffentlich-rechtlich verfasste Sender. Es muss erörtert werden, wie sie diesem Ideal dienen können. Mit unserer „Talkshow-Studie“ möchten wir zu dieser Diskussion einen Beitrag leisten. Wir hoffen auf eine offene und interessante, auf Austausch und wechselseitige Bereicherung gerichtete Auseinandersetzung.

Frankfurt/Main, im Juli 2011

Die Geschäftsführer der Otto Brenner Stiftung


Jupp Legrand


Wolf Jürgen Röder

Inhalt

Einführung	5
1. „Und wenn sie nicht gestorben sind ...“	
Eine kurze Geschichte der Fernseh-Talkshow bis heute	10
Sind Gesprächssendungen im Fernsehen nur gefilmtes Radio?	11
Journalisten-Stammtisch, Fernsehgericht, „Kreuzfeuer“ und „Journalisten fragen – Politiker antworten“	12
„Pro und Contra“	12
„Talk im Turm“ und „Sabine Christiansen“	13
„Anne Will“, der Aufstieg Frank Plasbergs und „Maybrit Illner“	19
2. „Erst wenn der Eisberg da ist ...“	
Von Themenkonjunkturen und Quotengaranten	
Themenvielfalt und Themencluster	23
Themen, die immer, und solche, die nie funktionieren	36
Die Quote	36
Talkshows als Spiegel der Gesellschaft?	37
3. „Ich komme nur, wenn ...“	
Personalrekrutierung und die heimlichen Konditionen	
Gäste, die im TV „funktionieren“	40
Medienleute noch und noch	46
Kasperle und Narr oder: Leute, die sich selbst vertreten	47
Oldies but Goodies	50
Junge Wilde, am liebsten weiblich	51
Politiker-Selbstdarstellung	51
Rollenspiele	54
4. „Sie sollen aufeinander losgehen ...“	
Redaktionelle Dramaturgien: Konfrontation und Konsens	
Dramaturgien	59
Einzelanalyse: Die Euro-Krise	61
Die fünf Talkshows im Vergleich	76
Einzelanalyse: Illner und Will über Sex und Macht	77
Einzelanalyse: Maischberger, Lanz und Plasberg zu Kachelmann und der Wahrheit	83

5. „Das Menschen-Sofa“	
Mediale Selbstreferenzialität und „das Leben da draußen“	
Wann darf der Bürger mitstreiten?	89
Jetzt wird es ernst – Der Talk ohne Bürger	90
Der nette Bürger als Anschauungsmaterial und der „Wutbürger“ als Diskutant	91
Der Betroffene ist immer dabei – und sagt wenig	93
Der Betroffene auf dem Sofa	94
6. „Wenn Politik auf Wirklichkeit trifft“	
Talkshow und gesellschaftliche Realität	
Die Zweiweltenlehre	98
Wie Talk wirklicher werden soll	99
7. „Wir brauchen die Fraktionsvorsitzenden“	
Talkshow als Ersatzparlament?	
Eine naheliegende Konkurrenz	105
Konkurrenz und Andersartigkeit	107
Medien- und Verhandlungsdemokratie	107
Koppelungen und Interferenzen	108
8. „Heute bei Beckmann, morgen bei Maischberger, übermorgen bei Plasberg und am Donnerstag bei Illner“	
Wie ein Format inflationiert wird	
Auf Tour	110
Die kleinen Sendungen	113
Wettbewerb	114
9. Handlungsempfehlungen	117
Anhang	
Interview mit Dr. Norbert Lammert (CDU), Bundestagspräsident	119
Interview mit Béla Anda, Kommunikationsmanager	123
Interview mit Anne Will und Andreas Schneider, Redaktionsleiter der Sendung „Anne Will“	128
Interview mit Frank Plasberg und Jürgen Schulte, Produzent der Sendung „hart aber fair“	135
Talkshows im Untersuchungszeitraum vom 15. März bis 15. Juni 2011 (Auswahl)	143
Literaturverzeichnis	144
Hinweise zum Autor	149

Einführung

„Die Medien sind am beklagenswerten Gestaltwandel der Politik nicht unbeteiligt. Einerseits lassen sich Politiker vom sanften Zwang der Medien zur kurzatmigen Selbstinszenierung verführen. Andererseits lässt sich die Programmgestaltung der Medien selbst von der Hast des Okkasionalismus anstecken. Die munteren Moderator(inn)en der zahlreichen Talkshows richten mit ihrem immer gleichen Personal einen Meinungsbrei an, der dem letzten Zuschauer die Hoffnung nimmt, es könne bei politischen Themen noch Gründe geben, die zählen“ (Habermas 2011, S. 11).

Die Talkshows sind in das Zentrum der televisionären Politikdarstellung und -vermittlung gerückt. In dieser Funktion haben sie die früher dominanten politischen TV-Magazine abgelöst. Regelmäßig gibt es Kritiken zu den einzelnen Talkshows, die in der Summe aber eher wie eine Ereignis-Berichterstattung plus Bewertung klingen. Zu einzelnen Elementen der Talkshows – vom Sprachgestus bis zur Studiodekoration – gibt es wissenschaftliche Studien. Das Ziel dieser Studie ist es, die bedeutendsten Talkshows zu untersuchen und dabei insbesondere deren *Inszenierungsstrategien* und *Dramaturgien* zu analysieren. Wichtig war es dabei, das gesamte publizistische Feld rund um die politischen Talkshows auszuleuchten. Als Resultat der Untersuchung werden am Ende einige journalistisch-praktische Handlungsempfehlungen entwickelt.

Das Fernsehprogramm ist ein ruhiger Fluss, ein Wechsel von Geborgenheit im Ritual und Überraschung, von Sentiment und Sensation. Mittendrin, ja sogar an hervorgehobenen, zentralen und programmprägenden Sendeplätzen gibt es die politischen Talkshows. Sie suchen Anschluss an den Programmfluss, in den sie

eingebettet sind, und reklamieren für sich, dass in diesen Gesprächssendungen die aktuelle Politik ebenso verhandelt werde wie die Frage, wie wir leben wollen. Die Talkshow soll ein Forum der gesellschaftlichen Selbstverständigung sein. Die Studie hat dies anhand von Fallbeispielen und mittels einer empirischen Auswertung überprüft. Der dreimonatige Beobachtungszeitraum der wichtigsten politischen Talksendungen vor allem von ARD und ZDF dauerte vom 15. März 2011 bis zum 15. Juni 2011. Daraus ließen sich Themenkonjunkturen, Diskursstrategien und Gästepopularitäten ablesen.

Die Pointe der Talkshows besteht darin, dass Zuschauer, die selbst unbeobachtet bleiben, aus ihrer privaten Sphäre heraus beobachten, wie ausgewählte Diskutanten über öffentliche Angelegenheiten miteinander reden, argumentieren und streiten. Sie lassen sich dadurch unterhalten, erregen – oder sie schalten ab. Das ist das mediale Konstrukt „Talkshow“. Auch für dieses inzwischen etablierte und relativ fest gefügte televisionäre Format gilt natürlich der Imperativ aller TV-Macher: „Bleiben Sie dran!“

Die TV-Talkshows prägen wesentlich das Image einzelner Politiker. Die Talkshow ist ein wichtiges Feld von deren Selbstinszenierung. Über den Talkshowauftritt erfolgen Selbst- und Fremdattribuierungen der Politiker; und sie ist zugleich für viele Zuschauer ein entscheidendes Medium zur Wahrnehmung von Politik überhaupt. Die Auftritte werden immer stärker choreografiert und von Beratern gesteuert. Dies ist für die Zuschauer in der Regel wenig durchschaubar. Oft knüpfen die Talkgäste Bedingungen an ihren Auftritt. Sie wollen nur mit gleichrangigen Politikern konkurrierender Parteien reden oder nicht mit bestimmten Kontrahenten. Oft entsteht so eine heimliche Agenda, eine zweite Ebene der politischen Debatte, die an der TV-Oberfläche nicht erscheint. Inzwischen ist schon fast eine Bekenntnis-Literatur häufiger Talkshowgäste (Jürgen W. Falter, Hugo Müller-Vogg, Werner Bartens) entstanden, die alle mit dem Versprechen locken, die Geheimnisse hinter den Kulissen der Talkshows zu lüften.

Instruktiver aber waren die Interviewantworten der wichtigsten Talkshow-Protagonisten bzw. der jeweiligen Redaktionsleiter (siehe Anhang). Sie wussten, dass mit einer kritischen Studie zu rechnen war, und haben dennoch Auskunft erteilt. Frank Plasberg und seinem Redaktionsleiter Jürgen Schulte, Anne Will und ihrem Redaktionsleiter Andreas Schneider bin ich dafür sehr dankbar. Sie haben auch viele Fragen zur Produktion hinter den Kulissen ausführlich beantwortet. Für TV-Zuschauer – Laien wie Medienprofis – sind die im Anhang abgedruckten Interviews deswegen eine lohnende

Lektüre. Maybrit Illner hat leider abgesagt. Ebenso Andreas Zaik, der Geschäftsführer von Günther Jauchs Firma „i+u“.

Für viele Zuschauer ist die Talkshow das wesentliche *Medium für die geistige Teilnahme an politischen Debatten*. Weil zunächst kontroverse Standpunkte ausgetauscht werden und am Ende an die Gemeinsamkeit appelliert wird, identifizieren viele Zuschauer den Ablauf einer Talk-Fernsehsendung mit dem Prozess politischer Entscheidungsfindung. „Mich stört die Abstinenz bei authentischer und der Übereifer bei simulierter politischer Auseinandersetzung“ (Der Spiegel 12/2011, S. 160), hält Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) dem Fernsehen generell vor. Dabei kann auch die Simulation von Politik natürlich selbst ein Politikum sein. Denn die Talkshow kann vieles, verdeckt einiges, kann aber auch manches bloßlegen. In der Regel verdeutlicht die Talkshow, ob ein Diskutant selbstbewusst und dominant auftritt oder ob er unsicher ist und sich in die Enge treiben lässt. So etwas wird in der Talkshow wie unter einer Lupe sichtbar. Die Talkshow ist eine Bühne, die für den Auftritt weitgehend präpariert worden ist – dennoch ist der Auftritt nicht risikofrei. Talkshows können die Unsicherheit oder den Mangel an Cleverness und rhetorischer Begabung eines Politikers gnadenlos offenlegen. Andererseits verstellt die Talkshow häufig die Wahrnehmung – insbesondere für die logische Stringenz von Argumenten oder die Wahrhaftigkeit zitierter Fakten. Etwas differenziert nach Typus der Sendung ist es in der Regel so, dass die Talkshows politische Kon-

troversen eher psychologisieren, statt sie zu rationalisieren.

Schon die *Themenfindung* der politischen Talkshows unterliegt sowohl politischen Konjunktoren und Popularitätsspekulationen wie auch Quotenkalkülen. In der Regel entdecken die Talkshows keine relevanten gesellschaftlichen Konflikte, sondern tragen aus, was ohnehin medial thematisiert wird. Die Fronten politischer Kontroversen sind bekannt, bevor es zur Talkshow-Thematisierung kommt. In fast allen Redaktionen gibt es bestimmte Themenkomplexe, die wie ein Sicherheitsnetz gehandhabt werden: „Zweiklassenmedizin“, „Pflegenotstand“ und „Hartz IV“ gelten als Quotengaranten, weil sie die Probleme der fernseh-schauenden Alterskohorte treffen. Dagegen gelten Themen der internationalen Politik, des Internets oder gar ökologische Visionen entweder als absolutes „No-Go“ oder zumindest als überaus riskant.

Die Talkshows wollen den *gesellschaftlichen Diskurs* abbilden und befördern, tatsächlich konzentrieren sie sich in der Regel auf einen Ausschnitt der politischen Themenpalette. Die institutionalisierte Politik spielt eine größere Rolle als außerparlamentarische Initiativen und Bewegungen oder gesellschaftliche Strömungen zu bestimmten Themen wie Grund-sicherung, Mehrgenerationen-Wohngemeinschaften, ökologische Lebensführung oder Pazifismus. Die ebenso radikale wie betrüblichste Erkenntnis dieser Studie lautet: *Der tatsächliche gesellschaftliche Wandel geht weitgehend an den Talkshows vorbei*. Die empirische Analyse bestätigt den Eindruck: Die Auswahl

der politischen Akteure und professionellen Beobachter ist begrenzt. Sie sollen Entscheidungsträger sein und politisch Verantwortliche. Sie sollen TV-erfahren sein und die ihnen zugewiesene Rolle ausfüllen. Sie sollen also im Sinne der jeweiligen Redaktionen „funktionieren“. Die Lebendigkeit der Talkshows resultiert im Wesentlichen aus den *redaktionellen Dramaturgien*. Sie fordern von den Akteuren Rollentreue. Der „Betroffene“ hat immer nur als Betroffener in eigener Sache zu sprechen und auf keinen Fall als gleichberechtigter Citizen mitzureden. Er ist dadurch auch nie kritisierbar. Der Repräsentant muss unbedingt sein Anliegen repräsentieren. Trotz unterschiedlicher Akzentsetzungen im Einzelnen – von der Arena bis zum Zirkus – verlaufen Talkshows meist nach dem Schema von Konflikt und Konsens. Schon dadurch entsteht eine gewisse Monotonie. Der „Salon“, das Austauschen der Argumente aus purer Freude an deren Qualität, spielt eine untergeordnete Rolle. Erst muss der Konflikt maximal verdeutlicht werden, dann folgt der Appell zu Versöhnung und Zusammenarbeit. Nicht vorgesehen ist ein Dialog im Sinne der Offenheit für andere Ansichten oder gar des gemeinsamen Lernens. Alle spielen auf Sicherheit, was die Tendenz verstärkt, zur Not lieber bereits bekannte Standpunkte und Gäste noch einmal zu Wort kommen zu lassen.

Die Vertreter der offiziellen Politik schätzen die Talkshows als Bühne, aber warnen zugleich davor, sie könne den demokratisch legitimierten Institutionen den Rang ablaufen. Insbesondere die Parlamentspräsidenten werden nicht müde, vor der TV-Konkurrenz zu war-

nen. Als Wolfgang Thierse (SPD) diese Funktion innehatte, warnte er vor einer „Selbstentmündigung des Parlaments“, und sein Nachfolger Norbert Lammert (CDU) rief die Parlamentarier sogar zu einer Talkshow-Abstinenz auf.

Das Verhältnis zwischen Massenmedien und Politik wird unter Begriffen und Schlagwörtern wie „Politainment“ (Andreas Dörner), „Mediendemokratie“ (Thomas Meyer) oder neuerdings sogar „Postdemokratie“ (Colin Crouch) diskutiert. Immer noch zu wenig konkret untersucht ist dabei, wie die Talkshow-Themen und -Strategien in die Gesellschaft und in politische Entscheidungen hinein diffundieren.

Dabei ist auch interessant zu beobachten, inwieweit die Dramaturgien zu Blickfeldbeschränkungen führen; daraus resultiert die Einladung der stets gleichen konträren Besetzungen mit Repräsentanten von Parteien und Interessenverbänden. Wo der Arbeitgebervertreter sitzt, ist auch der Gewerkschafter nicht weit. Der AKW-Gegner prallt auf den Atomstromlobbyisten; zur Linkspartei muss stets ein konservatives „Gegengewicht“ geladen werden. Zwischen Regierung und Opposition soll es stets ausgewogen zugehen. Ohne Funktion eingeladen wird bevorzugt, wer im Sinne des Fernsehens „funktioniert“, d. h. extrem klare Positionen eindeutig formuliert und als „TV-Gesicht“ wiedererkannt wird (das „Henkel-Baring-Syndrom“). Sonderrechte gibt es für amtierende Kanzler, herausgehobene Ministerpersönlichkeiten und Helmut Schmidt.

Die politischen TV-Talkshows sind auch für die jeweiligen Sender imageprägend. Als Gesprächssendungen mit unterschiedlichen Dra-

maturgien gehören sie zum Portfolio selbst der kleineren Nachrichtensender. Die großen privaten Sender RTL und Pro 7 kommen aktuell ohne sie aus. Mitten im Erhebungszeitraum startete Sat.1 mit Claus Strunz, damals noch Chefredakteur des Hamburger Abendblattes und inzwischen „Bewegtbild-Beauftragter“ des Axel Springer Verlages, einen neuen Versuch, am späten Montagabend ein Nachfolgeformat für den inzwischen legendären „Talk im Turm“ zu finden. Die Sendung wirkt in erster Linie wie eine modernisierte Variante von „Pro und Contra“. Trotz dieses neuen Anlaufs von Sat.1 ist und bleibt der Polit-Talk eine Domäne der öffentlich-rechtlichen Vollprogramme. Im ZDF sendet „Maybrit Illner“ inzwischen seit mehr als zehn Jahren.

Erstmals am 11. September 2011 übernimmt Günther Jauch die wichtigste sonntägliche ARD-Talksendung nach dem „Tatort“. Fünf Polit-Talks verteilen sich dann über die Woche. Sehr deutlich ist, dass die Talkformate völlig anders behandelt werden als Dokumentationen und Magazine, die oft wie ungeliebte Kinder an die Programmränder geschoben werden. In der neuen Talkmenge liegt offenkundig die *Gefahr einer Inflation*. Selbst wenn es im Einzelnen den Quoten gar nicht schaden sollte, kann diese programmstrategische Entscheidung schon jetzt als Fehlleistung beurteilt werden. Der endlose Zug der letztlich immer gleichen Karawane durch die Talkarenen der Fernsehrepublik droht am Ende sogar lächerlich zu werden.

Zentral für die Studie ist die Fragestellung, ob diese Form der Ausstrahlung von politischen Talkshows vor allem die Oberfläche bedient und

so de facto zur Entpolitisierung beiträgt oder im Gegenteil vielen Menschen erst den Zugang zur politischen Debatte und Entscheidungsfindung eröffnet. Das sind die markanten Themenfelder, die durch systematische Beobachtung, empirische Analyse von Themen und Gästen, Einzelkritiken und Sendungsvergleiche, die in die Studie eingearbeitet wurden, sowie durch die „Leitfaden-Interviews“ mit Akteuren und Beobachtern durchleuchtet werden sollten.

Zu diesem Zweck wurden nicht nur die Talkshow-„Macher“ befragt. Rede und Antwort standen auch der Präsident des Deutschen Bundestages, Dr. Norbert Lammert (CDU), und Béla Anda, der ehemalige Sprecher der Bundesregierung und jetzige Kommunikationsmanager. Hans-Hermann Tiedje, der einflussreiche Journalist und PR-Stratege der WMP Eurocom, wollte nur „unter drei“, d. h. vertraulich Auskunft geben.

Jederzeit zu anregenden Gesprächen bereit war Lutz Hachmeister, Direktor des Instituts für Medienpolitik (IfM) in Berlin. Philipp Engel,

Student der Journalistik an der Fachhochschule des Mittelstands (FHM) Bielefeld, hat das Talkshow-Geschehen statistisch erfasst.

Die Studie will vor allem den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs über die Talkshows als quantitativ und qualitativ bedeutende televisionäre Form der Politikvermittlung anregen und zuspitzen. Dies geschieht mit Blick auf die unmittelbar bevorstehende Formatinflation. Die „Handlungsempfehlungen“ bewegen sich alle noch weitgehend im vorgegebenen Rahmen der bisherigen medialen Programmatik. Es sind Reformvorschläge. Diese Studie lässt aber auch die Vermutung als begründet erscheinen, dass die klassische Polit-Talkshow bereits ihren Zenit überschritten hat. Es ist wahrscheinlich und wünschenswert, dass bald Neuland betreten und die Tür zu bislang noch nicht entwickelten neuen Formen der politischen Partizipation via Medien aufgestoßen wird – das Fernsehen ist dann vermutlich nur noch als ein Element in einen reichhaltigeren Medien-Mix eingebettet.

1. „Und wenn sie nicht gestorben sind ...“ Eine kurze Geschichte der Fernseh-Talkshow bis heute

„Es gehört zum Wesen des Fernsehens, dass bestehende Formate laufend weiterentwickelt werden, durch Kreuzung mit anderen Gattungen, durch Anreicherungen oder auch Reduktionen, durch Austausch oder Auslagerungen einzelner Segmente bis hin zur Erneuerung des kompletten Konzepts. Auch Talkshow-Typologien sind grundsätzlich zeitabhängig und folglich mit Vorsicht zu betrachten. Sie unterliegen den zum Zeitpunkt ihrer Entstehung aktuellen Moden ebenso wie Themenkonjunkturen, sie sind demnach nur von begrenzter Definitionskraft und müssen stets aufs Neue überprüft und angepasst werden“ (Keller 2009, S. 21).

Um einen Gegenstand zu begreifen, lohnt ein Blick in seine Historie. Detailreich zeichnet insbesondere Harald Keller (2009) die Geschichte der Talkshows im deutschen Fernsehen nach, die immer auch eine Geschichte der Adaption US-amerikanischer Vorbilder war. In Deutschland gab es als Vorform die „Rundfunkgespräche“, die im Zuge der Nazi-Diktatur vom pluralen Gespräch hin zu propagandistischen Verkündigungen („Ein Volk, ein Reich, ein Rundfunk“, Eugen Hadamovsky, 1934) mutiert waren. Schon die Wiederentdeckung des „freien Sprechens“ im Hörfunk unter alliierter Kontrolle konnte deswegen als Rückkehr zu einer demokratischen Grundtugend angesehen werden.

Wie so viele andere TV-Formate auch – das gilt selbst für das heutige ARD-„Nachrichtenflaggschiff“, die „Tagesschau“ – ist für Talkshows generell eine Entwicklung hin vom bunten Themenmix zur stärker politischen Ausrichtung festzustellen. Schon die Adaption des Begriffs „Talk“ soll ebenso Weltläufigkeit wie Gelassenheit symbolisieren. Die Übernahme des Genrebegriffs „Show“, der keineswegs – wie

im Amerikanischen üblich – nüchtern mit „Sendung“ gleichzusetzen ist, verweist auf außergewöhnlichen Glanz und die Abteilung Unterhaltung. Lange Zeit wurde die „Talkshow“ von vielen Zuschauern mit den täglichen Formaten insbesondere des Privatfernsehens der frühen Jahre gleichgesetzt. Noch heute deckt der Begriff ein weiteres Feld ab als allein die politischen Gesprächssendungen.

Die ersten Standards einer bunten Mischung aus Nachrichten, Service und Geplauder setzte in den USA der aus dem Hörfunk kommende Phil Donahue, dessen Sendung 1967 Premiere hatte (Keller 2009, S. 50 f.). Zur bis heute ungeschlagenen Königin des Daytime Talks stieg in den 1970er und 1980er Jahren dann Oprah Winfrey auf, die nicht nur permanent ihre eigenen Probleme vom Übergewicht bis zu Erfahrungen mit dem Rassismus thematisierte, sondern auch bewusst Bildungsimpulse (u. a. mit einer Büchersendung) setzte und vor allem den Anspruch entwickelte, nicht nur Probleme zu benennen, sondern auch an deren Lösung zu arbeiten. Sie baute zugleich ein schlagkräftiges eigenes Medienimperium auf. Im

*Der Begriff Talk
signalisiert
Weltläufigkeit
und Gelassenheit*

deutschen Fernsehen gaben viele an, sich an diesem amerikanischen Vorbild zu orientieren. Zu auch nur annähernd vergleichbarer Ausstrahlung und Wirkung haben es aber weder Margarethe Schreinemakers noch Arabella Kiesbauer oder andere je geschafft.

Sind Gesprächssendungen im Fernsehen nur gefilmtes Radio?

Immer wieder machen in der Auseinandersetzung mit den Talkshows Kritiker und Beobachter auf das vermeintliche Paradoxon aufmerksam, dass ausgerechnet das Medium der bewegten Bilder so viel statisches Beieinandersitzen und Sprechen zeige. Ausdrücklich argumentiert Thomas Tuma mit diesem Widerspruch:

„Die Stärke des Fernsehens sind ja gerade Bilder, Bewegung, Schnelligkeit und Aktion, die Oberflächen bunter Optik eben. Frage-Antwort-Spiele bedeuten dagegen: Menschen sitzen auf Stühlen. Wenn man Glück hat, reden sie nicht aneinander vorbei. Das ist alles. Es hat schon seinen Grund, weshalb das Medium Glotze heißt, nicht Höre“ (Tuma 2009, S. 150).

Keller dagegen weist nach, dass es schon sehr früh ausführliche Reflexionen der Praktiker des Fernsehens über genau diese Problematik gab (Keller 2009, S. 95 ff.). Dabei wurde eine Vielseitigkeit des Mediums entdeckt, die heute gelegentlich in Vergessenheit zu geraten droht. Wichtig sei das Auflösen jeder Gesprächssituation hin zum Zuschauer – das „Durchstoßen der

Rampe“. Die Geometrie des reinen Bühnengeschehens müsse um einen dritten Bezugspunkt, nämlich die Perspektive des Zuschauenden, erweitert werden. Ein dynamischer Wechsel von Großaufnahme, Totale und Halbtotale soll dies ermöglichen, wobei die Großaufnahme nicht – wie beim Film – gleichsam die Fermate in der Melodielinie sei, sondern die Melodie selbst (ebd., S. 96). „Auch eine stumme Gesichterkulisse“, so zitiert Harald Keller einen Aufsatz Klaus Mahlos aus dem Jahre 1956 (sic!), „mit ihrer Mimik und Gestik spielt mit, zeigt Reaktionen und zeugt für Reaktionen, die das Wort, das gesprochene Wort, ausgelöst hat“ (ebd., S. 97).

Aus heutiger Sicht wirkt das kluge Nachdenken über die spezifischen Möglichkeiten des Fernsehens auch gegenüber dem Hörfunk gerade dann, wenn das gesprochene Wort im Zentrum steht, fast erstaunlich. Zu Beginn aber war den meisten „Machern“ noch sehr bewusst: Das Fernsehen ist eben keineswegs allein ein Bildermedium und erst recht kein Medium nur für schnelle, oberflächliche und bunte Bilder, sondern ein Ton-Bild-Kontinuum mit eigener „Bildsprache“ und „Melodie“, die zwar allzu oft kunsthandwerklich, aber eben auch kunstvoll eingesetzt werden kann. Dies wussten die frühen, nachdenklichen Handwerker des Fernsehens. Am Ende wurden Gesprächssendungen unterschiedlicher Art und Genres als bildschirmtaugliches Programmangebot anerkannt, dem auch unabhängig vom Hörfunk eine selbstständige televisionäre Existenzberechtigung zugewiesen wurde.

Ein bildschirmtaugliches Angebot unabhängig vom Hörfunk

Journalisten-Stammtisch, Fernsehgericht, „Kreuzfeuer“ und „Journalisten fragen – Politiker antworten“

Auch wenn es nie so viele und zudem noch inhaltlich und formal recht ähnliche Formate gab wie zurzeit, so gehören Gesprächssendungen doch von Beginn an zum festen Interieur des deutschen TV-Alltags. Zunächst sind sie fast durchweg dem „role model“ des Stammtischs entlehnt. Der legendäre Werner Höfer hat daraus den Journalisten-Stammtisch entwickelt. Relativ weitgehende Möglichkeiten der Selbstdarstellung für Repräsentanten der politischen Parteien räumte das Fernsehen erstmals mit Blick auf die Bundestagswahl 1953 ein. Die Parteien benannten ihre Sprecher für einen fünfminütigen Vortrag, dem eine zehnminütigen Befragung durch einen Fernsehredakteur zu einem vorher festgelegten Themenspektrum folgte (vgl. Keller 2009, S. 125). Bedeutend konfrontativer angelegt war das „Kreuzfeuer“, das zunächst ab 1965 als wiederkehrendes Segment innerhalb des neuen politischen WDR-Magazins „Monitor“ entwickelt worden war. Die befragenden Journalisten Claus Hinrich Casdorff und Rudolf Rohlinger strebten bewusst „eine leicht angespannte Situation“ an, wollten „zugespitzt und gelegentlich auch provozierend“ fragen, lockten potenzielle Kandidaten in diesen „Test auf Schlagfertigkeit und Sicherheit“, stellten aber auch in Aussicht, dass ihnen „wegen der 2:1-Konstruktion des Interviews [...] ein Sympathievorschuss der Zuschauer sicher war“ (ebd., S. 163 f.).

Das Modell des „Kreuzfeuers“ lebt bis heute in der Konzeption von „Was nun ...?“ des ZDF fort, in dem in der Regel aus aktuellem Anlass Politiker, die in herausgehobener Weise politisch verantwortlich sind (Kanzler, Außenminister, neue Parteivorsitzende etc.), durch wiederum hierarchisch besonders ausgewiesene ZDF-Journalisten befragt werden. „Journalisten fragen – Politiker antworten“ dagegen stand zunächst stärker in der Tradition der Bonner Parteienberichterstattung. Reinhard Appel war Korrespondent der Stuttgarter Zeitung und Vorsitzender der Bundespressekonferenz, als ihn das junge ZDF beauftragte, nebenberuflich in losem Turnus eine TV-Sendung mit Politikern zu moderieren. Mit wechselnden Gastjournalisten und Konzeptionen strahlte das ZDF diese Sendung von 1963 bis 1991 fast 250 Mal aus. Als Appel 1976 Chefredakteur des ZDF wurde, machte er daraus vorübergehend das eher plebiszitär anmutende Format „Bürger fragen – Politiker antworten“, während die professionelle Fragerunde als „Bonner Runde“ von Johannes Gross geleitet wurde. 1986 kehrte das ZDF zur alten Titelgestaltung zurück. Zur letzten Sendung empfing Appel den damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker.

„Pro und Contra“

Am ehesten als Vorläufer der heutigen, weitgehend durchformatierten politischen Gesprächssendungen kann die ARD-Sendung „Pro und Contra“ gelten. Zwei Lager diskutierten mit einem prononcierten Meinungsbild ein kontroverses Thema. Mit strikter Redezeit, die von ei-

ner Sanduhr angezeigt wurde, kamen „Experten“ zum Thema zu Wort. Vor und nach der Debatte stimmte das Publikum ab. Das Meinungsbild wurde durch eine Waage optisch versinnbildlicht, in deren Schalen Kugeln fielen. Die Moderatoren (Emil Obermann 1968-1985; Ernst Elitz 1985-1994; Hans-Heiner Boelte 1994-1998) stellten zwar auch inhaltliche Fragen; sie waren aber vor allem Zeremonienmeister, die den strikten Sendungsablauf garantierten. Die 45-minütige, acht Mal im Jahr ausgestrahlte Sendung war immerhin von 1968 bis 1998 durchgängig zur Primetime im Programm. Am Ende wirkte sie sehr antiquiert.

Das neue Talkformat des Senders Sat.1 „Eins gegen Eins“ erinnert stark an die Grundform von „Pro und Contra“, die vor allem technisch und optisch aufgeputzt wurde. Nach sehr großer Zurückhaltung in der ersten Sendung am 21. März 2011 greift inzwischen dort auch der Moderator Claus Strunz, ehemals Talker des Spartensenders N24 und Chefredakteur des Hamburger Abendblatts, aktiver ins Geschehen ein. Die Adaption eines der ältesten ARD-Talkformate durch Sat.1 ist vielleicht kein Zufall. Schon früh wurde dieses recht statische Format gründlicher Kritik unterzogen. Das Argumentieren zu einem Sachverhalt werde einseitig dem üblichen Verfahren einer Gerichtsverhandlung nachempfunden. Die einzelnen Sprechakte – das Plädieren, Befragen, Vernehmen der Experten und Argumentieren – würden voneinander isoliert und dadurch ritualisiert. Echte Dialoge sähen anders aus. Komplexe Probleme würden zu einem unterkomplexen Für und Wider simplifiziert. Der Spannungsbogen

bleibe zwar durch die Abstimmungen erhalten. Diese seien jedoch vor allem ein spielerisches Element, das zugleich in besonderer Weise ernsthafte politische Prozesse – nämlich die Entscheidungsfindung nach Mehrheiten – simuliere. Auch wenn Bemühungen um Differenzierung anerkannt wurden, merkten schon damals einige Beobachter kritisch an, dass mit „Pro und Contra“ eine neue mediale Figur geboren worden sei – der Prototyp des „unterhaltensamen Politikers“ (vgl. Keller 2009, S. 168 ff.).

„Talk im Turm“ und „Sabine Christiansen“

„Themenzentriert-monothematisch, unterhaltend und informativ“, so sollte die Sendung „Talk im Turm“ werden, die erstmals am 7. Januar 1990 vom Sender Sat.1 ausgestrahlt wurde. Der Name geht auf den ursprünglichen Plan zurück, die Sendung aus dem Kölner Luxushotel im „Wasserturm“ zu übertragen, in dem auch schon die Sat.1-Erfolgssendung „Schreinemakers live“ ihre Gäste untergebracht hatte. Viele Beobachter empfanden bald, dass der gediegen politische Charakter des abendlichen Talks in krassem Widerspruch zum allgemeinen Auftreten des Senders stünde. Für diesen allerdings war die Beheimatung des ersten, bald allgemein als seriös anerkannten politischen Talks ein bedeutender Imagegewinn. Ausschlaggebend dafür war vor allem die Person des Moderators und Gastgebers Erich Böhme. Der routinierte Journalist und „Brillenschwenker“ wirkte stets außerordentlich gut informiert und verstand es, großes Interesse an den Argumenten und Aussagen seiner Gäste

*Eine Melange aus
gesellschaftlicher
Debatte und Service*

mit abgeklärter, „buddhagleicher“ (von Festenberg 1996) Gelassenheit zu kombinieren. Unaufdringlich, aber souverän dirigierte er den Gesprächsverlauf. Wechselnde Ko-Moderatorinnen (Heidi Schüller, Sandra Maischberger) kamen neben ihm nie recht zum Zuge. Fast überraschend – vor allem in diesem Senderumfeld – war die Entwicklung der Sendung: Sie wurde zugleich immer politischer und erfolgreicher. Den Rekord erzielte am 10. Januar 1993 die Sendung „Wird Wohnen unbezahlbar?“ mit 4,87 Millionen Zuschauern. Fast ebenso stark frequentiert mit 4,79 Millionen Zuschauern war kurz zuvor, am 1. November 1992, die Sendung „Wie weit dürfen Ärzte gehen?“ Mit beiden Sendungstiteln ist zugleich eine Melange aus politisch-gesellschaftlicher Debatte und Servicethemen markiert, die seitdem viele Talkshows als Erfolgsrezept adaptierten. Der Sendung wurde attestiert, dass sie gerade durch die Diskussionsführung von Erich Böhme zu einer im Fernsehen bis dahin selten gesehenen Ausführlichkeit des Argumentierens und neuartiger Vertiefung führte. Vielleicht war ihr Erfolgsgeheimnis sogar eine Entschleunigung am Sonntagabend um 22 Uhr. Eine Zeit lang existierte „Talk im Turm“ wie ein Monolith und Monopol. Sie wurde zu einem Ort, an dem sich Zuschauerströme aus anderen Sendern einfanden, die zuvor unterschiedliche Filme oder Genres konsumiert hatten. Auch viele Zuschauer der ARD-Primetime-Krimis wechselten anschließend zur politischen Talkshow auf Sat.1.

Auch im ersten Halbjahr 1998 hielt der Erfolg trotz veränderter Konkurrenzsituation an.

Im Herbst 1998 gab Böhme die Sendung auf. Stefan Aust, Chefredakteur des Spiegel und erfahrener Fernsehmacher von Spiegel-TV, übernahm die Gesprächsleitung. Nach nur drei Monaten wurde die Reihe eingestellt. Das Interesse und die Bedeutung der Talkrunde am Sonntagabend ging nun eindeutig an „Sabine Christiansen“ über. Im Frühjahr des Jahres 2000 startete Erich Böhme auf dem Spartensender n-tv einen „Talk in Berlin“. 2005 versuchte er auf Sat.1 ein Comeback. Beide Versuche scheiterten. Die Meinungsführerschaft am Sonntag war auf die ARD übergegangen.

Erst ab dem 4. Januar 1998 hatte die ARD auf den Sat.1-Erfolg mit einem Gegenprogramm reagiert. Die durch die Moderation der ARD-„Tagesthemen“ hinreichend populäre Sabine Christiansen wurde Gastgeberin einer nach ihr benannten Gesprächssendung am späten Sonntagabend. Umstritten war, inwiefern die als Nachrichtenmoderatorin bekannte Protagonistin als selbstständiger politischer Kopf angesehen werden konnte. Viele Kritiker glaubten, sie sei allenfalls eine bessere Ansagerin. Zusätzlich zur Konkurrenzsituation erschwerte dies den Start der neuen Talkshow. Anfangs signalisierte sie auch eine bewusste Abgrenzung gegenüber Erich Böhmes Konzeption. Der Talk sollte weiter gefasst werden und ein bunteres Spektrum von Themen und Gästen beinhalten. Als Ideal schwebte der Redaktion vor, aus verschiedenen Elementen und Modulen eine Art Titelgeschichte des Stern zu entwickeln. „Talk im Turm“ sei dagegen eher partei-, ja sogar regierungspolitisch orientiert gewesen. Schauspieler und Musiker wurden eingeladen, ver-

meintlich lustige oder satirische Filmchen eingespielt, Zuschauerbeteiligung angeboten. Es entstand eine fahrig anmutende, hastige Sendung. Erst im Laufe der Zeit purifizierte sich „Sabine Christiansen“ hin zum glatten Gegenteil des ursprünglichen Konzepts: zur fast vollständigen Fixierung auf klassische Politik von Parteien, Verbänden, Regierung und Opposition in Form eines reinen Gesprächs. Diese Entwicklung gipfelte in dem zweischneidigen Lob, das der damals führende CDU-Politiker Friedrich Merz zur 250. Sendung am 29. Juni 2003 der Moderatorin gegenüber zum Ausdruck brachte:

„Mir liegt es zunächst am Herzen – Sie haben ja heute Ihre 250. Sendung –, ich finde, wir sollten Ihnen erst einmal gratulieren zu dieser Sendung. Diese Sendung bestimmt die politische Agenda mehr als der Deutsche Bundestag.“

Es gab einige Rätsel und Geheimnisse um diesen Erfolg. Allein der Mitnahmeeffekt nach der hohen Zuschauerquote der Krimis konnte es nicht sein. Unbestritten ist, dass „Sabine Christiansen“ Standards setzte für die Konzeption und Wirkung aller nachfolgenden politischen Gesprächssendungen – sei es durch Nachahmung oder bewusste Abgrenzung. Sicher hatte der Erfolg auch mit der ehrgeizigen Gastgeberin zu tun, die für viele aber auch geradezu das Gegenbild des kritischen Journalismus verkörperte. Manche sahen in der „Queen Blabla“ (Der Spiegel, 23.6.2006) eher eine „Gesellschaftsdame“ der neuen Berliner Republik, attestierten ihr die Ausstrahlung einer Chefärz-

tin, Unternehmensberaterin oder gar Empfangschefin in einem hochklassigen Hotel, die sich dezent abmelde, wenn erst die Gäste zur angenehmen Plauderrunde versammelt seien. Dass sie an der Seite Klaus Wowereits oder Guido Westerwelles zu Berliner gesellschaftlichen Ereignissen erschien, passte da ebenso ins Bild wie die Tatsache, dass der „Promi-Friseur“ Udo Walz im Sendungsabspann auftauchte. Legendär wurde der Satz Willi Winklers in der Süddeutschen Zeitung, Sabine Christiansen habe „das Cremefarbene“ in die Politik und ins Fernsehen eingeführt. Und der damalige Medienchef Hans-Jürgen Jakobs assistierte:

„Es waren jeden Sonntagabend die schönsten Waden der Nation. Oft moderierte sie, nach dem ‚Tatort‘, im Kostüm und kreuzte elegant die Beine“ (Jakobs 2006).

Am Ende waren es in fast neun Jahren bis zur letzten Sendung am 24. Juni 2007 genau 447 Folgen, die aus der Hauptstadt gesendet wurden. Erst mit „Sabine Christiansen“ hatte sich bei Programmachern und -kritikern die Überzeugung durchgesetzt, dass die Talkshow der Kern und das Zentrum des Politischen im heutigen Fernsehen sei.

„Im Sendegebiet der deutschen Kampfzone“, schrieb Walter van Rossum, der fundamentalste Kritiker der Sendung, die er „der Einfachheit halber das Palaver des Justemilieu“ (van Rossum 2004, S. 9) nannte, „dürfte es keine politische Talkshow geben, die auf ähnliche Weise die Wünsche der Chefetagen an das Volk durchreichte – und dabei eine unschlagbare

*Das Palaver des
Justemilieu*

journalistische Unbedarftheit an den Tag legte“ (ebd., S. 13).

Die „Talkshow einer Unpolitischen“ habe am Ende die Republik verändert, resümierte der Medienkritiker der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ), Michael Hanfeld, in der Frankfurt Allgemeinen Sonntagszeitung (FAS):

„Das Eigentümliche der Sendung war und ist, dass Sabine Christiansen als durch und durch unpolitische Person mit ihrem fehlenden Erkenntnisinteresse perfekt zu den medienfixierten Jahren der rot-grünen Koalition passte – sie ist seit 1998 auf Sendung –, zugleich aber einen neoliberalen Diskurs geprägt hat, der zum Grundrauschen der Republik geworden ist“ (Hanfeld 2007, S. 3).

„Hat Schröder die Talkshow imitiert – oder war es umgekehrt“, fragte in seiner Bilanz Nils Minkmar (Minkmar 2006), jedenfalls seien „immer neue weise Männer auf die Bühne geschickt worden, damit sie das Land retteten“. „Damit ergänzte ‚Christiansen‘ die Schröder-sche Praxis, immer neue Beiräte und Beauftragte aus dem Hut zu zaubern, um dem Regierungshandeln frische Impulse und Ideen zuzuführen, die Partei zu umgehen und das Publikum hoffen zu lassen“ (ebd.).

Eine Grundkonstruktion der Talkshow „Sabine Christiansen“, zu deren oft belächelten Besonderheiten auch gehörte, dass sie der Unterhaltungskoordination der ARD zugeordnet wurde, war die Polarität von Katastrophe und Konsens.

„Jede Ausgabe von ‚Sabine Christiansen‘“, monierte der damalige FAZ-Feuilletonchef Patrick Bahners, „hatte dasselbe Thema: Ist Deutschland noch zu retten?“ (Bahners 2006). In der Katastrophe befinde sich das Land angeblich, mindestens drohe es, dahin abzurutschen – so wurde regelmäßig schon im Titel suggeriert. Das Gespräch selbst entfaltete sich dann mit einer klaren Zielstellung: Nur ein Konsens, der erreicht werden müsse, verspreche eine starke Politik, die wieder Hoffnung auf Rettung mache. Zwar lebt jeder Talk von der Kontroverse, zugleich aber diffamierte „Sabine Christiansen“ das eigene Lebenselixier stets subkutan als überflüssigen Streit und mangelnden Realismus der borniert-verblendeten politischen Klasse. Stets umwehte diese Sendung deswegen der Hauch eines höheren gesellschaftlichen Anspruchs als den, das Publikum gut zu unterhalten. Sie wirkte wie eine Institution der gehobenen Society, zu deren integrelem Teil sich die Gastgeberin denn auch heraufgearbeitet hatte.

Bei manchen prominenten internationalen Gästen – Sabine Christiansen begrüßte unter anderem Tony Blair, Bill und Hillary Clinton, Condoleezza Rice, Bill Gates, Kofi Annan und George W. Bush in ihrer Runde – wirkte es so, als sei der Besuch dieser TV-Sendung Bestandteil des Staatsbesuchs. Trotz offizieller Dementi spielte sie mit ihrer politischen Bedeutung und tat immerzu so, als sei diese Talkshow das prädestinierte Forum, um neue politische Initiativen oder gefundene Kompromisse zu verkünden. Als im Sommer 2003 die Fernsehsen-

derung sogar parallel zur entscheidenden Runde ablief, in der ein Kompromiss zur Gesundheitsreform ausgehandelt wurde, erweckte sie den Eindruck, es sei eine Zumutung, dass die Verhandlungspartner ihre Gespräche nicht bei Christiansen vor der Kamera führten. Sabine Christiansen hatte einen engen Pakt mit der Politik geschlossen. PR-Berater von handelnden Politikern wie Klaus-Peter Schmidt-Dequelle, Medienbeauftragter des Bundesfinanzministers Hans Eichel, gehörten zugleich ihrem Redaktionsteam an. Die Wege waren kurz. Da war es kein Zufall, dass es Hans Eichel zwischen 1998 und 2006 auf 23 Talkshow-Auftritte, davon 21 in seiner Funktion als Bundesfinanzminister, brachte. Dieser Pakt war frei von Populismus, allerdings auch frei davon, die alltäglichen Nöte und Sorgen der Masse der abhängig Beschäftigten zu thematisieren. Von jedwedem Kult der „Betroffenheit“ war Sabine Christiansen ebenso weit entfernt wie von besonderer Betonung von Individualität überhaupt. Als Marcel Reich-Ranicki zu erzählen begann, was er empfand, als Willy Brandt in Warschau genau auf jenem Platz kniete, an dem er seine Eltern vor dem Abtransport nach Treblinka zuletzt gesehen hatte, unterbrach sie ihn abrupt. Repräsentanten von Meinungen dagegen, am besten vorgetragen im aalglatten Beraterjargon der Häuser McKinsey, Boston Consulting oder Roland Berger, ließ sie gewähren. „It’s the economy, stupid“, hatte der Spindoktor Dick Morris einst Bill Clinton in den Mund gelegt. Die Wirtschaft sei das Schicksal, hatte ähnlich penetrant schon Walther Rathenau verkündet.

„Es hat Symbolkraft“, resümiert der Medienwissenschaftler Lutz Hachmeister das „Prinzip Christiansen“, „dass dafür altbackene TV-Kulturmagazine (Titel, Thesen, Temperamente) am Sonntag auf mitternächtliche Programmplätze verschoben wurden. Die Globalökonomie hat einstweilen alle Vorstellungen und Begriffe von Kultur und Politik infiltriert und ummantelt. In gewisser Weise war die Sendung der deutsche Fernsehbeleg für Vivianne Forrestiers Buch ‚Der Terror der Ökonomie‘ (1996)“ (Hachmeister 2007, S. 180).

Obwohl das politische Gespräch doch dem alten Forum der offenen, demokratischen Aussprache nachempfunden ist, wurde die Republik bei „Sabine Christiansen“ nicht als politische Sphäre, in der freie Bürger ihre gemeinsamen Angelegenheiten regeln, begriffen, sondern als bedrohter Wirtschaftsstandort einer durch globale Herausforderungen gebeutelten Deutschland AG.

Rasch vergessen wurden kleine Skandale, die die Talkshow „Sabine Christiansen“ regelmäßig begleiteten. So sah die damalige junge „Innenexpertin“ der CDU, Kristina Köhler (heute verheiratete Schröder und Familienministerin), nach der Sendung am 30. Juli 2006 einen „Extremismus-Skandal“, weil die Moderatorin angeblich eine 2,5 Millionen-Euro-Spende des Studiogastes Michael May an die maoistische Marxistisch-Leninistische Partei Deutschlands (MLPD) gutgeheißen habe. Für Wirbel sorgten auch der Auftritt eines sächsischen Imams und

*Die Republik als
bedrohter
Wirtschaftsstandort*

die Ausladung des Regimekritikers Gari Kasparow, die angeblich auf Druck des russischen Botschafters Kotenev erfolgt war. Haften aber blieb anderes: insbesondere der völlig verstotterte Auftritt des damaligen CDU/CSU-Kanzlerkandidaten Edmund Stoiber im Januar 2002, der die Moderatorin vor lauter Nervosität auch noch mit „Frau Merkel“ ansprach. Nur einmal, am 9. September 2001, verlor die stets außerordentlich kontrolliert agierende Moderatorin selbst die Contenance. Da war die Ehe mit Theo Baltz, dem Produzenten ihrer Sendung, zerbrochen. Mit der eigenen Firma TV 21 wurde sie daraufhin auch Produzentin ihrer Sendung.

Neben den permanent ausgemalten Krisenszenarien markiert die Sendung „Sabine Christiansen“ auch eine neue Etappe in der televisionären Selbstdarstellung von Lobbyisten und Politikern. Das Gewerbe von Beratern, PR- und Medienstrategen nahm einen neuen Aufschwung. Paradigmatisch dafür steht die WMP Eurocom AG, gegründet unter Mitwirkung von Hans-Dietrich Genscher, heute operativ geleitet vom ehemaligen Eichel-Berater Klaus-Peter Schmidt-Deguella und dem ehemaligen Chefredakteur der Bild-Zeitung, Hans-Hermann Tiedje. Hans Eichel sitzt heute im Aufsichtsrat der AG.

Die Talkshow als Bühne der Selbstdarstellung ist nicht risikofrei. Die politische Sphäre kann auch säkularisiert, das geheimnislose demokratische Führungspersonal entautorisiert werden. So wertet Lutz Hachmeister es geradezu als Verdienst der Sendung, das eigenartige Figurenensemble der „Berliner Republik“ vorgeführt zu haben. „Sabine Christiansen“ habe „die jeweiligen Typen von Politi-

kern in den Jahren der rot-grünen Koalition kenntlich gemacht, in der Art, wie sie sich gaben, wie sie sprachen, argumentierten, wie sie aussahen“ (Hachmeister 2007, S. 152).

Er beklagt allerdings auch, dass im Gegenzug dazu im Fernsehen „andere Formen des politischen Journalismus marginalisiert worden [sind], wie Dokumentarfilme, die politische Prozesse über einen längeren Zeitraum beobachten, politische Magazine und Politikerporträts“ (ebd., S. 151).

Es entfaltete sich überdies eine seltsame Arbeitsteilung: Die harten politischen Gespräche gingen weitgehend in die Hände weiblicher Gastgeber über, während deren männliche Kollegen (Johannes B. Kerner, Reinhold Beckmann) sich auf den Soft-Talk verlegten.

Gelassen bilanzierte die Journalistin Klaudia Wick die Jahre mit „Sabine Christiansen“:

„Mit der ihr eigenen Mischung aus journalistischem Alarmismus und ritualisierter Langeweile führte Christiansen uns alle sicher durch die Auf- und Abs der letzten Jahre: Vom Börsenboom bis zum rot-grünen Neuanfang, vom Zusammenbruch der Twin Towers in New York bis zu George Bushs Kampf gegen die ‚Achse des Bösen‘ reduzierte diese Sendung alles Unge- mach auf das handhabbare Maß eines Gesprächsabends“ (Wick 2006).

Bereits im Juni 2006 hatte Sabine Christiansen angekündigt, ihren Lebensmittelpunkt nach Paris zu verlegen und ihre ARD-Talkshow aufzugeben. Für viele Kommentatoren galt es damals als ausgemachte Sache: „Sabine Chris-

tiansen geht raus, Günther Jauch will rein“ (Süddeutsche Zeitung [SZ] 24/25.6.2006). Die scheidenden Intendanten Jobst Plog (NDR) und Fritz Pleitgen (WDR) hatten schon einige Stars aus dem Privatfernsehen zurückgelockt und wollten mit der Personalie ihre Amtszeit krönen. Der Umworbene selbst hatte dezent begonnen, sich in Interviews maßvoll konservativ auch zu gesellschaftspolitischen Fragen (Glaube, Erziehung, Bildung) auszulassen, und keinen Hehl daraus gemacht, dass er nach mehr Anerkennung als seriöser Journalist strebe und die Moderation der zentralen ARD-Talksendung als eine gelungene Abrundung seiner Medienlaufbahn begreife. Am Ende scheiterte die Verpflichtung Jauchs im Jahre 2006 aber an den komplizierten föderalen Strukturen der ARD, den „Gremlins“ – wie Jauch etwas despektierlich zu Protokoll gab –, und wurde so erst mit einer Verzögerung von fast fünf Jahren und der nächsten Führungsgeneration der ARD vollzogen. Am symbolischen Datum 11. September 2011 wird Günther Jauch nun seine ARD-Talksendung sonntags nach dem „Tatort“ „aus dem Herzen der Hauptstadt“ (Günther Jauch), nämlich dem stillgelegten Schöneberger Gasometer, starten. Im Inneren befindet sich die ehemalige Bundestagsarena, ein der Kuppel des Reichstags nachempfundener Bau.

„Anne Will“, der Aufstieg Frank Plasbergs und „Maybrit Illner“

„Habemus Anne“, mit diesen Worten karikierte der Spiegel-online-Kommentator Reinhard Mohr das Gewese, das um die Nachfolge von

Sabine Christiansen veranstaltet wurde. Nach der Absage Günther Jauchs wurde die Christiansen-Nachfolge erst mit einiger Verzögerung entschieden.

Anne Will, die ebenso wie Sabine Christiansen von der Moderation der ARD-„Tagesthemen“ kam, durfte sich nun in neuer Funktion bewähren. Die am 16. September 2007 gestartete Talkshow bekam den Namen der Gastgeberin, die auch eine eigene Produktionsfirma gründete. Anne Will konnte auf langjährige TV-journalistische Erfahrung zurückblicken. In den „Tagesthemen“ war sie als schlagfertige Interviewerin aufgefallen. Zuvor war sie als erste Frau in eine Männerdomäne, die Moderation der ARD-„Sportschau“, vorgezogen.

Obwohl die Kritik ihr von Beginn an freundlicher gesonnen war als Sabine Christiansen, musste sie sich sofort einigen, meist psychologisierenden Vergleichen mit ihrer Vorgängerin stellen. Sie wirkte zwar hoch konzentriert, aber selten gelassen, wenig der Dynamik ihrer eigenen Sendung vertrauend. Ein neues Verhältnis von Persönlichem und Politischem kündigte sie in der werblichen Selbstdarstellung ihrer Sendung an, konnte dies aber selten einlösen. Auch schien die Redaktion nicht immer so recherchesicher zu sein wie die Redaktionen konkurrierender Formate.

Deutlich abheben wollte sich „Anne Will“ von dem „Sabine-Christiansen“-Gestus, selbst allzu sehr verwickelt zu sein in das weit gespannte Netz politik-journalistischer Hauptstadt-Kommunikation und -Absprachen. Ein von der sonstigen Gesprächsrunde isoliertes „Betroffenen-Sofa“ sollte besondere Nähe zu den

*Der Betroffene
wird gegen Kritik
immunisiert*

Problemen der einfachen Menschen suggerieren. Oft geht gerade diese Isolation schief: Der Betroffene ist nur das und darf nur dies sein. Gegen Kritik wird er immunisiert. Das eigene Exempel darf detailreich geschildert werden; richtig mitreden, wenn es um die „große Politik“ geht, darf der oder die redaktionell Ausgewählte nicht. Das besondere Element der Sendung, das Publikumsnähe garantieren soll, ist zugleich das umstrittenste. Regelmäßig kritisiert wurde in der Folge auch die Fähigkeit der Gastgeberin, die Diskussion zu leiten bzw. das Gespräch in interessante Bahnen zu lenken. Mal schien sie es zu ausufernd laufen zu lassen, mal gerade dann abubrechen, wenn es hätte interessant werden können. Früh musste sich Anne Will auch ausgiebig interner Kritik stellen, die von interessierter Seite gezielt an die Öffentlichkeit lanciert wurde.

Immer aber erwies sich Anne Will als loyale Mitarbeiterin der ARD (vgl. Minkmar 2010). Fast schien sie gelöst zu agieren, seit der Beschluss feststand, dass sie ihren herausragenden Sendeplatz zugunsten von Günther Jauch verlieren würde. Obwohl manch ein Hierarch wohl heimlich darauf spekuliert hatte, sie durch besonders rüden Umgang zu verschrecken – der Beschluss wurde der Öffentlichkeit mitgeteilt, ohne die im Urlaub weilende Moderatorin zuvor zu konsultieren – oder sie gar zum Verzicht auf weitere ARD-Talks zu bewegen, nahm sie es sportlich hin, zum Spielball hierarchischer Entscheidungen zu werden.

Von Beginn an hatte sich „Anne Will“ der offenen oder heimlichen Konkurrenz mit dem Talkformat „hart aber fair“ zu erwehren. Diese von

Frank Plasberg geführte Sendung durfte eine in der heutigen Fernsehlandschaft fast einzigartige Entwicklung nehmen: Sie wuchs organisch. Im Jahr 2001 startete sie im Dritten Programm des WDR. Rasch wurden sowohl die Sendung wie insbesondere der bis dahin weitgehend nur regional bekannte Moderator für ihre erfrischende Andersartigkeit gelobt. Das Motto der Sendung kam nicht von ungefähr. Im Gegensatz zu der in den Hauptprogrammen oft gesehenen staatstragenden Bräsigkeit sorgte Frank Plasberg für einen flotten Ablauf der Sendung, variierte freihändig verschiedene Module und befragte seine Gäste hartnäckig und respektlos.

Er wollte sich weder mit der Politik gemein machen, noch begriff er sich selbst als politischen Journalisten. Statt gemütlicher Plausch war hier wache Schlagfertigkeit gefordert. Für Politiker wurde es eine sportive Herausforderung, zu Plasberg in die Sendung zu kommen. Frischer Wind kam in den Talk, viele empfanden dies als Reanimation eines gesunden, skeptischen politischen Journalismus. Frank Plasberg wurde berühmt. „Mir fehlt ein Gen für Milde“, gab er später zu Protokoll (FAZ, 9.6.2006).

Er kam aber nicht aus dem Nichts. Früh hatte er als Boulevard- und Hörfunkreporter gearbeitet. In der regionalen Berichterstattung des WDR hatte er Leitungsfunktionen übernommen und war auch ein erfahrener Moderator. Dabei war er immer ein Vertreter populärer Themen gewesen. Mit einem pädagogischen Journalismusverständnis der Political Correctness hatte er sich immer kritisch auseinandergesetzt. Die neue Sendung gab ihm nun Gelegenheit, seine Erfahrungen auf einem neuen Feld selbstbe-

wusst einzusetzen. Zugleich erlebte er einen anfangs fast unerwarteten Sprung in der ihm zugewiesenen Bedeutung.

Dazu trug auch die kluge Redaktionsleitung bei. Kaum eine andere Redaktion recherchierte so gut, entdeckte bisher nicht präsente, dennoch redegewandte, neue Gäste, frühere Politikerstatements, bastelte kurze, mal besonders zugespitzte, mal gehaltvolle Spielfilme, entwickelte parallel zur Sendung einen „Faktencheck“ im Internet. In der zweiten Hälfte der Sendung wird regelmäßig die Redakteurin Brigitte Büscher befragt, die sortierend Zuschauerkommentare vorträgt. Es gab sogar einzelne Politiker, die mit seiner Sendung wuchsen: Wolfgang Bosbach (CDU) und Dieter Wiefelspütz (SPD) seien als Beispiele genannt. Bärbel Höhn, zunächst grüne Umweltministerin in NRW, gewann an bundesweiter Ausstrahlungskraft. Auffällig war bei Plasberg auch, dass einzelne Elemente der Sendung – wie Spielfilme oder Publikumsreaktionen – nicht als Gimmicks eingesetzt wurden, sondern in der Regel die Debatte neu entfachten oder auf eine andere Ebene hoben. Der SPD-Generalsekretärin Andrea Nahles wurde ein Video vorgeführt, das sie als Juso-Chefin im Jubeltaumel zeigte, als der mittlerweile zur Linkspartei konvertierte Oskar Lafontaine den Parteichef Rudolf Scharping stürzte.

Auch durch solche Szenen wurde „hart aber fair“ zu einer sehr variablen Talksendung, die bald überregional Aufmerksamkeit erregte. Es dauerte nicht mehr lange, bis Frank Plasberg mit Journalismus- und Fernsehpreisen geradezu überschüttet wurde. „Frank Plasberg macht

mit ‚hart aber fair‘ schon längst ein ARD-Format“, hieß es etwa im Tagesspiegel am 15. Januar 2007, kurz bevor die Fernsehdirektoren der ARD ihrer Intendantenrunde einen Vorschlag zu den ARD-Talksendungen zu unterbreiten hatten. Viele Beobachter rechneten damit oder wünschten sogar, Plasberg werde mit „hart aber fair“ die Nachfolge von „Sabine Christiansen“ angetragen. Die komplexe, föderale ARD aber verständigte sich auf einen Kompromiss. Die vom NDR favorisierte Anne Will durfte auf den Sonntagabend gehen, während „hart aber fair“, von ursprünglich 90 Minuten auf 75 gekürzt, einen neuen Sendeplatz am Mittwoch im Ersten zugewiesen bekam. Besonders gefuchst hat es dabei den längst vom WDR-Angestellten zum selbstständigen TV-Unternehmer mutierten Plasberg, dass ihm seine Oberen öffentlich „Starqualitäten“ absprachen. Seitdem versucht er sich auch als Entertainer in der leichten TV-Muse.

In der Folge wurde gelegentlich geargert, dem auch im Ersten reüssierenden Moderator sei seine steile Karriere zu Kopf gestiegen. Er platze fast vor lauter Selbstbewusstsein. Zum zuvor fast einhelligen Lob gesellte sich Kritik. Allzu sehr benehme sich der Moderator wie ein Dompteur in der Manege. Er unterbreche unwirsch die Gedanken seiner Gäste, zerhacke den Sendefluss zu einer Häppchen-Abfolge immer neuer Reize. Sie werde damit geradezu zum Gegenteil von Diskussionskultur. Kritisch hinterfragt wurde jetzt auch Plasbergs Versprechen, er wolle die Politik mit der Wirklichkeit konfrontieren. Dies tat am eloquentesten Carolin Emcke, die Plasberg zu-

*Der Moderator
als Dompteur*

gleich als „Journalistin des Jahres“ nachfolgte. Die vermeintliche Konfrontation von „Politik“, der per se Wirklichkeitsferne unterstellt werde, mit dem allzeit Authentizität verheißenden Moderator, der im Namen der Zuschauer furchtlos die gesellschaftliche Wirklichkeit in Stellung bringe, sei vor allem eine manipulative, ja demagogische Selbstinszenierung.

„Hart aber fair, das ist die selbstreferenzielle Antwort eines politischen Journalismus, der behauptet, Politik sei etwas anderes als die Wirklichkeit, aber an der Wirklichkeit nur dann interessiert ist, wenn er sie selbst inszenieren kann im ewig selbigen Ritual“ (Emcke 2009).

*Unbeeindruckt holt
Maybrit Illner im
Zweiten solide Quoten*

Relativ unbeeindruckt vom bevorstehenden „Hase-und-Igel-Rennen“ im ARD-Talkgewerbe und vom befürchteten „Ersaufen im Gequatsche“ (Huber 2010a) zieht Maybrit Illner im ZDF ihre Bahn (vgl. Gäbler 2008a). Am Donnerstag holt sie im Zweiten solide Quoten: Selten rutscht der Marktanteil unter 13 Prozent. Für den Mainzer Sender ist dies eine verlässliche Größe. Sie bricht das relativ statische Konzept der inzwischen ebenfalls nach ihr benannten Sendung, die fast immer eine ruhig argumentierende Runde zeigt, durch gelegentliche Einzelinterviews oder besondere Gäste.

Seit 1999 ist Maybrit Illner, die noch zu DDR-Zeiten in Leipzig Journalistik studierte, Gastgeberin von „Berlin Mitte“. Zunächst hat sie im ZDF seit 1992 das „Morgenmagazin“ moderiert und später auch redaktionell geleitet. Erst nach einem dreijährigen Talk-Vakuum rang sich der Mainzer Sender zu einem werktäglichen Pen-

dant zu „Sabine Christiansen“ durch. Wie schon der Sendungstitel verhielt, bestand auch hier der Anspruch, die jeweils aktuellen und zentralen politischen Themen diskursiv zu verhandeln. Wolfgang Klein, der langjährige und routinierte Redaktionsleiter von „Sabine Christiansen“, wechselte mit deren verkündetem Abschied zu Maybrit Illner und stabilisierte die Redaktion sowie deren politische Kontakte.

Auch Maybrit Illner wurde inzwischen vielfach für kritischen und unabhängigen Journalismus geehrt. Seit dem 14. März 2007 heißt ihre Talksendung „Maybrit Illner“. Damit einher ging eine leichte Öffnung zu stärker gesellschaftspolitischen oder auch „Middle-of-the-Road“-Themen. Die Studiodekoration wurde erneuert. Statt in einem lockeren Sesselkreis nehmen die Diskutanten inzwischen an einem lichten Tisch Platz. Dahinter spannt sich eine große Videowand. Ebenso wurden sanft und allmählich immer mehr Elemente in die Sendung eingeführt, die von Plasbergs „hart aber fair“ entlehnt zu sein scheinen. Von einem Touchpad aus ruft Illner Einspielfilme ab. Es gibt eine eigene Facebook-Seite und einen Youtube-Kanal. Publikumsfragen per Video sollen die Sendung für ein jüngeres Publikum öffnen. Maybrit Illner, die seit dem 14. August 2010 in mit René Obermann, dem Vorstandsvorsitzenden der Deutschen Telekom AG, verheiratet ist, führt die Debatten meist mit fester Hand, neigt aber auch – etwa in ihrer etwas verschwurbelten Schlussformel – zu gelegentlichen Manierismen. Zuletzt hat sie darauf verzichtet, uns noch irgendetwas aufgrund „gewonnener Einsichten“ mit auf den Weg zu geben.

2. „Erst wenn der Eisberg da ist ...“ Von Themenkonjunkturen und Quotengaranten

„Es ist schwierig, in einer Talkshow ein neues Thema zu setzen. Dafür sind Dokumentationen, Nachrichten, vielleicht aber eben auch Zeitungen und Bücher besser geeignet. Wir können Themen sehr gut diskutieren, über die sich Leute bereits eine Meinung gebildet haben. Weil man dann als Zuschauer mitdenkt, im Sinne von: Der hat recht, der hat nicht recht“ (Sandra Maischberger, zit. nach: Blome 2009, S. 28).

Themenvielfalt und Themencluster

Im Untersuchungszeitraum vom 15. März bis zum 15. Juni 2011 standen die regelmäßigen politisch relevanten Sendungen unter Beobachtung. Auf den ersten Blick bieten sie eine bunte Fülle von unterschiedlichen Themen. Es geht von der Atomkatastrophe in Japan bis zum Altern in Würde, von der FDP-Krise bis zur EU-weiten Öffnung des Arbeitsmarktes am 1. Mai, von Jugendgewalt bis zum neuen Benzin E 10. Dies sieht nach Vielfalt aus. Zu leugnen ist sie nicht. Aber schon etwas anders gestaltet sich das Bild, wenn man vor allem die Sendungen in den Vollprogrammen zu guten Sendezeiten betrachtet. Hier ist bereits eine deutliche Verengung des Themenspektrums zu verzeichnen. Interessant wird es, wenn man die Abfolge der Themencluster verfolgt.

Mono-Thematik Guttenberg

Immer wieder gibt es Wochen, in denen alle relevanten Talkshows de facto dasselbe Thema behandeln. Besonders groß war die Mono-Thematik der Talkshows in den unserem eigentlichen Beobachtungszeitraum vorausliegenden

Wochen vom 20. Februar bis zum 2. März 2011, als nacheinander gleich fünf verschiedene Talkshows – „Anne Will“ (ARD, 20.2.2011), „hart aber fair“ (ARD am 23.2.2011 und 2.3.2011), „Maybrit Illner“ (ZDF 24.3.2011), „Münchner Runde“ (BR 1.3.2011) und „Menschen bei Maischberger“ (ARD 1.3.2011) – unter wechselnden Titeln dasselbe Thema, nämlich die Plagiatsaffäre des Verteidigungsministers Karl-Theodor zu Guttenberg, debattierten. Irgendetwas enthüllt hat keine dieser Sendungen, auch nicht die sich entfaltende Dynamik entschieden vorangetrieben oder gar eine neuartige Faktenlage referiert, aber die Talkshows haben geholfen, das Thema wachzuhalten. Bis in das jeweilige Personal hinein gleichgerichtet, waren die Meinungsfronten aufmarschiert. Gleich in drei der fünf Talkshows warf sich Nikolaus Blome, der Leiter der Bild-Hauptstadtredaktion, für den populären Verteidigungsminister in die Bresche. Keine der fraglichen Redaktionen hält diese wiederholte Einladung für einen Fehler. Hauptsache der Gast tut, wofür er einbestellt wurde. Interessant ist auch, dass zwar sofort nach dem Ministerrücktritt noch einmal getalkt wurde („Lügner oder Märtyrer?“, „hart aber fair“, 2.3.2011), das Thema

danach aber sofort beerdigt wurde. Der Abschluss der gesamten Affäre – etwa in Form des Schlussberichts der Universität Bayreuth – ist für keine der einschlägigen Runden mehr ein attraktives Talkthema. Auch über das in der Causa Guttenberg geoffenbarte Verhältnis von Politik und Medien lohnt sicher eine ausführlichere Reflexion – aber eben nicht innerhalb der popularitäts- und quotenfixierten Talkformate.

In der Woche zwischen dem 12. und dem 18. Mai gab es in ähnlicher Häufung wiederum fünf Sendungen zur Euro-Stabilität und deren Gefährdung durch die hohe Verschuldung Griechenlands. Im 4. Kapitel dieser Studie werden sie detailliert untersucht.

Unmittelbar ineinander griffen die Diskussionen über Sex, Macht, Öffentlichkeit und Prozesse, die zunächst angesichts der Verhaftung des IWF-Chefs Dominique Strauss-Kahn in New York angesetzt wurden und dann geschmeidig übergingen in die Nachbereitung des „Falls Jörg Kachelmann“. Auch dazu gibt es Einzeluntersuchungen im weiteren Verlauf dieses Kapitels.

Die Gruppierung der Talkshow-Themen zu Clustern ergibt aber auch für andere Zeiträume ein Bild mit relativ scharfen Konturen. Im Untersuchungszeitraum sah die Themenabfolge zunächst wie folgt aus:

- FDP-Krise
- Atomkatastrophe in Japan
- Billiglohn/EU-Arbeitsmarktliberalisierung
- Osama Bin Ladens Tod
- Euro-Krise
- Strauss-Kahn/Kachelmann

Die Krise der FDP und die Talkshow-Hierarchie

Zu jedem dieser Themen gab es sofort mehrere Talksendungen. Ganz typisch ist der Verlauf der Runden zum Thema FDP-Krise. Es beginnt am 3. April bei „Anne Will“. Unmittelbar nacheinander folgen: Das Duell bei n-tv am 5. April; ebenso die „Phoenix-Runde“ am 5. April; „hart aber fair“ am 6. April und „Maybrit Illner“ mit etwas stärkerer Gewichtung auf der Ermattung der Regierungskoalition insgesamt am Tag darauf. Zunächst ist es die große Stunde der „Oldies“: Wolfgang Gerhardt und Gerhart Baum dürfen ran. In den kleineren Runden zu Beginn gibt es kaum aktuell verantwortliche Politiker der FDP selbst. Zu den „Ehemaligen“ gesellen sich einige journalistische Betrachter: von der taz-Chefredakteurin Ines Pohl bis zu Michael H. Spreng, Hugo Müller-Vogg, Ulrich Wickert, Michael Jürgs, Hans-Ulrich Jörges und Gertrud Höhler. Nur bei „Beckmann“ am 4. April sorgt mit Wolfgang Kubicki ein FDP-Insider von Beginn an für den üblichen Krawall. Da steigt dann der erste FDP-Politiker, der auch Mitglied eines Führungsgremiums ist, als Kontrahent in die Bütt: Jorgo Chatzimarkakis, Abgeordneter im Europäischen Parlament. Der kommt dann auch gleich in der „Phoenix-Runde“ vom 5. April noch einmal zum Zug und ist kurz danach Gast bei „Anne Will“ zum Thema Euro-Krise. Erst zu Frank Plasberg aber bequemt sich auch die erste Garde der Liberalen: Hier schlägt sich der FDP-Generalsekretär Christian Lindner wacker gegen den doppelten Vorwurf, einerseits eine Ellenbogengesellschaft zu wollen und andererseits nur einen Kuschel-Putsch

zustande zu bringen. „Anne Will“ hatte es drei Tage zuvor nur zum FDP-Namensvetter Martin Lindner aus Berlin gebracht. Da „Maybrit Illner“ das Krisenszenario hin zur Bundesregierung insgesamt weitete, stellt sich hier Rainer Brüderle, damals noch Bundeswirtschaftsminister, einer Debatte entlang den üblichen parteipolitischen Fronten.

Eine Rangordnung innerhalb des Talkgeschehens wird erkennbar. Kleinere politische Lichter dürfen gerne gleich mehrmals hintereinander in kleinere Sendungen kommen. Aber ohne mit der Wimper zu zucken, präsentieren auch konkurrierende Sendungen die gleichen tollen Gästeentdeckungen, wie Alexander Kolb, der einst in der bayerischen Jungen Union führend tätig war und dann zu den Grünen wechselte. Bei „Maybrit Illner“ musste er am 31. März noch im Publikum sitzen, und die Gastgeberin befragte ihn dort. Ein paar Tage später bei Frank Plasberg durfte er schon am Tresen der Großen mitdiskutieren. Die wirklich verantwortlichen liberalen Parteigrößen aber stellten sich – obgleich keineswegs als kamerascheu oder schüchtern bekannt – nicht den gängigen Talksendungen. Es dauert bis zum 8. Mai – da erst übt der scheidende Parteivorsitzende Westerwelle erstmals verhaltene Selbstkritik: allerdings nicht in einem TV-Talk, sondern in der Bild am Sonntag. Im Gros der Talksendungen zur FDP-Krise wird vor allem kolportiert, was andernorts zu lesen war. Es gibt einen Überhang von meinungsprägenden Journalisten in den Talkrunden zum Thema. Selbstständige Exkursionen in die Wirklichkeit, explorative Filme, markante Porträts feh-

len. Durch verschiedene Auftritte und publizistische Aktionen versucht der junge FDP-Generalsekretär sich als Geistesmensch zu profilieren, der den Liberalismus tief neu durchdenkt. In den Talkshows spielt dies keine Rolle. Auch besondere Ausarbeitungen – in jener Zeit machen die „5. Berliner Freiheits-Rede“ und mehrere entsprechende Artikel von Peter Sloterdijk die Runde, der beklagt, wie der Liberalismus vom Generösen hin zum Geiz mutiere – spielen in den TV-Erörterungen keine Rolle. Weniger fundamentale weltanschauliche Fragen als tagesaktuelle Konstellationen können in den Talkshows gut bearbeitet werden.

GAU in Japan – Angst in deutschen Talkshows

Die Atomkatastrophe in Japan, Schlussfolgerungen daraus für die hiesige Energiepolitik und der Aufstieg der Grünen waren ein weiterer Themencluster. Der 11. März war das Datum von Erdbeben, Tsunami und der Atomkatastrophe im japanischen Küstenort Fukushima. Die erste Talkshow zu diesem Themenkomplex fand am Sonntag danach, am 13. März bei „Anne Will“ in der ARD statt. Der japanische Botschafter war ebenso eingeladen wie der in Deutschland verantwortliche Minister, Norbert Röttgen (CDU). Es war eine vielfältige Sendung mit verschiedenen Elementen von Mitgefühl bis Streit (vgl. 5. Kapitel). „Japans Tragödie, Deutschlands Angst – Kommt jetzt das endgültige Atom-Aus?“, fragte zügig Frank Plasberg in seiner Sendung „hart aber fair“ am 16. März; auch wenn sich zur Beantwortung keiner der entscheidenden verantwortlichen Politiker ein-

*Talkshows im
Zeichen des GAUs*

fand. Lediglich Dirk Niebel (FDP) war von Regierungsseite beauftragt, dem attackierenden Fraktionsvorsitzenden der Grünen, Jürgen Trittin, etwas Widerstand entgegenzusetzen, gelegentlich assistiert vom stets um Augenmaß und Vernunft bemühten SPD-Oldie Klaus von Dohnanyi. Eine Woche später, am 23. März, hieß es bei „hart aber fair“ in leichter Variation: „Wahlen im Zeichen des GAUs“. Am 1. April konnte es dann im SWR-„Nachtcafé“ mit Wieland Backes schon um die „Schöne neue grüne Welt“ gehen. Hier durfte sich der spätere erste grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann mit einigen Repräsentanten grüner Landwirtschaft, den Schönauer Stromrebellin und der Bewohnerin eines Öko-Hauses der gemütlichen Kontroverse mit dem ehemaligen baden-württembergischen Landesvater Lothar Späth im Regionalprogramm seines Stammlandes hingeben. Das sieht alles noch sehr nach regionaler Beschaulichkeit aus.

Überregional bemerkt wird die Tiefe der politischen Verschiebung in den Talkshows nur mit einiger Verzögerung. Natürlich gibt es zu Fukushima und den Folgen sofort eine üppige Berichterstattung: sowohl in den Print-, in den Online-Medien als auch im Fernsehen. Nicht nur Reporter aus dem fernen Asien kommen zu Wort, sondern ebenso viele einheimische „Experten“.

Das Talken über Japan, die Atomkatastrophe und die Auswirkungen auf die Bundesrepublik begann aber trotz der Schnelligkeit von „Anne Will“ und „hart aber fair“ in der Breite mit einer deutlichen Verzögerung. Sie reflektiert die mangelnde journalistische Autonomie des Talkge-

werbes. Unmittelbar nach der Atomkatastrophe war ein alle Parteien übergreifender Konsens, es müsse nun zunächst innegehalten werden. Das menschliche Leid in Japan dürfe nicht für hiesige politische Zwecke instrumentalisiert werden. Diese Pietätspause machten sich auch die meisten Talkshows zu eigen. Weil das Ereignis selbst vorbei war, erfolgte die Nachbereitung dann unter zwei unterschiedlichen Akzentsetzungen, die allerdings sehr gut das dominierende Selbstverständnis der fraglichen Talkshows spiegeln: Früh bei „2+Leif“ (4.4.2011) und etwas später bei „Maybrit Illner“ (14.4.2011) ging es in einem hektischen Streit mit vielen Spekulationen um die Kosten der Energiewende. Der bereits vor kleinerem Zuschauerkreis zwei Tage zuvor auf n-tv im „Duell“ erprobte Hans-Werner Sinn durfte sein markantes TV-Gesicht mit dem weißen Bartrahmen noch einmal einem größeren Zuschauerkreis präsentieren. Der Ökonom hält die Ökologisierung des Stroms für ein Synonym des Niedergangs einer Wohlstandsgesellschaft; sie sei weder realistisch noch finanzierbar. Diese Philippika, die ordentlich Zunder in die Debatte bringt, durfte er dann auch im ZDF noch einmal kraftvoll vortragen. Da die Faktenlage spärlich war, die Prognosen entgegengesetzter kaum sein könnten und Spekulationen aller interessierten Seiten wild ins Kraut schossen, entstand im Diskurs zwar wenig Überprüfbares, aber es ging – schön unterhaltsam – heiß her. Hier wurde das Thema „Energiewende“ also konsequent ökonomisiert.

Gemäß seiner oft besonders populären Akzentsetzung wählte Plasberg den anderen Weg: Hier wurde die Energiewende am 20. April indi-



vidualisiert. Über „Grün wählen – gerne! Aber grün leben?“ durften die üblichen Verdächtigen vom ehemaligen EnBW-Chef Utz Claasen bis zur Ökoradikalen Jutta Ditfurth miteinander streiten. Statt Ranga Yogeshwar, der dem Ganzen einen ernsten Anstrich gegeben hätte, durfte dessen WDR-Vorgänger, Hobbybastler und stolzer Senioren-Papa, Jean Pütz, mit in die Runde. Plasberg interessierte sich vor allem dafür, was denn jeder Einzelne für das grüne Leben zu tun bereit sei. In den beiden führenden Talkshows ging es also im ZDF besonders um die „harte“ Seite des Themas, in der ARD um die „weiche“.

Mit etwas Abstand, am 8. Juni, wählt auch „hart aber fair“ anlässlich des schwarz-gelben Kabinettsbeschlusses zum Atomausstieg das „harte“, innenpolitische Thema: „Der Sprung ins Dunkle – Wie riskant ist Deutschlands Atomausstieg?“ Es gelingt, nicht nur die beiden wichtigsten politischen Antipoden, den Bundesumweltminister Norbert Röttgen (CDU) und seinen Vorgänger Jürgen Trittin (Grüne), an einen Tisch zu bringen, sondern mit dem ehemaligen nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten und späteren „Super-Minister“ der rot-grünen Koalition, Wolfgang Clement, einen originellen und dem klassischen, sozialdemo-

kratischen Industrialismus verhafteten Ausstiegsskeptiker dazu zu laden.

Allerlei

Zwischendurch gab es ein buntes thematisches Allerlei. Fast immer, wenn sich kein Thema wie von selbst aufdrängt, suchen die Talkredaktionen Themen, in denen sich gesellschaftspolitische Probleme mit Fragen der Lebensweise schneiden. Mit dem Thema: „Ein Lebemann wählt den Tod – Ist Selbstmord besser als Demenz?“ (11.5.2011) sucht Frank Plasberg Anschluss an den Freitod von Gunther Sachs. In der „hart-aber-fair“-Sendung über „Altern als Aufgabe – Gibt es ein Leben mit Happy End?“ eröffnet Joachim Fuchsberger seine Talktournee zum Buchverkauf. Außerdem passt das Thema gerade gut in die feierliche, nachösterliche Zeit. Da die Besetzung mit der ehemaligen Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth (CDU), dem stets strahlenden ZDF-Mann Peter Hahne und Katja Timm, die zum Thema soeben eine Spiegel-Titelstory publiziert hatte, ausreichend populär war, wird dieses Thema beibehalten, obwohl es eigentlich zeitlos ist. Bei „Eins gegen Eins“ wird sogar über das Benzin E 10 gestritten; andere Themen sind Jugendgewalt oder sexueller Missbrauch.

Gravierende politische Fragen, wie etwa die nach der Verlässlichkeit deutscher Außenpolitik nach der Enthaltung im Weltsicherheitsrat zu Libyen, werden an die politologische Fachabteilung bei Phoenix delegiert. Hervorgehoben werden muss noch die Kombinationsfreude bei n-tv, wo es gelang, die FDP-Krise und

den GAU in Japan zu dem wunderlichen Titel: „Öko statt Guido“ (19.4.2011) zu verschmelzen. Vorher schon hatte die Redaktion von „Anne Will“ den schönen Misch-Titel: „Störfall FDP“ entworfen (3.4.2011). Dagegen liegt bei der weit ins Popularfach ausgreifenden Runde bei „Maybrit Illner“ vom 28. April „Hochzeitsfeier – Braucht auch Deutschland neue Helden?“, für die immerhin Joachim Gauck und Udo Jürgens gewonnen werden konnten, die Quotenspekulation durch Anschluss an die britische Monarchie-PR allzu offenkundig auf der Hand.

Relativ weit neben der tagesaktuellen Politik siedelt die Redaktion von „Beckmann“ ihre Themenfindung an. Manchmal – insbesondere wenn es darum geht, einzelne Politiker ausführlich von ihrer menschlichen Seite darzustellen, also Frank-Walter Steinmeier als liebenden Nierenspender für seine Ehegattin oder Franz Müntefering als Betreuer seiner todkranken Frau – kommt eine Stimmung verhaltener Devotion auf. Dann haftet „Beckmann“ etwas unangenehm Höfisches an. Oft aber trifft er auch mutig den Nerv gesellschaftlicher Diskussionen jenseits der nachrichtlichen Hektik. Dann kann man seinen Sendungen einen informativen Mehrwert abgewinnen, weil die Gästekonstellation originell ist und allen Beteiligten ausreichend Zeit gegeben wird. Hier hat Reinhold Beckmann im Laufe seiner Talkshow-Zeit dazugelernt und ist auch in der anfangs oft unsicheren Gesprächsführung gereift. Zwei Sendungen sollen hervorgehoben werden, die eine für das Fernsehen ungewöhnliche Gesprächskultur zeigten: Im Januar 2010 war Thomas Gottschalk, der Großstar der deutschen Fernsehunterhaltung, zu

Gast und ließ sich in einen durchaus ernsthaften Dialog mit dem kritischen Theologen Hans Küng über Glaube, Tod, Sterbehilfe und manche Lebenssinnsfrage verstricken. Und selten gelang es, individuelle Schicksale und Grundfragen der bundesrepublikanischen gesellschaftlichen wie staatlichen Identität so intensiv miteinander zu verschränken wie in der „Beckmann“-Sendung am 11. April 2011, in der Corinna Ponto und Julia Albrecht ihr Buch zum RAF-Terror vorstellten, Jörg Schleyer und Michael Buback ebenso wie der Filmemacher Andres Veiel besonnen sprachen, die individuellen Verwüstungen offenlegten, ohne sie auszustellen, und zugleich immer wieder Fragen an den doch angeblich offenen, demokratischen Staat stellten, der keinerlei Initiative zeigt, um den „deutschen Herbst“ wirklich zu erforschen. Bemerkenswert ist, dass diese bedeutende Sendung bereits Wochen vorher aufgezeichnet worden war, aber von angeblich jeweils wichtigeren Themen verdrängt wurde. Bemerkenswert ist auch, dass sich eine solche inhaltliche Anstrengung in Quoten nicht widerspiegelt. Setzt Beckmann – wie am 2. Mai – einfach den überaus geschätzten Alt-Kanzler Helmut Schmidt neben den kaum jüngeren Peter Scholl-Latour und fragt deren Meinung zum gerade aktuellen Weltgeschehen ab, ist dagegen bester Zuschauerzuspruch sicher.

Trittbrettfahren durch „Audience Flow“

Für alle Talkshows spielt die Quotenspekulation natürlich eine überragende Rolle. Dabei tun sie in der Regel gut daran, die Spezifik des eigenen Ansatzes nicht zu leugnen. Sandra

Maischberger reüssiert damit, am späten Abend meist ältere prominente Gäste zu einem ruhigen, zurückgelehnten Gespräch zu empfangen. Ihr Talk ist längst auf die Zielgruppe der Senioren zugeschnitten. Hier geht es selten heiß her. Anders bei Frank Plasberg, der die Konfrontation im Titel führt. Zu den Vorteilen von „Anne Will“ gehört der exponierte Sendeplatz am Sonntagabend. Nicht selten haben mehr als 8 Millionen Zuschauer beim „Tatort“ mitgefiebert. Selbst wenn die Quotenkurve danach steil nach unten zeigt, kann der Durchschnittswert noch gut sein und über 4 Millionen liegen. Also ist in der ARD besonders beliebt, was auch schon „Sabine Christiansen“ praktiziert hat: aus dem Fernsehabend mit wechselnden Formaten *de facto* einen ARD-Themenabend zu formen. Am 19. April 1998 lief zunächst der „Tatort“ mit dem Thema Kinderhandel auf den Philippinen („Manila“); anschließend diskutierten der Regisseur Niki Stein und die Hauptdarsteller bei „Sabine Christiansen“ über Kinderhandel und Sextourismus. Noch aber wurden sie als Macher eines Krimis angesprochen, „Experten“ wurden ergänzend hinzugezogen. Dass aus Berichterstattung und Talk ein einheitlicher Abend wird, ist auch an den Wahlabenden inzwischen selbstverständlich geworden – selbst die „Kanzler-Duelle“, an denen Sabine Christiansen selbst moderierend teilnahm, wurden anschließend in ihrer Talk-Sendung noch einmal analysiert.

Inzwischen ist die Talk-Trittbrettfahrerei unter Fortführung eines zuvor fiktional bearbeiteten Themas Allgemeingut geworden. „Anne

Ein Themenabend aus „Tatort“ und Talk

*Der Talk behandelt
Film und Fiktion,
als wären es Doku-
mentationen*

Will“ durchschritt ein leichtes Quotal, aus dem ihr im Oktober 2007 ein auf der Hand liegender Kniff wieder heraushalf. „Die Frau vom Checkpoint Charlie“ hieß ein populärer ARD-Zweiteiler mit Veronica Ferres in der Hauptrolle. Wieder einmal spielte sie eine Mutter, deren Kinderliebe Grenzen, Totalitarismen und Diktatur zu überwinden wusste. 8,35 Millionen Zuschauer litten mit. Sofort im Anschluss durfte die Schauspielerin bei „Anne Will“ zum Thema: „Unrecht vergeht nicht – Die langen Schatten der Stasi“ noch einmal Leiden und Kämpfen erläutern. An ihrer Seite beglaubigte die reale „Frau vom Checkpoint Charlie“, Jutta Fleck, die Gefühle der Aktrice. 5,87 Millionen Zuschauer waren der Lohn für „Anne Will“.

Ähnlich verfuhr wenig später Frank Plasberg im November 2007 mit dem Thema „Contergan“, das durch einen aufrüttelnden ARD-Zweiteiler wieder ins Bewusstsein gerückt worden war. Mit der Frage: „Geht Profit vor Gesundheit?“ schloss er fugenlos an und begrüßte den Hauptdarsteller Benjamin Sadler in seiner Runde.

Plasbergs quotenstärkste Sendung aller Zeiten lief am 31. März 2010 ebenfalls in direktem Anschluss an einen Film. „Sekten, Gurus und Gehirnwäscher – Wie gefährlich sind moderne Seelenfänger?“ hieß sie und hatte immerhin die Traute, nicht nur über „Scientology“ zu sprechen, sondern live im Studio auch die direkte Auseinandersetzung mit Jürg Stettler, einem Öffentlichkeitsarbeiter dieser Vereinigung, zu suchen. Die Demontage gelang.

Mit dem Thema Soldaten in Afghanistan suchte „Anne Will“ am 24. Januar 2011 wieder

einen glatten Anschluss an den vorangegangenen „Tatort“, während Frank Plasberg in „hart aber fair“ neben einer Schar tatsächlicher Experten am 13. April 2011 auch Dietmar Bär als Talkgast zum Thema: „Der Feind in der Familie – Wenn der Mann zum Schläger wird“ begrüßte, weil der zuvor im ARD-„Fernsehfilm der Woche“ eine entsprechende Rolle gespielt hatte. Ebenso mit von der Partie war Gunter Gabriel, der „hart aber fair“ sogar erstmals eine Gesangseinlage bescherte, nachdem er soeben noch bei Sandra Maischberger über „Alkoholismus“ debattiert hatte. Wenigstens war Dietmar Bär klug genug, auf seiner Funktion als Schauspieler zu beharren und sich nicht naseweis in das Fachgespräch zur familiären Gewalt einzumischen. Das war ein angenehmer Kontrast zum erwähnten Agieren von Veronica Ferres, aber auch zur Fragetechnik von Anne Will. Am 10. April spielte im Tatort „Jagdzeit“ eine 14-jährige Zeugin eine Rolle. Thematisiert wurden auch deren Armut und fehlende soziale Aufstiegsperspektiven. „Arm bleibt arm, reich bleibt reich – Sozialer Aufstieg ein Märchen?“ schloss die Talksendung „Anne Will“ unmittelbar an. Konkreter Streitgegenstand war unter anderem das „Bildungspaket“. Unter völliger Leugnung sowohl des fiktionalen wie überhaupt des Kunstcharakters des Krimis wurden dann immer wieder Szenen aus dem „Tatort“ als Einspieler für den Talk genutzt, als handelte es sich um dokumentarische Aufnahmen aus dem Milieu der Geringverdiener.

„Fällt eigentlich noch irgendjemandem dieser Irrsinn auf?“, fragte daraufhin die „Berliner Zeitung“ empört. „Seit vielen Jahren erzählen uns die Kommunikationswissenschaftler, dass Medien die Welt konstruieren. So richtig glauben mochten wir das nicht. Wir murmeln etwas von kritischer Öffentlichkeit. Aber allmählich wird klar, dass es sich um eine schlichte Angsterregungs-Industrie handelt, die nach Beliebten Befürchtungen ausbeutet“ (Berliner Zeitung, Ausgabe 89, 15.4.2011, S. 4).

Ausgerechnet eine tatsächliche Dokumentarfilmerin sollte dann soziale Prognosen für das Filmmädchen abgeben. Charly Graf, ein ehemaliger Berufsboxer und heutiger Sozialarbeiter, wurde auf dem Sofa befragt – eine originelle Entdeckung könnte man meinen, hätte man nicht Tage zuvor das entsprechende Porträt in der Süddeutschen Zeitung gelesen. Originalität verdanken die Talkshow-Redaktionen in der Regel ordentlicher Zeitungslektüre.

Die Redaktion von „Anne Will“ erhält in der Regel die Filme, die zuvor als „Tatort“ in der ARD ausgestrahlt werden, vier Wochen vor dem Sendedatum. Wenn die Aktualität nicht unbedingt ein anderes Thema erzwingt, wird aus dem Spielfilm liebend gerne ein gesellschaftspolitisches Thema destilliert, das dann erörtert werden kann. Die Oberen der ARD sehen einen solchen „Audience Flow“ (auf Deutsch etwa: Zuschauerfluss) gerne. Sie ermuntern die Redaktionen dazu.

Auch am 5. Juni verfuhr die Redaktion wieder dementsprechend. Im „Tatort“ spielte

Gunther Maria Halmer einen an Demenz erkrankten Mann, der von einer illegal angeheuerteten Pflegerin betreut wurde. Fiktional wurde durchgespielt, ob ein solcher kranker alter Mann einen Mord begangen haben könnte, an dessen Opfer er sich nicht mehr erinnert. Aus dem filmischen Versuch machte die Redaktion von „Anne Will“ das sozialpolitische Thema: „Wenn Svetlana Opa betreut – Letzter Ausweg illegale Pflege?“ Denn „Pflege“ funktioniert immer. Zum Glück tauchte kein Schauspieler aus dem Film in der Talkrunde auf. Stattdessen musste der anwesende Bundesgesundheitsminister Daniel Bahr (FDP) zu Beginn der Sendung Auskunft geben über die EHEC-Krise, die sich in dieser Woche auf dem Höhepunkt befand. Wegen der günstigen Gelegenheit, das Talkthema an den „Tatort“ zu koppeln, wurde EHEC aber nicht zum Thema bei „Anne Will“. Also musste der Bundesgesundheitsminister vier Tage später noch einmal dasselbe bei „Maybrit Illner“ erzählen.

Dafür bot die Redaktion von „Anne Will“ zur Steigerung der Spannung eine anonymisierende Schattenwand auf. In Anwesenheit des Ministers wurde so ein „Leo Müller“ genannter Gast zur illegalen Beschäftigung einer Pflegerin befragt.

Auch diese Sendung bewies: Das Andocken an vorherige Filme ist fast immer hilfreich für die Quote, aber nur ausnahmsweise bringt der anschließende Talk dann auch die gesellschaftliche Selbstverständigung voran.

„Anne Will“ mit Schattenwand

Das arabische Versäumnis

Zweifellos ist die Energiewende ein großes, dominantes Thema im Untersuchungszeitraum. Die Grundfrage in der ökologischen Wissenschaft, ob auf Dauer technologische Effizienzstrategien ausreichen oder eine Lebensumstellung in westlichen, postindustriellen Gesellschaften hin zu mehr „Suffizienz“ nötig sei, wurde in den wichtigen Talkshows aber allenfalls gestreift.

Durch die Wiedergabe von demografischen Erhebungen, Umfragen, Statistiken etc. wurde natürlich auch die mentale Verfassung der Deutschen erörtert. Von der „German Angst“ war die Rede. Dass gerade nach Fukushima die Zustimmung zu „Grün“ wuchs, war evident. Politbarometer und Talkshows suggerieren dabei recht einheitlich ein unmittelbares Reiz/Reaktions-Schema. Dass es längst Bewusstseinsverschiebungen in den Tiefenströmungen der Gesellschaft gegeben hat, entgeht einer derartigen medialen Oberflächlichkeit meistens. Erst wenn die parteipolitischen Auswirkungen in Daten und Zahlen greifbar sind – etwa in überraschend guten Wahlprognosen für die grüne Partei –, fällt auf, was sich vorher untergründig längst vollzogen hat. Wenngleich es nicht der Anspruch sein mag, festzuhalten bleibt allemal: *Für gesellschaftliche Tiefenbohrungen sind Talkshows nicht das geeignete Instrumentarium.*

Nun war die Atomkatastrophe in Fukushima und der Aufstieg der hiesigen Grünen sicher eine der dominanten politischen Entwicklungslinien im Frühjahr des Jahres 2011. Beides kam

als Thema in den politischen Talkshows durchaus vor.

War das aber die wichtigste politische Entwicklung? Sicher nicht. Wir sind Zeitzeugen – und das gilt gerade für den untersuchten Zeitraum – einer gesellschaftlichen Umwälzung von der Dimension zumindest der Jahre nach 1989. Manche sagen auch, wenn schon historische Vergleiche gewagt werden sollten, dann müsste etwa die Französische Revolution herangezogen werden. Nur so begreife man das Wesen der Freiheitsrevolten in der arabischen Welt.

Es gab dazu TV-Sendungen, neben Nachrichten auch viele Sondersendungen: Das ZDF erprobte am 15. Februar 2011 um 20.15 Uhr sogar eine neue Form der Politikvermittlung mit dem eigenartigen Titel: „Was nun, Nahost?“ Aber in den regulären Talkshows war die arabische Umwälzung eher ein Randthema. Oder besser gesagt: ein Thema, als handele es sich um ein einmaliges Ereignis. „Tote in Kairo – Endet die ägyptische Revolution im Chaos?“, fragte „Anne Will“ besorgt am 6. Februar 2011; nachdem Frank Plasberg vier Tage zuvor ähnlich bang die Alternative aufgemacht hatte: „Freiheit oder Gottesstaat – Wie gefährlich ist die Revolution am Nil?“ Etwas neutraler fragt Maybrit Illner am 3. Februar 2011 im ZDF: „Revolution in Nahost – Chance für Freiheit oder die Islamisten?“ Abgebildet haben die Talkshows die wahrscheinlich wichtigste politische Entwicklung unserer Zeit allenfalls in Form des Auftakts zur ersten Szene des ersten Akts. Warum? Warum diese Beschränkung auf das unmittelbare Ereignis? Die eine Dimension der Erklärung ist relativ einfach: weil dies kein popu-

läres Thema ist, sondern vielen – Zuschauern wie Redaktionen – als ein entferntes außenpolitisches Thema vorkommt. Als relevant erachtet wird dann vor allem der Punkt, an dem europäische „Betroffenheit“ vermutet wird: das „Flüchtlingsproblem“. Hierzu diskutierten am 17. April bei „Anne Will“ unter anderem der bayrische Innenminister Joachim Herrmann mit der grünen Bundestagsvizepräsidentin Katrin Göring-Eckardt, einem sanft gewordenen Thilo Sarrazin und dem Fußballer Gerald Asamoah als vermeintlichem Gegenpart sowie Elias Bierdel, der einst als Flüchtlingshelfer der „Cap Anamur“ in Ungnade gefallen war. Spürbar war, dass der eigentlich tagesaktuell wichtige frische Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) gar nicht daran dachte, seine umstrittenen Äußerungen in einer Talkshow zu rechtfertigen. Er hatte zuvor mehrmals erklärt, keineswegs bereit zu sein, Flüchtlinge aus Nordafrika aufzunehmen.

Die weitgehende Abstinenz der Talkrunden zum Epochenumbruch in der arabischen Welt hat aber noch einen anderen Grund: die Haltung der offiziellen bundesdeutschen Politik. Sie zeigte sich mindestens ebenso überrascht wie die journalistische Zunft und wusste zugleich nicht so recht, wie sie mit der über Jahrzehnte tradierten moralischen doppelten Buchführung nun umgehen sollte. Zwar feierte Außenminister Guido Westerwelle die ägyptische Jugendbewegung vor Ort, zugleich enthielt sich Deutschland aber im UN-Sicherheitsrat bei der Resolution gegen Ghaddafi. Brutal reagiert das Assad-Regime in Syrien auf die Aufstandsbewegung. Dennoch wird allenfalls

eine dezente Einschränkung der Rüstungsexporte erwogen. Zu diesem Zeitpunkt gilt Syrien noch als Garant relativer Stabilität im Nahen Osten. Immerhin hatte die Uneindeutigkeit der deutschen Außenpolitik einen besonderen Effekt. In den vielen Sondersendungen und den wenigen Talkshows zum Thema wurde schnell ein Star der moralischen Eindeutigkeit geboren: Hamed Abdel-Samad, ein seit 1995 in Deutschland lebender ägyptischer Politologe. Er war zuvor in der ARD als angenehm ruhiger Begleiter des stets rechthaberischen Henryk M. Broder auf dessen „Deutschland-Rallye“ aufgefallen. Als Augenzeuge, überzeugter Demokrat und des Islamismus unverdächtig war er stets bemüht, den Deutschen eine aufgeschlossene Haltung zu den nordafrikanischen politischen Beben beizubringen, wenn schon die gängigen Talkshows vor einer differenzierten Behandlung des Themas zurückscheuten.

Alle Redaktionen sagen übereinstimmend aus, dass es in der Regel schwer ist, außenpolitische Themen zuschauerfreundlich aufzubereiten. Intern reden sie von regelrechten „Quotenkillern“. Wenn man sich unbedingt die Quote verderben will, dann kann man es wagen, etwa über den Bürgerkrieg im Staat Elfenbeinküste zu streiten oder gar „Experten“ zum Nahost-Konflikt zu Wort kommen zu lassen. Folglich waren die Einigung zwischen Fatah und Hamas, der sofort anschließende Besuch des Palästinenser-Chefs Abbas bei Bundeskanzlerin Angela Merkel zwar ein Thema für die TV-Nachrichten, nicht aber für deutsche Talkshows. Die innenpolitische Beschränkung mag nicht ganz so groß sein wie in der Zuschauerschaft der

*Immer ist das Hemd
näher als der Rock*

USA, aber die Tendenz geht auch in Deutschland in die gleiche Richtung. Immer ist das Hemd näher als der Rock; immer ist die Ansprache des Bürgers über sein Portemonnaie im Zweifelsfall die sicherere Nummer, als direkt an das demokratische Interesse zu appellieren.

Tag der Arbeit

Rund um den 1. Mai wurde natürlich das Thema „Arbeit“ auch in den einschlägigen Talkshows behandelt. Da passte es wunderbar, dass seit diesem Datum nun auch in Deutschland gilt, was längst EU-Norm war: der freie Arbeitsmarkt. Also wurde vor allem die EU-Liberalisierung diskutiert. Gründlichere Überlegungen zur „Zukunft der Arbeit“, zur Entfaltung der gesellschaftlichen Produktivität, zur Relativierung von Wachstum und Bruttosozialprodukt sind Themen für Gewerkschaftskongresse oder Spezialisten. „Aufschwung der Billiglöhne?“ hieß es bei „2+Leif“ am 2. Mai, und die beiden Kontrahenten Rainer Brüderle, damals noch Wirtschaftsminister, und Oskar Lafontaine debattierten zwar wenig miteinander, entfalteten aber wunderbar die gegensätzlichen Grundpositionen. Ansonsten verlief die Debatte über „Arbeit“ unter der Hand weitgehend identisch mit einer neuerlichen Debatte über Mindestlöhne. Fakten zum Aufschwung und zur Wirkung auf dem Arbeitsmarkt sowie die quantitative Expansion prekärer Arbeitsverhältnisse gab es auch, aber neue Dimensionen erschlossen die sozialpolitischen Debatten nicht. In klassischer Konstellation saßen Ursula von der Leyen (CDU) und Gregor Gysi (Linke) plus Unterneh-

mer und Gewerkschafter am 3. Mai bei „Maybrit Illner“. Die Debatte verlief exakt so, wie es jeder einigermaßen aufgeklärte Zeitgenosse erwarten konnte. Keine Überraschung, nirgends. Am Tag der Arbeit selbst fragte „Anne Will“: „Malochen – Lohnt sich das noch?“ und hatte wieder einmal einen nicht ganz passenden Gast auf dem „Betroffenen-Sofa“ platziert (vgl. 5. Kapitel). Bemerkenswert war, dass die EU-weite Liberalisierung des Arbeitsmarktes zwar thematisiert wurde, aber keine einzige Sendung des deutschen Fernsehens mit einem leibhaftigen Arbeiter aus Osteuropa aufwartete. Als interessant gilt nur die deutsche Sicht auf die EU und die Welt.

Obama und Osama Bin Laden

Am Montag, dem 2. Mai 2011 fand die Aktion der Navy Seals in Pakistan statt, die mit der Tötung Osama Bin Ladens endete. Es gab Sondersendungen in ARD und ZDF sowie auf den Nachrichten-Spartenkanälen. Und selten gab es so viele Versprecher: Andauernd war „Obama Bin Laden“ tot oder „Osama“ der US-Präsident.

Im Talkgewerbe hatte „Beckmann“ sehr viel Glück: Da saßen gerade Alt-Kanzler Helmut Schmidt und Peter Scholl-Latour beisammen. Der Gastgeber wusste dies zu nutzen. Helmut Schmidt zeigte Verständnis für die USA und die Reaktionen der Bevölkerung, verteidigte aber zugleich energisch das tradierte völkerrechtliche Prinzip der Nichteinmischung; Peter Scholl-Latour gab wie gewohnt den Haudegen. Schritt für Schritt wurde im Laufe der Woche in

allen Medien debattiert: die Auswirkungen auf den Terror, das Völkerrecht, die moralische Legitimität gezielter Tötung, der Codename „Geronimo“, das Bild aus dem *Situation Room* des Weißen Hauses.

Nur bei Frank Plasberg heißt es ARD-zielgruppenaffin in zeitloser Schönheit: „Altern als Aufgabe – Gibt es ein Leben mit Happy End?“ Dies lag vor allem am bereits fest gebuchten Gast Joachim Fuchsberger, der zum Vertrieb seines Buches „Altwerden ist nichts für Feiglinge“ eine Runde durch die einschlägigen TV-Talks drehte. „Hart aber fair“ sollte der Auftakt sein. Hätte die Redaktion das aktuellere Thema vorgezogen, wäre der Wettbewerbsvorteil einer Erstpräsentation des Fuchsberger-Buchs gegenüber den konkurrierenden Talks eingebüßt worden.

Mit einer sauberen Zusammenfassung der Standpunkte zur Liquidierung Bin Ladens wurde gut bedient, wer am Ende jener Woche im ARD-„Presseclub“ Constanze Stelzenmüller (German Marshall Found) und Michael Stürmer (Welt am Sonntag) auf der einen Seite mit Andreas Zumach (taz) und Sylke Tempel (Zeitschrift Internationale Politik) debattieren hörte. Fakten zum Völkerrecht waren hier ebenso zu vernehmen wie einigermaßen geerdete Prognosen über die Terror-Zukunft.

Am selben Tag (8.5.2011) verengte „Anne Will“ das Thema auf die moralische Frage: „Bin Ladens Liquidierung – Darf man sich darüber freuen?“ Es geht um die Rekonstruktion der Abläufe und ein penetrantes „Darf man das?“ Die Sitzordnung markiert die Parteiung: Links von Anne Will sind Herta Däubler-Gmelin, über

deren früheren verfehlten Bush-Hitler-Vergleich der Teppich sanften Verschweigens gebreitet wird, der frühere Journalist Ulrich Kienzle, der aus unerfindlichen Gründen immer dabei ist, wenn es um die arabische Welt oder den Terror geht, und die mittlerweile allgegenwärtige Moralinstanz, der Bestsellerautor Richard David Precht, platziert. Rechts sitzen der frühere US-Botschafter John Kornblum und Michael Wolffsohn. Seltsamerweise ist keiner anwesend, der sich wirklich freut. Also werden Filmschnipsel von jubelnden jungen Amerikanern gezeigt, Bild-Schlagzeilen und natürlich der prekäre Satz der Kanzlerin, der nur am ersten Tag im „heute journal“ des ZDF noch ausgeblendet worden war, dann aber eine Lawine moralischer Grundsatzdebatten auslöste. Nach wenigen Minuten sind sich alle einig: „Erleichterung“ wäre der angemessene Begriff gewesen.

Der Rest der Sendung war eigentlich überflüssig, Erkenntnisse erbrachte er gleichwohl. Kulturelle Differenzen zwischen den USA und Europa wurden offenkundig. Aber keineswegs wurden neue Fakten oder gar Analysen vorgestellt. Da war besser bedient, wer z. B. bereits am Donnerstag Jan Ross' Leitartikel in der Zeit vom 5. Mai („Ein Krieg weniger“) gelesen hatte. Ob der „Kampf gegen den Terror“ vielleicht doch die falsche Leitidee war, unter der das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends wahrgenommen wurde, wagte er zu fragen. Bei „Anne Will“ aber ging es vor allem um Ansichten und Stimmungen: proamerikanisch versus eurozentriert. Dazu taugen Talkshows wunderbar: Es sind *Gelage der Stimmungsdemokratie*.

*Bin Ladens Tod.
Darf man sich freuen?
Keiner tut es*

Themen, die immer, und solche, die nie funktionieren

Zu dieser Stimmungsdemokratie passt eine Palette von Talkshow-Themen, die immer „funktionieren“, wie es im Jargon der Macher heißt. Meist haben sie auch etwas mit der Altersstruktur der klassischen Talkshow-Zuschauerschaft zu tun. In der Regel sind es aber lebensweltliche Themen, die zugleich direkt auf das Portemonnaie zielen. Solche Themen gehen immer: „Zweiklassenmedizin“ und „Sterbehilfe“, „Ist unsere Gesundheit noch bezahlbar?“ und „Was dürfen Ärzte?“, „Reiche werden reicher – Arme immer ärmer“, „Altersarmut“, „Krebstherapie“ und „Rente“. Oder moralischer: „Sind wir alle kleine Steuersünderlein?“, „Drogen“ oder „Freitod“. Viele Themen dieser Art sind auch jenseits des Stroms der Zeit zu behandeln. Darum sind sie in den Redaktionen beliebt: Man kann sie ohne Hektik vorbereiten und zur Not auch schon mal in den Grundstrukturen „auf Halde“ vorproduzieren. Sie dienen dann als Ersatz für Urlaubs- oder Ausfallzeiten.

Auf der anderen Seite gibt es Themen, die so gut wie nie behandelt werden, weil sie eben erfahrungsgemäß nicht „funktionieren“. Erwähnt wurde schon der Nahost-Konflikt. Das Gleiche gilt für Entwicklungen in Afrika. Auch die Entfaltung „linkspatriotischer“ Regierungen in Südamerika ist für Politologen wie wache Zeitgenossen sicher ein bemerkenswertes Thema – nicht aber für unsere Fernseh-Talkshows. Die „Blätter für deutsche und internationale Politik“ haben soeben ein Diskurs-Heft zur Zukunft der europäischen Idee herausge-

bracht. In der Redaktion von „Anne Will“ liegt es stapelweise aus. Vermutlich ist dies eine umfassende und lebenswichtige Frage. Wie fast alle offenen Zukunftsfragen ist das Thema aber weitgehend ungeeignet für Talkshows. Stattdessen hieße das Talkshow-Thema dann bestimmt: „Wie hart ist der Euro?“ Fast immer ist die Komplexitätsreduktion durch den Talk auch eine Simplifizierung. Zum Auftakt eine Aufzählung kraftvoller Wörter, gefolgt von einem Satz mit einem großen Fragezeichen am Ende – so werden Themen talkshowgerecht gebastelt. Aus der Zukunft der Mobilität würde vermutlich: „Auto – Der Deutschen liebstes Kind oder Auslaufmodell?“ mit Professor Ferdinand Dudenhöffer, Michael Schumacher oder einem anderen Ex-Rennfahrer, Rezzo Schlauch, Verkehrsminister Peter Ramsauer (CSU) und eventuell noch einem Verbandsvertreter des Fahrradclubs. Was würde aus der „biologischen Revolution der Produktivkräfte“ werden? Oder aus der Frage, wie neue Kommunikationsmedien das Denken verändern? Manche dieser Themen würden, statt philosophisch bearbeitet zu werden, einer Jugendecke zugeschoben. Immer aber muss eine simple Ja/Nein-Parteiung möglich sein und damit die Erwartung einer zugespitzten Kontroverse wecken. Dies ist am leichtesten in eine peppig-griffige Ansprache umzusetzen. *So prägt die Form den Inhalt.*

Die Quote

Unabhängig davon, dass alle Redaktionen und Verantwortlichen im zweiten oder dritten Satz ihrer Selbstdefinition den aufklärerischen

Sinn des eigenen journalistischen Tuns betonen, ist die Quote natürlich die entscheidende Währung im Fernsehgeschäft. Das gilt auch für die Talkshows der öffentlich-rechtlichen Sender. Dabei ist es aus der Mode gekommen, sich dafür zu genieren. Das Streben nach einer möglichst hohen Quote ist zum stolzen Nachweis dafür geworden, dass man nicht elitär ist, für Randgruppen arbeitet oder gar bevormundend ist. Dabei ist die Währung aber keineswegs so stabil wie das Geld. Der Marktanteil spielt eine Rolle, am Programrand ist er leichter zu gewinnen als zur „Primetime“. Wie soll die „Gegen-Programmierung“ – etwa wenn „hart aber fair“ sich mittwochs gegen ein bedeutendes Fußballspiel zu behaupten hat – quantitativ bewertet werden, wie der „Mitnahmeeffekt“, der am Sonntag nach einem quotenstarken „Tatort“ zweifellos gegeben ist (vgl. oben, S. 29 ff.)? Da hilft die reine Millionenzahl der Zuschauer wenig. Unklar ist auch, ob ARD und ZDF sich der Orientierung an der sogenannten „werberelevanten Zielgruppe“, den Zuschauern im Alter von 14 bis 49 Jahren, anschließen oder ihr bewusst widerstehen sollten. Werbestrategen der Privatsender haben sie einst erfunden, nicht weil diese Gruppe besondere Kaufkraft mitbringt, sondern weil in diesem Alterskorridor angeblich die lebenswichtigen Markenentscheidungen fallen. Wie sehr darf das Sender interessieren, deren Daseinszweck es angeblich ist, „von der Gesellschaft für die Gesellschaft“ zu senden, die aber andererseits auch nicht damit zufrieden sein können, immer stärker zu Spartensendern für Senioren zu verkommen?

Auf jeden Fall gibt es keine Talkshow, die sich nicht diesen widersprüchlichen Anforderungen ausgesetzt sieht: einerseits für gründliche Debatten das Tagesgeschehen zu entschleunigen, andererseits durch allerlei Zutaten, Flottheiten und neue Distributionskanäle für junge Leute attraktiver zu werden. Auch an den Themen ist aber die jeweilige Zuordnung gut ablesbar: Sandra Maischberger hat sich eingerichtet im Geronto-Talk, „Beckmann“ zielt auf ein etwas gediegeneres Publikum, „hart aber fair“ und „Maybrit Illner“ schielen auch auf jüngere Zuschauer. Sie sollen in der Lebensmitte stehen. Für die Sendung „Anne Will“, die mit den besten Quoten aus dem Vorläuferprogramm startet, sind die absoluten Zahlen besonders wichtig.

Talkshows als Spiegel der Gesellschaft?

Die Themenwahl und die Clusterbildung bei einzelnen Themen lassen aber auf jeden Fall den Schluss zu: Die Talkshows sind kein raffiniertes Spiegelbild der Gesellschaft, sondern eher ein Sehschlitz mit eingeschränktem Blickfeld, durch den auf die Gesellschaft geschaut wird. Es gibt sehr Wichtiges außerhalb dieses Ausschnitts. Fundamentale politische Entwicklungen werden von den Talkshows nicht wahrgenommen. Selten spüren Talkshows Trends auf oder erforschen die Umwelt. Anfangs ließ sich Frank Plasberg noch als „Inlandskorrespondent“ titulieren und führte seinem Talk überraschende Gäste zu: Verrückte Millionäre, einen ehemaligen Sterne-Koch, der nun zufriedenen Currywürste verkauft, oder einen zehnfach-

*Nachbetrachtung
statt Prognose*

chen, äußerst christlichen Familienvater. Das hat sich mittlerweile gelegt. Talkshows taugen nicht als gesellschaftliches Frühwarnsystem. Sachverhalte werden zu Talkshow-Themen, wenn es schon passiert ist, wenn der Eisberg längst sichtbar ist. Talkshows thematisieren, was bereits eingetreten ist. Sie taugen nicht zum Aufspüren von neuen Entwicklungen, die sich herausbilden. Sie sind kein Forum der Prognose, sondern ein Medium der Nachbetrachtung. Sie sind nie proaktiv, aber regelmäßig reaktiv. Sie sind jedoch in der Lage, Meinungsfronten, die sich – meist in anderen Medien, vor allem in den Print-Medien – bereits etabliert haben, zugespitzt zu veranschaulichen. In der Masse ist dies meist ziemlich redundant, da es zu den Konstruktionsprinzipien (siehe 4. Kapitel) der Talkshows gehört, nicht Dialog im Sinne von Austausch und gegenseitiger Bereicherung zu wollen, sondern bereits bestehende Argumente statisch aufeinanderprallen zu lassen. Darum sind die Diskussionsbeiträge oft nur wiederkehrende Variationen der jeweiligen Eingangs-Statements.

Mit Talkshows lernen?

Gern wird der alte Satz von Niklas Luhmann zitiert: „Alles, was wir über unsere Gesellschaft wissen, wissen wir durch die Massenmedien“ (Luhmann 1986, S. 9), freilich ohne dessen witzige Fußnote zu erwähnen: „Es sei denn, wir sind in Urlaub“ (ebd.). Die „Veralltäglichere“ der Talkshow führt auch dazu, dass sie unter der Hand für viele Rezipienten zum Vorbild von Kommunikation überhaupt wird. Um sich noch

einmal zu vergegenwärtigen, was das so hilfreiche Fernsehen strukturell eben nicht kann, ist ein Rückgriff auf Neil Postmans TV-Kritik hilfreich. In „Wir amüsieren uns zu Tode“ nennt er ohne Umschweife das Fernsehen ein „Curriculum“, das allerdings seltsamen Geboten folge: „(1) Du sollst nichts voraussetzen. (2) Du sollst nicht irritieren. (3) Du sollst die Erörterung meiden wie die zehn Plagen, die Ägypten heimsuchten.“ Mit Erörterung meint er „Argumente, Hypothesen, Darlegungen, Gründe, Widerlegungen und all die anderen Instrumente eines vernünftigen Diskurses“. Im Fernsehen, resümiert Postman,

„wird nichts gelehrt, was sich nicht visualisieren und in den Kontext einer dramatischen Handlung stellen lässt. Einen Unterricht ohne Voraussetzungen, ohne Irritation und ohne Erörterung darf man wohl als Unterhaltung bezeichnen“ (Postman 2007, S. 180 f.).

Wir haben gesehen, dass es für alle Talkshows ein gemeinsames Gebot gibt: die Handhabbarkeit des Themas. Es muss ins Format passen, es darf dieses nicht sprengen. Es muss ein übersichtliches Für und Wider geben. Natürlich soll das Publikum gespannt oder entspannt zuschauen und auch etwas lernen. Schon die Eingangsstatements schaffen die entscheidende Orientierung. Eindeutig sind Themen und Personen einander zugeordnet; schon die Sitzordnung veranschaulicht in der Regel den Verlauf der Meinungsfront. Gerne darf die Kontroverse weiter zugespitzt werden oder in persönlichem Streit kumulieren. Das Thema selbst aber muss

weitgehend bekannt sein – zugespitzt in der Formulierung, aber keinesfalls Neuland, dessen ertragreiches Betreten womöglich gar an bereits vorhandenes Wissen als Voraussetzung geknüpft ist.

So verhelfen die TV-Talkshows zur Übersicht. Sie erhöhen die Zurechenbarkeit von politischen Entscheidungen, ja machen Politik überhaupt für viele erst wahrnehmbar. Sie bieten öffentliche Arenen, sind aber nicht Foren einer „neuen Öffentlichkeit“ oder gar transparente Formen eines demokratischen Diskurses, sondern eher Schauplätze für den Kampf um „Inszenierungsdominanz“ (Kurt 1998). Dazu gehören auch Sprachregelungen, die ausgetestet werden, und Stilfragen. Für die Reduktion von Komplexität ist häufig die personale Glaubwürdigkeit entscheidend. Dieses Gefühl tritt in der Regel an die Stelle eines abstrakten, logisch begründeten „Systemvertrauens“ (vgl. Dörner/Vogt 2002, S. 193).

In diesem Sinne sind die Talkshows auch Popularisierungsmaschinen. Aber zu welchem Preis funktionieren Themenpopularisierung und Formatanpassung? Postman hat zu seiner Schülergeneration die kritische Beobachtung gemacht: Noch nie habe es in den USA eine Generation gegeben, die so viel von ihrer Gegenwart wisse – und so wenig über die eigene Ge-

schichte. Das Medium der „Television“ erzieht dazu. Populär ist ein vages, vielfältiges und weitgehend impressionistisches Vexierbild der Gegenwart, ein imposantes, assoziatives Puzzle. Ganzheitliches, systematisches Lernen dagegen braucht Text, Lernschritte und ein logisch aufgebautes Curriculum. Das können Talkshows selbstverständlich nicht leisten.

Die Fernsehtalkshows bearbeiten Themen, die gut in das Format passen, also schon vorab einigermaßen aktuell und bekannt sind. Ohne große Voraussetzungen können diese im Laufe der Sendezeit pro und contra durchargumentiert werden. Die Entwicklung ist schon eingetreten, der Eisberg schon sichtbar. Tiefenschichten des gesellschaftlichen Bewusstseins interessieren ebenso wenig wie „technische“ Einzelheiten politischer Prozesse. Die Talkshow erforscht nicht und entdeckt nichts. Sie veranschaulicht, „veralltäglicht“, popularisiert und distribuiert Haltungen und Meinungen zu einem eingegrenzten Thema. Sie macht Menschen als Repräsentanten von Meinungen oder Institutionen kenntlich.

3. „Ich komme nur, wenn ...“ Personalrekrutierung und die heimlichen Konditionen

„Man braucht einen Fachmann dafür, einen dagegen, einen Laien, einen Narren im Spiel“ (Erich Böhme, zit. nach Keller 2009, S. 300).

„Sie brauchen in einer solchen Runde das Kasperle, Gretel, den Schutzmann und das Krokodil. Und gerade herrscht eben anhaltende Krokodilsverweigerung“ (TV-Produzent Friedrich Küppersbusch, zit. nach Minkmar 2006).

Gäste, die im TV „funktionieren“

Alles Fernsehen folgt einem strengen Gebot: „Du sollst nicht abschalten!“ In sich aber gibt es große Unterschiede. Den jeweiligen Zweck verrät das Format. Die Nachricht will informieren, die Dokumentation beobachten, der Krimi soll spannend sein, der Beitrag im Politikmagazin enthüllen. Und in der Talkshow? Da wird geredet.

Aktuell verschieben sich im Fernsehen die Gewichte der Relevanzvermutung wieder einmal hin zum Reden. Alles wird beredet. Beim Publikum wächst zugleich der Verdacht, das Wesentliche und Folgenreiche werde eben nicht auf offener Bühne, sondern auf einer anderen Ebene, in verschlossenen Hinterzimmern und geheimen „Kungelrunden“, verhandelt. Viele Menschen haben den Eindruck, dass die Kluft zwischen der Darstellungsebene der Politik und der Ebene der Entscheidung größer wird. Der Talk ist immer auch Politiksimulation oder Darstellung der Politik auf offener Bühne. Dabei weisen alle PR-Berater, Medienstrategen oder Spindoktoren darauf hin, dass die Konzeptionierung von Politik und die öffentliche Präsentation immer enger zusammenfal-

len. Man könne nicht am grünen Tisch etwas entwickeln und es dann als „fertiges Produkt“ verkaufen. Medien liefern ein permanentes Feedback, das in die Erprobung und Durchsetzung politischer Strategien einfließt.

Für einen vom Programmschema vorab festgelegten Zeitraum schiebt das Fernsehen den Vorhang beiseite, gibt den Blick frei auf die tatsächlichen politischen Akteure, die sich nun dem Publikum erklären dürfen oder müssen (vgl. Gäbler 2010b).

Auf sie kommt es also an. Der dramaturgische Kern jeder Talkshow ist die Gästerauswahl. Kompetenz spielt dabei natürlich eine Rolle. Gemeint ist mit Kompetenz aber nicht nur Wissen in der Sachfrage, die beredet wird, sondern auch ein eindeutiges Meinungsprofil und vor allem die Fähigkeit, es prononciert „herüberzubringen“.

Anne Will und ihre Redaktion nennen als herausragendes Merkmal die „Meinungsfreude“ der Gäste. Im Interview wird eine Sendung als „gelingen“ bezeichnet, wenn „unsere Gäste, die wir eingeladen haben, im Streit oder im konfrontativen Abgleich miteinander verständlich und gerne auch knackig und amüsant ihre Positionen dargelegt haben. Anders gesagt:

wenn es uns gelungen ist, die Diskutanten dazu zu bringen, meinungsfreudig zu sein – und zwar ihre Meinung, die sie in dem Moment ehrlich und unmittelbar empfinden, auszudrücken“ (Interview Anne Will und Andreas Schneider, siehe Anhang).

Ähnlich plastisch formulieren Frank Plasberg und sein Redaktionsleiter Jürgen Schulte die zentrale Kompetenz, die ein Gast mitbringen muss: „Wir sagen immer: Er muss in der Lage sein, ‚die PS auf die Straße zu bringen‘; d. h., er muss in der Lage sein, seine Thesen, seine Argumente so zu formulieren, dass der Zuschauer ihm folgen kann“ (Interview mit Frank Plasberg und Jürgen Schulte, siehe Anhang).

Politische Talkshows, die sich als nationale Bühne verstehen, sind deswegen fast immer bestrebt, die verantwortlichen Politiker konfrontativ einzuvernehmen. Daran misst sich der öffentliche Wert der jeweiligen Sendung. Wer über den Atomausstieg redet, braucht dazu eigentlich Bundesumweltminister Norbert Röttgen (CDU). Wer über den Mindestlohn streiten will, tut dies am wertvollsten, wenn Ursula von der Leyen an Bord ist. Schon die zweite Garde der Politik, oft kenntnisreiche Sachpolitiker, denen in der Realpolitik, bei der Arbeit in Ausschüssen und an Gesetzesentwürfen sehr viel Gewicht zukommt, gilt in Talkshow-Redaktionen als schlechtere Lösung.

Bemerkenswert ist, dass es in den vergangenen Monaten weder gelungen ist, auch nur einmal im Rahmen einer Talkshow Guido Westerwelle zur deutschen Außenpolitik oder der FDP-Krise zu vernehmen, noch musste sich der

mediengewandte Karl-Theodor zu Guttenberg vor seinem Rücktritt ein einziges Mal zu Fragen der Bundeswehrreform äußern – außer in der von ihm im Gepäck nach Afghanistan mitgeführten „Kerner-Show“.

Um in einer auf das allgemeine Publikum zielenden nationalen Talkshow als Gast gut aufgehoben zu sein, müssen sich in der Person am besten Verantwortlichkeit, Sachkompetenz, Popularität und konsistente Selbstdarstellung vereinigen.

Nimm das Naheliegende

Da das Fernsehen selber voraussetzungslos sendet (vgl. 2. Kapitel), sollen auch die Diskutanten keine Schwellen zum Publikum errichten. Im Einzelfall sind Überraschungen immer gut, aber nur, wenn sie eingebettet sind in Vertrautes. Viele Talkshow-Redaktionen verstehen Kritiker einfach nicht, die angesichts des immer gleichen Personals gähnende Langeweile empfinden. Es gehört zu den Anforderungen des Formats, immer zunächst das Naheliegende zu tun. So wie die Redaktionen assoziieren, tut es eben auch das Publikum:

Gesundheit? – Also her mit Karl Lauterbach!
Seine Fliege sichert Wiedererkennbarkeit.

Schwere Kindheit? – Das ist doch was für Gunter Gabriel, der darf dann auch singen!

Lehrlinge? – Her mit dem tollen Porsche-Betriebsrat, der mal Kickboxer war!

Rente? – Ja doch, Norbert Blüm und Rudolf Dreßler, das hat auch was schön Anheimelndes.

*Der Gast muss in
der Spur bleiben*

FDP-Krise? – Aktuell sagt nur Chatzimarkakis was; egal, der gehört wenigstens einem Gremium an.

FDP-Krise? – Kinkel, Baum, Hirsch: Einer wird wohl können!

Armut? – Da muss wohl der paritätische Ulrich Schneider mal wieder die markanten Koteletten ins Bild halten.

Irgendetwas mit Internet? – Da brauchen wir den Kerl mit dem roten Irokesen-Schnitt, Sascha Lobo.

Bei ethischen Problemen muss ein evangelischer Bischof mit ran, wenn Margot Käßmann gerade einmal nicht kann. Auch Richard David Precht macht sich prächtig.

Bei Frauenfragen selbstverständlich Alice Schwarzer.

Hier und da gibt es auch eher Unbekannte, die sich erst durch Talkshow-Auftritte eine Themenpopularität erarbeitet haben: Claus Fussek zur Pflege; der urige Heinz Buschkowsky zum Thema Migration; Professor Christian Pfeiffer zur Jugendgewalt; Werner Bartens zu medizinischen Irrtümern. Behandle niemals das Thema „Demenz“ ohne Tilman Jens. Professor Gerd Langguth gibt gerne Auskunft zu Angela Merkel. Dass er früher selbst einmal dem CDU-Parteivorstand angehörte, stört nicht die Objektivitätsvermutung. Aber oft spricht er zu verschachtelt. Er gilt nicht als idealer Talkgast. Besser ist er bei gezielter Befragung.

Sehr schwierig wird es, wenn einzelne „Experten“ ihre Meinungsäußerungen zu komplex anlegen. Herfried Münkler z. B., ein renommierter Politologe, zeigte Verständnis für die Freude Angela Merkels über die Tötung Bin La-

dens. Er hat dazu einen eloquenten Kommentar geschrieben, bewies dann am 3. Mai 2011 in einem Interview mit dem „heute journal“ des ZDF allerdings, dass er sich nicht auf die Rolle eines Simpel-Haudegens reduzieren lassen wollte. Als Talkshow-Gast wurde er dadurch ungeeignet. Lieber wird dann Michael Wolffsohn geladen, der von A bis Z in der einmal gelegten Spur bleibt.

Daran wird auch ersichtlich, was in der Talkshow nicht gefragt ist: wechselnde Standpunkte, nachdenkliches Lavieren oder gar die Bereitschaft, in Teilen auch „gegnerische“ Ansichten zu übernehmen. Der Unterhaltungscharakter dieses Sendungstypus widerspricht der intellektuellen Redlichkeit. Die Talkshow ist kein offenes Drama, sondern ein zuvor festgelegtes Rollenspiel. Auch darum nerven die immer gleichen Darsteller so sehr. Erst recht, wenn in nicht unerheblicher Zahl alte Männer zu diesem „Talkshow-Mobiliar“ gehören, die in den realen gesellschaftlichen Diskursen und Entscheidungen nicht mehr mit von der Partie sind. Wenn der Kern aller menschlichen Kommunikation die gegenseitige Bereicherung durch den Austausch von Wissen und Argumenten ist, dann bietet die Fernseh-Talkshow tatsächlich nur deren Simulation.

Wie schneide ich ab? Wie sehe ich aus? Konnte ich mich durchsetzen? Das sind für die Akteure die entscheidenden Fragen.

War es lebendig? War die Sendung abwechslungsreich und unterhaltsam? Verlieh sie so, wie wir sie geplant haben? Gab es einzelne besondere, „magische Momente“, wie die „Macher“ von „hart aber fair“ das nennen? Sind wir

zitiert worden? An welcher Stelle haben wir Zuschauer verloren? Wie hoch waren Quote und Marktanteil? Das sind die entscheidenden Fragen für die Planer, Redakteure, Produzenten und Programmverantwortlichen.

Wer wird geladen, wer fehlt?

Die Wiederholungsquote bei der Gästeschar ist auch deswegen so hoch, weil das Fernsehen sich immer sehr stark auf sich selbst rückbezieht. Wer sich in kleineren Sendungen bewährt hat, wird gerne auch von den führenden Sendungen genommen. Deren jeweiliges Publikum überschneidet sich nicht zu sehr, da stört es die meisten Redaktionen überhaupt nicht, wenn der geladene Gast zum selben Thema drei Tage vorher in einer anderen Sendung zu sehen war – Hauptsache, er hat „funktioniert“, d. h., er war schlagfertig und konnte pointiert seine Meinung vertreten.

Für viele Politiker, aber keineswegs nur für diese, haben sich feste Rollenzuordnungen herausgebildet. Im Falle der Politik ist eine solche Zuordnung sogar noch am ehesten verständlich, weil Politiker eben für eingegrenzte Bereiche verantwortlich sind. Bei einem Diskutanten wie Sky Dumont dagegen ist es eher eine Sache des Typs, dass er gerne für Fragen sozialer Ungleichheit oder eines generösen Liberalismus zu Rate gezogen wird. Wenn es um Kriminalität oder Strafen geht, wird automatisch der aus dem Fernsehen bereits bekannte, glatzköpfige Joe Bausch hinzugezogen.

Immer geht es um Rollen und klar zugewiesene Rollentypologien. Klaus Plake, der sich

nicht nur mit den politischen Talkshows befasst, beschreibt das so:

„Die Talkshow vermittelt Wirklichkeitskonstrukte durch die Zusammensetzung der Teilnehmer. Gesprächsrunden im Fernsehen sind zu einem Gesellschaftsspiel, zur Boulevardkomödie und zum Salonstück, ja zur Weltbühne geworden. Dabei ergeben sich gewollte und ungewollte Analogien zur Wirklichkeit außerhalb des Theaters. [...] Gastgeber und Gäste können Verschiedenes verkörpern, nämlich Sachverstand oder common sense, Lebensart, Schicksal, Reichtum, den Staat, das Volk, eine Partei, eine Minderheit, die Frauen, die Erfolgreichen, die Lauten und die Empfindsamen“ (Plake 1999, S. 57).

Um dieser Typologie, die ja durchaus vielfältiger sein kann, als nur vom Kasperle zum Krokodil zu reichen, auf die Spur zu kommen, hilft eine Vergegenwärtigung, wer in der Regel nicht eingeladen ist.

(1) Fast immer fehlen die wirklich wichtigen Wirtschaftsbosse. Das steht in scharfem Kontrast zu ihrem tatsächlichen Einfluss. Erst angesichts der zugespitzten Atomdebatte nach Fukushima und der drohenden Energiewende bequemte sich E.ON Chef Johannes Teyssen am 17. März 2011 als Gast zu „Maybrit Illner“. Sonst sind in der Regel als Repräsentanten der Wirtschaft versammelt: Utz Claasen, der ehemalige EnBW-Chef; Wolfgang Grupp, der gerne etwas deutschnational schnarrende Trigema-Chef mit dem Würgekragen, und ansonsten Ver-

Wichtige Wirtschaftsbosse meiden den Talk

*Ab und an kommt
Uli Hoeneß*

treter wirtschaftswissenschaftlicher Institute, am liebsten Hans-Werner Sinn (IFO-Institut). Vielleicht kommt noch ab und an Uli Hoeneß (Bayern München) dazu oder auch Bäcker Heiner Kamps, aber zum Profil der gesellschaftlich so relevanten DAX-Vorstände gehört es jedenfalls nicht, sich in irgendwelchen TV-Talkshows auf den Zahn fühlen zu lassen. Béla Anda bestätigt, dass ein bis heute wirkendes Trauma in der Welt der Wirtschaft der verpatzte TV-Auftritt des bis dahin als knallharter Sanierer bekannten Kajo Neukirchen war (Interview mit Béla Anda, siehe Anhang). Er strauchelte, stammelte und schwitzte – und schon war der Ruf ruiniert. Nur ganz selten lassen sich relevante Wirtschaftsbosse im Fernsehen befragen. René Obermann (Telekom AG) hat das getan. Er ließ sich im ZDF exklusiv von seiner heutigen Ehefrau Maybrit Illner ausfragen, die diese Herausforderung ordentlich meisterte. Auch der Chef der Deutschen Bank, Josef Ackermann, hat sich ins Fernsehen gewagt, nachdem er mit dem ehemaligen Chef der Wirtschaftswoche Stefan Baron einen neuen PR-Chef und Medien-Strategen an seiner Seite verpflichtet hatte. Für diese Vertreter der ganz großen Kapitalgesellschaften ist es selbstverständlich, dass sie sich kanzlergleiche Soloauftritte ausbitten und diese auch gewährt bekommen. Nach den ersten guten Erfahrungen beider Seiten miteinander im September 2007 rechtfertigte der Chef der Deutschen Bank seine Geschäfte in der Euro-Krise am 13. Mai 2010 erneut bei „Maybrit Illner“.

(2) Dasselbe gilt in der Regel für Kanzler oder Kanzlerin, zu deren Amt es gehört, sich

als Repräsentanten aller Deutschen in Szene zu setzen. Sie verlangen deswegen danach, gewissermaßen „oberhalb“ von Parteiengizänk und Wahlkampf-Polemik präsentiert zu werden. Auch dieser Wunsch wird in der Regel gewährt. Weitergehende spezielle Wünsche – so verlangte Bundeskanzler Gerhard Schröder von Frank Plasberg, auf alle Spielfilme zu verzichten – werden geäußert, aber nicht immer auch erfüllt (Interview mit Béla Anda; Interview mit Frank Plasberg und Jürgen Schulte; beide siehe Anhang). Dafür sind spezielle „Kreuzverhöre“ wie „Was nun ...?“ im ZDF, „Farbe bekennen“ in der ARD oder Sendungen vor Publikum (RTL) geeignet. Oft wollen dann auch die Chefs der Oppositionsparteien gleichwertig behandelt werden. Deswegen kommen sie nur selten in Runden, in denen nicht wenigstens ein ranghoher Minister oder Repräsentant einer Regierungspartei sitzt. Dafür gibt es eine Reihe von „Personality“-Talksendungen, die für einzeln auftretende Politiker ein ganzes Panorama menschelnder Fragestellungen bereithalten. Auch „Anne Will“ gewährte dem Oppositionsführer Frank-Walter Steinmeier (SPD) nach seiner Nierenoperation ein Solo.

(3) Eine viel geringere Rolle als bei den tatsächlichen politischen Entscheidungen spielen im Talkgewerbe die kenntnisreichen Sachpolitiker aus der zweiten Reihe. Dass bei den eifrigen Arbeitern in Ausschüssen, den Mitformulieren von Gesetzesentwürfen und Entschlüssen häufig ein der Öffentlichkeit nur selten enthüllter Kenntnisstand vorliegt, wird gelegentlich deutlich, wenn es im Parlament um Themen wie Präimplantationsdiagnostik (PID)

oder andere ethische Fragen geht und der Fraktionszwang aufgehoben wird. Talkshows aber sind – um welche Spezialfragen auch immer es gehen mag – Foren für Generalisten. Dadurch wird der televisionär versammelten Bürgerschaft sehr viel Wissen vorenthalten.

(4) Zum vorenthaltenen Wissen gehören auch die Profile bedeutender Politiker, die nicht auf Bundesebene agieren. Zur Karriere-strategie von Landespolitikern, die höher hinaus wollen, gehört es durchaus, sich auch früh in bundesweiten Medien zu präsentieren: Das gilt für Tanja Gönner (CDU), die ehemalige baden-württembergische Umweltministerin, ebenso wie für den niedersächsischen Innenminister Uwe Schünemann, die bayerische Justizministerin Beate Merk oder den schleswig-holsteinischen SPD-Politiker Ralf Stegner. Aber wann tauchen in einer bundesweiten Talkshow einmal die Bürgermeister von Düsseldorf, Freiburg oder Nürnberg auf? Die Großstadtchefs sind in der Regel aber profilierte Politiker, die in Erfahrung, Wissen und Wirklichkeitsnähe viele ihrer Landesminister überstrahlen.

(5) In den Talkshow-Redaktionen werden die einschlägigen Zeitungen und Zeitschriften von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) bis zur Financial Times Deutschland (FTD), von Spiegel bis Bunte gründlich gescannt. Wenn also irgendwo dort entdeckt wird, dass der frühere Profiboxer Charly Graf als Sozialarbeiter Jugendlichen aus sozialen Brennpunkten hilft, der Sohn von Hans Filbinger (CDU) Mitglied der Grünen ist oder die Tochter von Barbara Stamm (CSU) für die Grünen in den Landtag nachrückt,

dann dürfen diese in Zeitungen oder Zeitschriften Porträtierten mit baldigen Anrufen aus den Talkshow-Redaktionen rechnen. Was weniger gelesen wird, sind wissenschaftliche Publikationen oder Debattenorgane. Juniorprofessoren, die Interessantes über neue soziale Bewegungen geschrieben haben oder über den europäischen Rechtspopulismus, erscheinen nicht auf dem Wahrnehmungsschirm der Redaktionen. Für Wissenschaftler gilt die grundsätzliche Unterstellung, dass sie sich nicht klar und eindeutig ausdrücken können. Erst wenn sie dies durch Medienauftritte aktiv widerlegt haben, gelten sie als talkshowtauglich. Die bewegende Welt der Wissenschaft ist weitgehend tabu. Harald Welzer, Dirk Baecker oder Jan-Philipp Reemtsma werden ins Fernsehen allenfalls mal zu Volker Panzer ans nächtliche Lagerfeuer im „Nachtstudio“ geladen.

(6) Auch interessante Kulturschaffende kommen in Talkshows in der Regel vor, wenn sie sich zu Themen außerhalb ihres eigentlichen Schaffensbereichs exponiert haben: z. B. Schauspieler wie Walter Sittler, der sich gegen Stuttgart 21 engagiert. Juli Zeh darf etwas zum Datenschutz sagen, der ein oder andere vielleicht noch zum Thema Integration oder Leitkultur sprechen. Das kulturell-gesellschaftliche Leben, die Entwicklung von Urbanität und Megastädten, von Events und Kontemplation sind nie selbstständiger Gegenstand in Talkshows. Dort ist der Mensch entweder Betroffener, Follower der Parteipolitik oder *Homo oeconomicus*.

(7) Mit dieser einschränkenden Sicht hat auch zu tun, dass den Talkshows so viele Basis-

*Wissenschaftler
gelten als
zu kompliziert*

veränderungen der Gesellschaft entgehen. Die praktischen Lebensreformer kommen nur in kuriosen Auswüchsen vor, als Menschen, die im Wald leben oder ganz ohne Geld auskommen wollen. Schon der Präsident der Uni Lüneburg, die Rektorin einer auf Integration setzenden Gesamtschule, die Gründer von Mehrgenerationenhäusern, Altenheimen für Schwule oder lokalen Energieagenturen; Organisatoren von Anti-Nazi-Bündnissen oder kirchliche Flüchtlingshelfer dürfen allenfalls die belächelten Randpositionen besetzen. Auch hierdurch entgeht den Talkshows einiges an vorhandener gesellschaftlicher Inspiration und Intelligenz.

Medienleute noch und noch

Die von Friedrich Küppersbusch im Eingangszitat beklagte Krokodil-Flaute war zeitgebunden. Es war die Zeit der Großen Koalition. Als die Politiker selbst nicht beißen wollten, haben dies liebend gerne Journalisten stellvertretend getan. Es gab in den Talkshows eine wachsende Beteiligung von Journalisten, die sich oft freudig entlang den parteipolitischen Demarkationslinien stritten: Manfred Bissinger vs. Hugo Müller-Vogg; Heribert Prantl vs. Roger Köppel oder Hans-Ulrich Jörges gegen den Rest der Welt. Da Journalisten in der Regel meinungsstark sind und auch noch knackig formulieren können, sind sie in Talkshows gern gesehen. Es gibt zwar auch ruhige Schreiber, geradezu der Antitypus des TV-Talkgastes, aber deren Fähigkeiten sind im Fernsehen nicht gefragt. Auf jeden Fall laden die Journalisten immer wieder

gerne Journalisten ein. Die meisten Journalisten sind der eigenen Medienrezeption so verhaftet, dass sie die journalistische Reflexion der Wirklichkeit auch für die tatsächliche Lage halten.

Das Problem der Politiker-Zahnlosigkeit hat sich seit dem Machtwechsel zu Schwarz-Gelb gelegt. Eingetreten ist seitdem aber noch mehr Skepsis gegenüber den medialen Inszenierungsstrategien an sich. Die Talkshows haben darauf reagiert: in der Regel mit noch mehr Medienkennern, die ihre Insiderkenntnisse selbst wiederum zum Teil des Talkgewerbes machen. Michael H. Spreng lässt als ehemaliger Chef der Bild am Sonntag und Wahlkampfberater von Edmund Stoiber und Jürgen Rüttgers gerne hinter die Kulissen schauen und Zuschauer an der Einsicht teilnehmen, dass aus schlechter Politik auch von den besten PR-Strategen nicht Gold gesponnen werden kann. Einer, der ebenfalls mitten im Mediengeschäft steht, auf das er zugleich scheinbar distanziert hinabschaut, ist der ehemalige PR-Mann für Atomenergie und VW, Klaus Kocks. Auch er kann schön zuspitzen und sieht zudem mit Löckchen und Schnauzer auch noch so originell aus, als wäre er ein Sproß der Familie Millowitsch. Er lebt vom Mythos, Wahrheiten rücksichtslos auszusprechen, und präsentiert sich freudig als Prototyp des von Brecht einst TUI (= „Tellect-Uell-In“, Anagramm für „Intellektuell“) genannten Typus des käuflichen Intellektuellen: „Ich? Der käufliche Intellektuelle. Klar. Brain to hire“, antwortete er auf die Frage: „Mit welchem Rollenbild möchten Sie denn gerne wahrgenommen werden?“ (vgl. Bergmann/Pörksen 2007, S. 165).

Kasperle und Narr oder: Leute, die sich selbst vertreten

Auf die Position des „Narren“ bringen es in den heutigen Talkshows meistens routinierte Diskutanten, die nur sich selbst vertreten, also keiner Partei oder Organisation als Repräsentanten verpflichtet sind. Es sind die alten Grantler oder knurrenden Mahner (vgl. Gäbler 2010b).

In den Talkshow-Frühzeiten war das oft der Platz für gesellschaftliche Provokateure, die – wie der Kommuniste Fritz Teufel – einen Minister mit Geheimtinte bespritzten, Leuten Weingläser in Gesicht kippten wie die Schriftstellerin Karin Struck oder wie Nina Hagen ausführlich und gestenreich erklärten wie Masturbation funktioniert. In den politischen Talkshows ist der Anarchismus gezähmt. Meist geht es nur darum, dass Gäste an Bord sind, die das Thema verlässlich gegen den Strich bürsten. Wenn der Mainstream die Kriege der USA kritisch sieht, muss Henryk M. Broder mit der Stars-and-Stripes-Krawatte ran. Geht es um den sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche, übernimmt Matthias Matussek den Part des Gegners jeder Political Correctness. Menschen, die sich vor allem selber vertreten, kommen gerne in Talkshows. Die Auftritte machen einen Teil ihrer Wirkung aus. Danach steigen die Verkaufszahlen ihrer Bücher. Dies gehört zu ihrem Selbstverständnis. Ihnen ist die heimliche Agenda meist egal. Sie bestehen nicht auf ranggleichen Kontrahenten. Folgenlos widersprechen sie sich auch schon mal selbst. Sie sind nicht rechenschaftspflichtig, weswegen

sie in der Regel auch verbal nicht besonders vorsichtig sind. Also kommt Arnulf Baring immer wieder zum Zug, also sitzt da doch wieder Hans-Olaf Henkel, selbst wenn die Redaktion sich lange um einen anderen Gast bemüht hat. Manchmal übernehmen auch Parteisenioren, die sich längst nicht mehr um die gerade offizielle Linie ihres Vereins scheren, diese Rolle: Sehr distinktiert tut das Klaus von Dohnanyi (SPD); etwas seltener tritt in letzter Zeit Kurt Biedenkopf (CDU) in Erscheinung. Oswald Metzger musste lernen, dass das soziale Dasein als Dissident – er wechselte von den Grünen zur CDU – nur eine kurze öffentliche Blüte verspricht. So wurde aus dem Original rasch ein Angehöriger der Gruppe: „Typen aus der Vergangenheit“.

Typen aus der Vergangenheit 1: Hans Eichel und Jürgen W. Falter

Manche Gäste haben sich in der Vergangenheit so fest mit einem bestimmten Format verbunden, dass sie danach automatisch zum alten Eisen gehörten. Hans Eichel gehörte bei „Sabine Christiansen“ zum Mobiliar (siehe 1. Kapitel). Im „Fernsehlexikon“ definierten die Autoren Michael Reufsteck und Stefan Niggemeier deswegen die Sendung ironisch als „Polittalkshow mit Sabine Christiansen, Hans Eichel und Gästen“ (2005, S. 1022). Auch der damalige Regierungssprecher Béla Anda bestätigt, dass die hohe Frequenz der Eichel-Auftritte für die damalige Regierungskommunikation nicht mehr produktiv war.

„Hans Eichel hat seine Medienarbeit sehr stark von seinen Vertrauten machen lassen: Anfangs gut, am Ende nicht mehr ganz so gut. Er hat immer versucht, sich wacker zu schlagen, aber gegen Ende ersetzte die Präsenz dann die Qualität des Auftritts“ (Interview mit Béla Anda, siehe Anhang).

Lange Zeit in ähnlicher Bindung zu Sabine Christiansen stand Professor Jürgen W. Falter von der Universität Mainz. Sein Verdienst beschrieb Patrick Bahners in der FAZ so:

„Die bizzare Zweitkarriere dieses bedeutenden Gelehrten, eines Pioniers der historischen Wahlforschung, der das Standardwerk über Hitlers Wähler verfasst hat, versinnbildlicht die Verformung der Substanz des Politischen in der Diskursfabrik Christiansen. Alle politischen Sachverhalte können auf das mutmaßliche Urteil des Publikums hin untersucht werden, das sich statistisch aufschlüsseln lässt“ (Bahners 2006).

Noch böser, nämlich in der Rolle eines „Gastrokritikers, der zu jedem Würstchen seinen Senf gibt“, sah ihn der Medienkritiker der gleichen Zeitung, Michael Hanfeld („Christiansens Kreaturen“, in: FAS, 11. Februar 2007).

Der Betroffene selber hat nach dem Ende der Sendung „Sabine Christiansen“ mit einiger Koketterie das Genre der Talkgast-Bekennertliteratur begründet. 23 Mal sei er gern gesehener Gast bei Christiansen gewesen, am Ende wurde er nicht einmal zur Abschlussfeier gela-

den, stellt der Professor, beleidigt über das Zerwürfnis, fest. „Fast noch wichtiger als die eigentliche Sendung war für mich als Politikwissenschaftler der Après-Talk“, schreibt er (Falter 2009, S. 112) und begründet die Legende, hinter den Kulissen ginge es immer völlig anders, gesitteter, höflicher, harmonischer zu als in der Sendung selbst, wo manche Kontroverse nur gespielt sei. Mit schon bedeutend mehr Abstand und weniger verletzt schreibt er – in der Bildunterzeile stolz 50 Talkshow-Auftritte insgesamt ausweisend – in der Süddeutschen Zeitung freundlich-ironisch zehn Tipps, „wie man eine Talkshow bewältigt“, auf. Darin heißt es unter anderem:

„Erwarten Sie nicht den Beifall der Zunftgenossen. Hier herrscht häufig das Prinzip Missgunst. Diese Haltung ändert sich erfahrungsgemäß schlagartig, wenn einer der Kollegen selbst einmal in eine Talksendung oder zu einem Beitrag in einem Massenblatt eingeladen wurde“ (Falter 2008).

Einen Blick hinter die Talkkulissen verspricht auch der Medizinjournalist Werner Bartens, der das Rechercheteam von Kerner lobt und Wieland Backes vom SWR-„Nachtcafé“ als besonders höflich empfindet. Er beschreibt, dass der Tisch bei „Beckmann“ ein optischer Trick sei, und lässt auch die unterschiedlichen, mal luxuriösen, mal kleineren Autotypen bei der Abholung nicht unerwähnt. Von Anne Will will er besonders herzlich begrüßt worden sein und ist dann enttäuscht, dass sie zu den anderen Gästen ebenso freundlich ist (vgl. Bartens 2011, S. 19-23).

Auch Hugo Müller-Vogg, früher Herausgeber der FAZ und heute Kolumnist der Bild-Zeitung, der gerne als vermeintlicher marktradikaler Rechtsaußen mit Klarsprech besetzt wird, hat seine Talkerlebnisse als Gastgeber wie als Diskutant niedergelegt. Ihn stört die Tendenz zur Show, zur Vorführung von Randgruppen und Freaks und die geringe Repräsentanz der gesellschaftlichen Mitte (vgl. Müller-Vogg 2009, S. 122-127).

Bemerkenswert ist, dass alle Talkshows aus dem Eichel-Falter-Overload gelernt haben. Keine sah sich veranlasst, in der Post-Christiansen-Ära eine ähnliche Konstellation zu wiederholen – etwa mit Wolfgang Schäuble oder Karl-Rudolf Korte, der vom ZDF regelmäßig zu Wahlanalysen herangezogen wird.

Typen aus der Vergangenheit 2:

Hubertus Heil, Ronald Pofalla, Dirk Niebel,

Wolfgang Bosbach, Dieter Wiefelspütz

Generell werden die Talkshows nach „Segmenten“ besetzt. Das weiß der PR-Stratege:

„Sie wissen ja: Talkshows sind ein Format, das meist gar nicht so sehr nach den einzelnen Personen besetzt wird, sondern nach ‚Segmenten‘ – also: wir brauchen einen marktradikalen Ökonomen, einen Gewerkschafter, einen jungen Internet-Wilden und dann noch einen, der sagt, Westerville muss jetzt auch als Außenminister zurücktreten. Dann ist die Runde besetzt“ (Interview mit Béla Anda, siehe Anhang).

Und ähnlich sehen es auch die Macher selber. Frank Plasberg beschreibt im Interview das Konzept so:

„Der Klassiker ist der: Wir haben fünf Positionen zu vergeben. Diese Positionen kann man ja in der Regel – ohne schon Namen zu nennen – inhaltlich füllen. Also kommen: der politisch Verantwortliche, ein exponierter Opponent, vielleicht ein Experte, der in der Mitte sitzt, etc. Wir achten stets darauf, dass keiner mit seiner Position allein ist, es also nie zu einer ‚Einer-gegen-vier-Konstellation‘ kommt. Es soll aber auch keiner komplett einem anderen ‚auf dem Schoß sitzen‘, sprich: völlig identische Positionen vertreten. Dann suchen wir nach Gästen, die diese Positionen vielversprechend ‚füllen‘ können“ (Interview mit Frank Plasberg und Jürgen Schulte, siehe Anhang).

Nur als Repräsentanten eines Themas, Meinungsstroms oder einer Ansicht sind die Individuen interessant. Etwas anders ist das, wenn der Talkshow-Auftritt direkt an das Amt gekoppelt ist. Am stärksten ist das bei den Generalsekretären der Parteien der Fall. Sie sind quasi dazu da, um den eigenen Verein gegen die jeweils anderen zu profilieren, also auch am ehesten an der Streitfront einzusetzen. Gerade darum verbrauchen sie sich aber auch schnell, sprechen nur noch das Erwartbare, nutzen sich ab. Es sind Funktionsträger-Gäste. In diesem Sinne waren Hubertus Heil, Ronald Pofalla, sein Vorgänger Laurenz Meyer, Olaf Scholz und Dirk Niebel Sternschnuppen des Talkshow-We-

sens: steil aufgestiegen und relativ schnell verglüht. Nur Dirk Niebel bekundet freudig, wie sehr er immer noch glüht:

„Ich gehe – ehrlich gesagt – gerne hin, wenn ich gefragt werde. Sie geben mir oft Gelegenheit, den Zuschauern an den Bildschirmen komprimiert und in der Auseinandersetzung mit anderen deutlich zu machen, wohin liberale Politik steuert“ (Niebel 2009, S. 89).

Die Talkshow-Redaktionen nehmen dieses Bewerbungsschreiben immer wieder gerne an, selbst wenn sein jetziges ministerielles Spezialfach, die Entwicklungszusammenarbeit, höchst selten thematisiert wird. Während Ronald Pofalla ganz in die stille Organisation des Kanzleramts gewechselt ist, taucht Hubertus Heil noch ab und an als sozialpolitischer Experte der SPD-Bundestagsfraktion auf. Meist wissen die Redaktionen aber, dass es besser ist, auf ihn zu verzichten; während Olaf Scholz den umgekehrten Weg genommen hat. Früher als „Scholz-o-Mat“ verspottet, gilt er plötzlich als respektable Machtpraktiker mit Macherimage, seit er die Hamburger SPD zur absoluten Mehrheit geführt hat. Fast liebevoll mit dem Aufstieg von „hart aber fair“ ins Erste verbunden sind die beiden Politiker Wolfgang Bosbach (CDU) und Dieter Wiefelspütz (SPD). Bosbach, ein engagierter Rheinländer, spielt immer etwas den Antipolitiker, der um das wirkliche Leben jenseits des Parteienstreits weiß. Allerdings geht es ihm so, dass er immer ran muss bzw. zur Verfügung steht, wenn gerade kein anderer in der Union etwas sagen will.

Er selbst hat in ihr nicht viel zu sagen, ist mit keinerlei durchsetzungskräftigen Ämtern versehen, spielt eher die Rolle eines Vorstoppers in der Öffentlichkeitsarbeit der Partei, der auch schon mal seine individuelle Unzufriedenheit zu Protokoll geben darf. Eine entgegengesetzte Karriere nach seiner kurzen Plasberg-Popularität hat Dieter Wiefelspütz durchlaufen: Er hat sich wieder auf die ruhige Sacharbeit zur Rechts- und Innenpolitik in der zweiten Reihe der Fraktion besonnen. Heute wirkt beider Auftreten wie eine Reminiszenz an bessere Tage.

Oldies but Goodies

Wer sich im Land der behaupteten Wertverluste und der angeblich desorientierten Jugend im Fernseh-Talk immer gut macht, das sind die seriösen Alten. In ihren Gesichtern kann man Lebenserfahrung lesen, oft auch aufblitzende Streitlust, relative Gelassenheit gegenüber den Versuchungen des kurzfristigen Ruhms, hochgradige Individualität und Unabhängigkeit.

Es mag daran liegen, dass sich das Fernsehpublikum selbst vor allem aus den älteren Jahrgängen zusammensetzt, vielleicht aber auch an einem Verlust institutioneller Autoritäten, dass Helmut Schmidt und Heiner Geißler, die Brüder Hans-Jochen und Bernhard Vogel, Richard von Weizsäcker, Joachim Gauck, Hans-Dietrich Genscher, Rita Süßmuth oder Hildegard Hamm-Brücher bei den Zuschauern ein Ansehen genießen wie sonst nur alte Häuptlinge in intakten Indianerstämmen. Sandra Maischberger bestreitet mit diesem Bonus gan-

ze Sendungen. „Beckmann“ brachte Helmut Schmidt und Fritz Stern ebenso zusammen wie Helmut Schmidt und Peter Scholl-Latour. Und jedes Mal waren die Einschaltquoten gut. Ihr Rat ist gefragt. Selten wird widersprochen.

Dies liegt auch daran, dass diese „Oldies but Goodies“ nicht so wirken, als seien sie fixiert auf die Talkshows oder gar auf sie angewiesen. Sie haben anderes erlebt, stehen dem TV-Talk oft auch ein wenig zwiespältig gegenüber und sehen darin auf jeden Fall nicht den Höhepunkt der möglichen Formgebung für politische Gedanken.

„Heute setzt sich zum Beispiel kaum ein Politiker mehr wochenlang an den Schreibtisch, um eine große Rede zu der Grundsatzfrage auszuarbeiten, ob man bei Bürgerkriegen in fremden Ländern von außen eingreifen soll und darf“,

kritisiert Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt, der nicht nur gründliche Papiere zum Afghanistan-Einsatz für den SPD-Parteivorstand ausgearbeitet hat, sondern gleichzeitig in einer Talkshow kundtut, was er davon hält:

„Manch einem Politiker genügt es, an einer Talkshow zu diesem Thema teilzunehmen. Er sagt dort seine Meinung. Das reicht ihm“ (di Lorenzo 2011, S. 39).

Junge Wilde, am liebsten weiblich

Den glatten Gegenpart spielen die „jungen Wilden“, die liebend gerne weiblich besetzt werden. Helene Hegemann talkt leider nicht so gerne, Charlotte Roche hat bei „3 nach 9“

schnell als Gastgeberin das Handtuch geworfen, und Franziska Drohse, die ehemalige Juso-Vorsitzende, ist in der Politik nicht mehr präsent. Für die Linkspartei fährt nun Katja Kipping auf diesem Ticket, und nur durch dieses „role-model“ ist es auch zu erklären, dass die außerparlamentarische „Aktivistin“ Hanna Poddig immer wieder als angeblich relevante Stimme und wilde Utopistin zu Wort kommen darf. Einige Politikerinnen versuchen, Elemente dieser Stellenbeschreibung der jungen Wilden mit dem eigenen, als besonders seriös definierten Anliegen zu kombinieren. Manuela Schwesig, die im heimlichen SPD-„Schattenkabinett“ als Gegenspielerin von Ursula von der Leyen positioniert ist, spielt noch im Dementi mit diesem Element, ebenso die bislang ziemlich unbekannte, aber allmählich an die vordere Talkfront drängende Bundesgeschäftsführerin der Linken, Caren Lay.

Politiker-Selbstdarstellung

Für die Politiker gehört der Talkshow-Auftritt zur Karriere wie die Predigt zur Kanzel. Nur ganz wenige machen da eine Ausnahme.

„Ich habe ja häufig genug mein Erstaunen darüber zum Ausdruck gebracht, warum so viele Kolleginnen und Kollegen meinen, sie müssten ins Fernsehen, weil es sie sonst nicht gäbe“ (Interview mit Bundestagspräsident Norbert Lammert, CDU, siehe Anhang).

Die Absicht der Politiker, ihre „Botschaft“ pointiert und schnell an viele Menschen heranzutragen, trifft sich mit der Format-Absicht der Polit-Talkshows.

Generell ist in der Mediengesellschaft jegliche Politikvermittlung außerordentlich stark personal vermittelt. Andreas Dörner, der den Begriff des „Politainment“ entwickelt hat, meint damit ausdrücklich nicht, dass sich jedwede Politik der Unterhaltungsmaxime unterordnet. Auch eine Medienkommunikation, die den Gesetzmäßigkeiten der Unterhaltung folgt – wie dem „Storytelling“, der Dramatisierung und Personalisierung –, kann durchaus aufschlussreiche Aussagen über die Verfassung der Gesellschaft treffen. Wir kennen dies alle vom „Tatort“ bis zur „Lindenstraße“ (vgl. Dörner 2001, S. 161 ff.).

Kein anderer hat sehr früh schon mit einem befremdeten Blick auf die Bedeutung von Öffentlichkeit und damit auch der Inszenierung geschaut wie der französische Historiker und Politiker Alexis de Tocqueville.

„Wenn die Öffentlichkeit regiert, gibt es niemanden, der den Wert des öffentlichen Wohlwollens nicht empfindet und der es nicht für sich zu gewinnen trachtet, indem er die Achtung und Liebe derer an sich zieht, in deren Mitte er leben muss“ (de Tocqueville zit. nach Plake 1999, S. 39).

Wer ständig nur in Bezug auf die Öffentlichkeit agiert, unterliegt einer Versuchung, die Tocqueville anhand des charakterlosen Lamartine beschreibt:

„Als Redner und Schriftsteller ging er von der Wahrheit ab und hielt sich wieder an sie, wie es ihm gerade in den Sinn kam, denn er dachte nie an etwas anderes als an die Wirkung, die er im Augenblick gerade erzielen wollte“ (zit. nach Houellebecq 2011, S. 250 f.).

Weil das Medienpublikum heutzutage weitgehend identisch ist mit dem Elektorat, der Wählerschaft also, sind – so Andreas Dörner und Ludgera Vogt – „Machterwerb und Machterhalt ganz wesentlich vom Gelingen des persönlichen Medienauftritts abhängig“ (Dörner/Vogt 2009, S. 192).

Die individuelle Fähigkeit, Gelassenheit mit Kampfeslust zu verbinden, Schlagfertigkeit und Zuspitzung, gut vorbereitet zu sein, aber dennoch keine Floskeln abzusondern, ist bei einigen führenden Politikern besonders ausgeprägt. Mit Gregor Gysi und Oskar Lafontaine, Sigmar Gabriel und neuerdings auch Thomas Oppermann, Norbert Röttgen, Wolfgang Schäuble, Guido Westerwelle, Christian Lindner oder auch Jürgen Trittin sind wichtige Entscheidungspolitiker zugleich auch große Politikdarsteller. Sie sind die Talkshow-Lieblinge. Vor allem weil sie schon bekannt sind. Im Zweifel ist der Egomane immer interessanter als ein zurückhaltender Redner, der temperamentvolle Politiker besser als der höfliche. Letztlich ist sympathischer oder unsympathischer Auftritt das wichtigste Kriterium für Freude oder Ärger – also das Dranbleiben – der Zuschauer. Die Logik des Arguments ist nicht ohne Bedeutung, aber demgegenüber zweitrangig.

Welch sonderliche Bewegung in sich oft widersprechenden Mustern die Auftritte gerade von Politikern hervorbringen, hat Bettina Gaus schon im Jahr 2004 am Beispiel einer Sendung von Sabine Christiansen beschrieben:

„Das wirklich Beruhigende an der Christiansen-Sendung ist die Gewissheit, dass Revolutionen nicht stattfinden. Unvorstellbar, dass etwa Katrin Göring-Eckardt sagen würde, das sei ja nun eine ganz neue Situation, von der sie am Freitag gänzlich überrascht worden sei, und sie sei selber neugierig, wie sich das entwickeln werde. Politikerinnen und Politiker werden niemals überrascht, und sie sind auch nie neugierig. Es muss merkwürdig sein, als Person dieser Art durchs Leben zu gehen“ (Gaus 2004).

Dabei ist Telegenität selten das einzige, doch immer auch ein Kriterium für innerparteiliche politische Karrieren. Elke Ferner war einfach eine weniger markante Vertreterin der SPD-Sozialpolitik, als es Manuela Schwesig ist. Die forsche Julia Klöckner (CDU) wirkt in Talkshows meist interessanter als die abwägende Annette Schavan; Silvana Koch-Mehrin wird lieber eingeladen als Birgit Homburger. Kaum einer leugnet, dass gute FDP-Ergebnisse bei der Europawahl zum Großteil auf die positive Ausstrahlung von Silvana Koch-Mehrin zurückgehen. Solche Politikerinnen sind natürlich auch talkshowtauglich. Dabei bergen Talkshow-Auftritte natürlich Risiken. Dass Ausstrahlung nicht ausreicht, wenn sie nicht hinreichend substanzvoll unterfüttert ist, musste Silvana

Koch-Mehrin nicht erst infolge des Ärgers mit Plagiatsvorwürfen bei ihrer Doktorarbeit erleben. Bei Frank Plasbergs „hart aber fair“ am 5. Mai 2010 hatte sie in der Schlussrunde die Aufgabe, die im Zeitraum der Sendung neu angewachsene Verschuldung zu schätzen. 20 Millionen Euro – das wäre die richtige Lösung gewesen. Frau Koch-Mehrin schätzte 6000 Euro. Das Internet war voll von Beiträgen zum „Fremdschämen“, und man mochte ihr kaum noch abnehmen, eine liberale Partei angemessen vertreten zu können, die sich der Steuerenkung verschrieben hat.

Die Talkshows achten längst darauf, sich selbst nicht kampflos für die Selbstrepräsentation der Politiker zur Verfügung zu stellen. Frank Plasberg setzt auf den Überraschungseffekt durch „Einspielfilme“, von denen er verschiedene für einige unterschiedliche Verlaufsvarianten seiner Sendung vorhält. Gerade diese waren der Grund, warum er sich nicht mit dem damaligen Kanzler Gerhard Schröder auf einen Solo-Besuch verständigen konnte. Die Medienmacher sind also durchaus von eigenen Interessen geleitet. In allen Interviews haben sie denn auch betont, dass die letzte Entscheidung über die Gäste und eventuelles Eingehen auf spezielle Wünsche immer bei der Redaktion liege.

Die Verbindung von Themen und Personen

Die Mediengesellschaft ist, wie bereits erwähnt, stark auf Personen bezogen. Die Talkshows schmieden innige Verbindungen von Themen und Personen.

*Silvana Koch-Mehrin
blamiert sich bei
Frank Plasberg*

Die Talkshows helfen, die Welt in klar abgeteilte Themengruppen und Segmente einzuteilen, sie so übersichtlicher zu machen und die Meinungslager zu sortieren. Sie sind ein Instrument der Popularisierung von Politik – vor allem aber ein Mechanismus, um bereits bestehende Haltungen, Meinungen und Deutungsmuster reichweitenstark zu distribuieren und damit zugleich zu testen.

Darum sind sie als Bühne für Politiker so bedeutsam. Sie sind nicht risikofrei (siehe oben), aber innerhalb des bestehenden Medienensembles dennoch die größte denkbare Verstärkeranlage.

Ähnlich sieht das auch der langjährige Redaktionsleiter der Talkshows „Sabine Christiansen“ und „Maybrit Illner“, der erfahrene Fernsehjournalist Wolfgang Klein. Es gehe nicht darum, „in der Sache viel Neues“ zu lernen, räumt er ein,

„[w]er genug Zeit, Grips und Ausbildung hat, kann leicht auf das Fernsehen verzichten – und niemand wird ihm daraus einen Vorwurf machen. Die Mehrheit aber hat nun einmal in erster Linie die Fernbedienung in der Hand“ (Klein 2005, S. 7).

Das Fernsehen sei ein oberflächliches Medium, er und seine Redaktion verstünden sich als „Dienstleister“, deren verdienstvolles Geschäft vor allem darin bestehe, für diese Publikumsmehrheit das politische Personal kenntlich zu machen (vgl. ebd., S. 3-7).

Bereits 1999 hat Klaus Plake von der Bundeswehrhochschule in Hamburg viele TV-Talkshows gründlich untersucht. Auch wenn die von ihm entwickelte „Typologie“ (vgl. S. 32-34) heute schon wieder recht überholt wirkt, hat er doch zutreffend eine Bilanz der komplementären Prozesse einer „Industrialisierung der Kommunikation“ einerseits und einer „Fragmentierung des Bewusstseins“ gezogen:

„Der TV-Talk muss daher so fragmentarisch sein wie die Gesellschaft, die ihn zur Blüte kommen ließ. Das Problem besteht in falschen journalistischen Etiketten und den nicht eingehaltenen Versprechungen von plebiszitärer Demokratie und neuer Öffentlichkeit, von Therapie, Aufklärung und Minderheitenschutz“ (Plake 1999, S. 11).

Rollenspiele

Doch sowohl Politiker als auch Medienmacher sind an relativ stabilen Rollenspielen interessiert.

Für Helmuth Plessner ist jeder Mensch schon deswegen ein Darsteller, weil er eben ursprüngliche Naturzusammenhänge längst verloren habe. Je zivilisierter die Gesellschaft, je industrialisierter auch deren Kommunikation, desto bedeutender wird die angemessene Kunst der Darstellung, das Zusammenwirken von Regie, Darstellern und Bühne.

Nun wissen wir seit der fundamentalen Arbeit des Soziologen Erving Goffman etwas mehr über diese soziologische Kategorie. Es geht

nicht in erster Linie um Verstellung, sondern um das soziale Agieren überhaupt, letztlich um dessen Verinnerlichung: „Wenn der Einzelne eine Rolle spielt, fordert er damit die Zuschauer auf, den Eindruck, den er bei ihnen hervorruft, ernst zu nehmen“ (Goffman 2011, S. 19).

Um dieses Ernstnehmen geht es PR-Beratern wie Medienanalysten gleichermaßen. Der heutige SPD-Landesminister in Thüringen und vormalige Strippenzieher im berühmten „Kampa“-Wahlkampf der SPD 1998, Matthias Machnig, sagt es ganz unverwandt:

„Der Politiker wird zur Marke. [...] Der Wiedererkennungswert von Personen ist für die Sendung wichtig. Häufig ist die Zusammensetzung wichtiger als das Thema“ (Machnig 2009, S. 167).

Etwas eleganter sprechen Andreas Dörner und Ludgera Vogt von „Komplexitätsreduktion“:

„Die Person des Politikers schafft in dieser Situation Übersichtlichkeit, Zurechenbarkeit von Entscheidungen und insgesamt Wahrnehmbarkeit von Politik“ (Dörner/Vogt 2009, S. 193).

An stabilen Rollenmustern ist die Talkshow unbedingt interessiert. Meist sind sie, wie bereits erwähnt, schon in der Sitzordnung angedeutet. Würde jemand das Gegenteil von dem sagen, weswegen er eingeladen wurde, die Redaktionen würden es ihm verübeln. Ähnlich spricht der Spindoktor über seinen Schützling. Klaus Kocks, der beides ist: Berater wie selbst gern gesehener Talkgast, hat für

das Rollenspiel, das Politiker oder andere Interessenvertreter veranstalten, den wunderbaren Begriff der „fiktionalen Glaubwürdigkeit“ erfunden:

„Es geht um fiktionale Glaubwürdigkeit. Wir können einen Politiker nicht als Person beurteilen, weil wir ihn nicht wirklich kennen, sondern nur in seiner Rolle. Die kann er authentischer oder weniger authentisch spielen. Authentizität ist eine bestimmte Art der Inszenierung, auf die wir mit der Zubilligung von Vertrauen reagieren. Authentizität ist aber nicht Wahrheit: Leute, die im Stadttheater sitzen und Hamlet sehen, glauben doch auch nicht, sie wären jetzt wirklich in Dänemark und es wären wirklich Geister da“ (Kocks 2007, S. 159).

Womit wir beim Theater wären – aber eben auch bei der Differenz zwischen medialer Politikinszenierung und Theater. Nachdem alle ihre Rollen durchgehalten haben, mehr polarisiert haben, als Einsichten des anderen anzunehmen, sucht am Ende in der Regel der Moderator explizit einen die Bühne überwindenden Wirklichkeitsbezug, mahnt zur Versöhnung oder besseren Zusammenarbeit, fordert energisch ein, endlich die Wirklichkeit oder die Wählerwünsche zu berücksichtigen.

Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) sieht darin eine fatale Wirkung des in allen Talkshows verbreiteten Prinzips, sich vermeintlich auf die Wirklichkeit zu beziehen:



„Auf der einen Seite ist schwer zu übersehen, dass die Medienpräferenz für einen bestimmten Typus von Politikern auch durch diese auf Dauer gesetzte Nachfrage zu einer Veränderung des Angebots führt. Zugespielt formuliert: Das Fernsehen erzeugt einen bestimmten Politikertypus, den es anschließend als abschreckendes Beispiel vorführt“ (Interview mit Bundestagspräsident Norbert Lammert, CDU, siehe Anhang).

Anders als beim Theater, das uns die Illusion vorspielen kann, es wäre keins, oder bewusst mit dem Bühnengraben arbeitet, ist das Distanzproblem für den Politiker keineswegs ge-

löst. Er will immer beides sein: Repräsentant von Staat oder Partei und gleichzeitig ein Mensch wie du und ich. Auch hier gibt es Konjunkturen. Karl-Theodor zu Guttenberg spürte offenbar, dass es im seriösen Berliner Politikbetrieb, in dem immer noch der bescheidene Habitus der Bonner Bundesrepublik nachklingt, ein Defizit an physischer Unmittelbarkeit und angeborenem Charisma gab, das er von Haus aus zu füllen berufen war. Seine Popstar-gleiche Distanzlosigkeit ging schief, obgleich ihn während seiner Amtszeit kaum ein kritisches Medium tatsächlich an seinen fachpolitischen Taten maß. Als Gegenbewegung zu Aufstieg und Fall des Freiherrn zu Guttenberg „schlägt in Berlin die Stunde der Maschinis-

ten [...], Kenner der Machtapparate, der Administration, des Parlaments, der Parteien“ (Niejahr 2011).

Olaf Scholz, Thomas de Maizière, Jens Böhrnsen, Winfried Kretschmann, der „darstellerisch das Schützenfest mit dem Ethikunterricht verbindet“ (Ebbinghaus 2011, S. Z 3) – das sind die Matadore der Stunde, keineswegs Idealbesetzungen für feuerwerksgleiche Talkshow-Unterhaltung. Sie verkörpern auch die Show-Übersättigung eines Publikums, das längst ahnt, dass hinter der Fassade der Polit-Darbietung solide Verwaltungsapparate, fleißige Beamte und viele unbekannte und ungenannte Abgeordnete für Systemstabilität sorgen. Anders als im Theater sollen Vertreter eines solchen politischen Stils neuerdings auch nach vorne ins Rampenlicht.

„Auf der anderen Seite ist es aber immer wieder auch beruhigend und ermutigend, dass dann – bis in die allerjüngste Vergangenheit hinein – Wählerinnen und Wähler die doppelte Souveränität aufbringen, nicht nur von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen, sondern auch noch Leute zu wählen, die diesen Klischees gerade nicht entsprechen,“ konstatiert auch Norbert Lamert (siehe Interview im Anhang).

Dieser Überdruß ist aber nicht nur positiv. Er hat auch mit einer Ablehnung des Kunstvollen zu tun. Auch die Menschen, die uns regieren, sollen plötzlich möglichst „einfach“ sein. Wer aber tatsächlich ein 80-Millionen-Volk gut regiert, wer komplexe Systeme zu steuern trachtet, schwierige Gedanken nachvollziehbar ver-

mittelt, eine große Rede hält oder gesellschaftliche Umbrüche evozieren will, der muss die Politik auch als Kunst beherrschen.

Nicht dass es in Talkshows Inszenierung, Dramaturgie und zu einem bestimmten Zweck geladene Gäste gibt, ist verwerflich, sondern der Sachverhalt, den der Wiener Philosoph Robert Pfaller so beschreibt:

„Was die politische Talkshow prekär macht und des Werts beraubt, den sie haben könnte, ist, dass die Rollen so festgelegt sind. Es ist ja bezeichnend, dass die Gäste immer schon mit ihrer These vorgestellt werden. Dann muss man die aber auch zwei Stunden lang vertreten. Das trägt nicht unbedingt zur Spannung bei. [...] Da herrscht heute eine Überregulierung, die im Sinne der Quote gemacht wird, die aber eigentlich der Quote letztlich schadet“ (zit. nach Staun 2011).

Auf Dauer ersticken die Talkshows an ihrer eigenen, mittlerweile eingeübten lähmenden Orthodoxie. Der glatte, risikofreie Ablauf ist ein falsches Ideal. Die Quotenbelohnung für Wiedererkennbarkeit und wiederholte Rituale, für die immer gleichen Top-Gäste und der bewährte, aber eingeschränkte Sehschlitz auf die gesellschaftliche Wirklichkeit führen in die falsche Richtung. Es muss nicht unbedingt Erfolglosigkeit sein – mündet aber in einer Erstarrung, die ansonsten der Gesellschaft gerne vorgehalten wird.

„Allein die deprimierend homogene Berücksichtigung des immer wieder gleichen

*Die Talkshows
erstarren in Wiedererkennbarkeit und Ritualen*

Personenkarussells schließt wiederum die Vermutung aus, auf diese Weise solle dem Publikum wenigstens ein Kreis interessanter, relevanter, mit verantwortlichen Ämtern ausgestatteter politischer Persönlichkeiten vorgeführt werden. Nein, es sollen Leute, die noch vor ihrer Fachkompetenz über ein Mindestmaß an Unterhaltungsbegehung verfügen, dem Publikum gewissermaßen vorgeführt werden – im wörtlichen wie übertragenen Wortsinn“ (Interview mit Bundestagspräsident Norbert Lammert, CDU, siehe Anhang).

Der geniale Gedanke einiger Verantwortlicher in der ARD, das zukünftige Talk-Überangebot im Ersten und die daraus logischerweise folgenden Revierkämpfe um Gäste durch den Aufbau einer Talkgast-Datenbank einzudämmen, darf guten Gewissens als Witz in Algorithmen ohne jeden Sinn für kreative Redaktionsarbeit abgeheftet werden.

Deswegen soll zusätzlich der ARD-Chefredakteur Thomas Baumann als Koordinator der

Talkshows tätig werden. Zwar sind die Sendungen „Beckmann“ und „Menschen bei Maischberger“ offiziell in der Unterhaltung angesiedelt, aber wann immer Not am Mann ist, soll der neue Talk-Koordinator auf die Planungen und insbesondere die Gästelisten schauen. Wünschenswert sei es sicher nicht, wenn in Zukunft gleich fünf ARD-Talks das gleiche Thema hätten, räumte er ein. Dass es schwer ist, eine Redaktion davon zu überzeugen, auf einen gerade stolz ergatterten Gast zu verzichten, ist Baumann wohl bewusst. Er will besonderen Wert auf die verschiedenen Akzentsetzungen der Formate legen, die sich deutlicher voneinander unterscheiden sollen.

Sicher zu sein scheint aber: Ab Herbst dieses Jahres wird eine Zeit lang die relativ kleine Schar von besonders begehrten Talkshow-Gästen, die untereinander gut bekannte Familie der Meinungsträger und -simulatoren in leicht wechselnder Besetzung wie eine Karawane von Studio zu Studio ziehen – und am Ende entscheiden die Zuschauer, wer der Letzte sein wird, den die Hunde beißen.

4. „Sie sollen aufeinander losgehen ...“ Redaktionelle Dramaturgien: Konfrontation und Konsens

„Wir erscheinen in immer ähnlichen Konstellationen in den Talkshows, in denen die Dramaturgie meistens lautet: Drei Politiker unterschiedlicher Parteien streiten sich, um dann von zwei weiteren Gästen belehrt zu werden, dass Politik insgesamt blöd und verantwortungslos ist. Ich übertreibe etwas, aber dieses Muster ist vorhanden. Und wenn das ein paar Mal die Woche stattfindet, können wir uns doch nicht wundern, dass das einen Niederschlag darin findet, wie Menschen Politik wahrnehmen. Ich bin weit davon entfernt, das nur den Medien vorzuwerfen. Wir alle spielen das Spiel mit“ (Steinmeier 2010).

Dramaturgien

Alle politischen Talkshows folgen geplanten oder gewollten Dramaturgien. In allen Redaktionen wird der Ablauf schriftlich festgelegt. Es gilt auch als Erfolgskriterium, ob eine Sendung so gelaufen ist, wie sie geplant war. Das heißt nicht, dass der Verlauf wie in einem Drehbuch feststeht, zwingend ist oder die Absicht auch in jedem Fall Realität werden wird. Was es aber sehr wohl bedeutet: Talkshows sind nie die Abbildung eines voraussetzungslosen Diskurses. Wir alle haben ein Ideal von Kommunikation im Hinterkopf. Die Talkshow mag insinuieren, sie folge diesem Ideal – doch sie tut es nicht.

Viel ambitionierter als der spontane Gedanke einer gelungenen Kommunikation hat Jürgen Habermas die Anforderungen an einen solchen Diskurs begrifflich entwickelt. Die „Öffentlichkeit des Zugangs“, eine „gleichberechtigte Teilnahme“, die „Wahrhaftigkeit der Teilnehmer“, die wiederum nur dadurch zu erzielen ist, dass sie bei der Darstellung und Entwicklung von Argumenten und Meinungen kei-

nerlei Zwang unterliegen. Gültig sein soll allein der „zwanglose Zwang des besseren Arguments“ (vgl. Habermas 1991).

Allein die Tatsache, dass hier ein auf Zuschauerquoten hin angelegtes fernsehgerechtes Format in Rede steht, ist die gewichtigste Voraussetzung allen Sprechens in der Talkshow. Es muss fernsehgerecht sein. Das gilt für die einzelnen Sprechakte wie für die Sprecher. Ganz wichtig ist aber, sich bewusst zu machen, dass im Zentrum gar nicht das Gespräch der Akteure steht, sondern immer die Wirkung dieses Gesprächs auf Dritte, nämlich auf das nicht anwesende, sondern medial vermittelt versammelte Publikum. Die Inszenierungsstrategien der Akteure wie die Dramaturgieabsichten von Redaktion und Regie folgen immer einer dialogischen Grundstruktur: Die Gesprächsteilnehmer wenden sich gar nicht in erster Linie an den zustimmenden oder opponierenden Gesprächsteilnehmer, sondern über diesen an das Publikum. Diesem muss etwas geboten werden. Es soll wissen, woran es ist. Es soll mitgerissen werden. Es soll sich freuen oder ärgern, zustimmen oder zum Widerspruch gereizt werden.

Schon in dieser Struktur sind einige Tendenzen angelegt:

- die Verführung zur permanenten Reiz-Steigerung, weil Ruhe und Differenziertheit leicht mit Langeweile identifiziert werden können;
- die Verführung zur Simplifizierung von Sachzusammenhängen, weil nur so Positionen deutlich erkennbar bleiben;
- die Verführung zu personalisiertem Streit, weil nur so „Leben in die Bude“ kommt;
- vor allem aber die Verführung, dass es gar nicht um Austausch oder gar Verständigung mit den anderen Debattenteilnehmern geht, sondern um die Verlautbarung des eigenen Standpunktes.

Die Redaktionen wissen um diese Verführungen und bauen sie in ihre Planungen ein. Fast allen Redaktionen (mit Ausnahme von „Beckmann“) ist gemein, dass die jeweiligen Sendungen auf keinen Fall allein nach der Individualität der Gäste besetzt werden, sondern nach „Segmenten“, wie Béla Anda das nennt, oder „Positionen“, die mit Personen „gefüllt“ werden, wie es in der Redaktion von „hart aber fair“ heißt (vgl. Interviews im Anhang).

Dabei werden natürlich die individuellen Fähigkeiten und Besonderheiten berücksichtigt. In der Regel sind alle Redaktionen gut und erfahren genug, um über die in Frage stehenden Personen, auf jeden Fall aber über die tatsächlich geladenen Gäste gründliche „Dossiers“ mit biografischen Details sowie Positionen, wesentlichen Aussagen und Zitaten zur

verhandelten Sachfrage zusammenzutragen. Oft sind auch „Erfahrungswerte“ in Bezug auf einzelne Gäste vorhanden. Hinzu kommt die Beobachtung der Konkurrenz. Wer sich, wie oben bereits erwähnt, in Talks mit geringerer Einschaltquote bewährt hat, wird dann gerne auch zum selben Thema in eine der „großen“ Sendungen geladen. „Für uns ist das dann wie eine Art Live-Casting – und das kann sinnvoll sein“, heißt es in der Redaktion von „Anne Will“ (vgl. Interview im Anhang).

Die Popularität spielt eine Rolle, ebenso die Konfliktlinien, die von der Redaktion als wesentlich identifiziert werden. Das kann der Konflikt zwischen Regierung und Opposition sein, der Streit zweier Fachleute zu einem Thema, die entgegengesetzter Ansicht sind, und in wachsendem Maße lassen die Talkshows auch Repräsentanten bestimmter „Lebenswelten“ auf „die Politik“ prallen (vgl. 6. Kapitel).

Im Durchschnitt gibt es dabei – je nach Charakter der Sendung – einige Unterschiede. Bei „hart aber fair“ sind relativ viele Nichtpolitiker oder auch „zivilgesellschaftliche Akteure“ zu Gast (vgl. Könning 2009). Sehr gerne greift die Redaktion – mal aus aktuellem Anlass, mal weil es gerade keine dringlichere Aktualität gibt – zu „lebensweltlichen“ Themen. Sie unterscheidet diese auch ausdrücklich von sogenannten „Berliner Themen“. Nach dem Freitod von Gunther Sachs wurde dieser thematisiert und ins ethisch Allgemeine zu verlängern versucht. In der Woche, als Bin Laden erschossen wurde, diskutierten Peter Hahne, Rita Süßmuth, Joachim Fuchsberger u. a. über das Altern in Würde. Der wesentliche Grund dafür war

– nach Angaben der Redaktion –, dass sich die Sachlage objektiv nicht weiterentwickelt habe.

Demgegenüber ist „Maybrit Illner“ de facto immer noch am stärksten „Berlin Mitte“, bildet also recht häufig auch die parteipolitische Diskurslage ab. Manchmal nutzt Illner auch die Möglichkeit, bereits am Donnerstag einen Themen-Reigen zu eröffnen. So diskutierte sie am 19. Mai über „Sex, Macht und Öffentlichkeit“ im Zusammenhang der Verhaftung des IWF-Chefs Dominique Strauss-Kahn. „Anne Will“ behandelte vier Tage später dasselbe Thema, das im Talk-Karussell dann flüssig von Strauss-Kahn zum vormaligen ARD-Wettermann Jörg Kachelmann weiterglitt.

Sehr politisch im klassischen Sinne ist auch „Anne Will“; sie beansprucht aber immer noch die Konfrontation der „Welt der Politik“ mit dem Schicksal „betroffener“ Bürger (vgl. 5. Kapitel). Das an die alte Gerichtsrhetorik erinnernde „Eins gegen Eins“ mit Claus Strunz neigt naturgemäß zu extremer Polarisierung mit vielen Politikern aus der zweiten Reihe. Sandra Maischberger hat sich eine recht stabile, aber sehr alte Zuschauerschaft erarbeitet, weswegen auch die „Menschen bei Maischberger“ sehr oft Senioren sind: Ex-Repräsentanten, Ex-Politiker, Ex-Fernsehstars.

Über diese unterschiedlichen dramaturgischen Ansätze, die jeweils intendierten Kontroversen, deren Verlauf und vermeintliche Lösung könnte man nun auf allgemeiner Ebene reflektieren. Dies könnte jedoch spekulativ werden, denn selten verläuft eine Sendung tatsächlich genau so, wie sie geplant war. Vor allem aber unterliegt das tatsächliche Fernseh-

geschehen ständiger Veränderung und Korrektur. Das können derart genau nur noch outgesourcte Redaktionen. Sie feilen und optimieren permanent an den Details.

Einzelanalyse: Die Euro-Krise

Die Analyse der Dramaturgien erfolgt aufgrund des gerade eben Gesagten anhand konkreter Beispiele. Als besonders geeignet erwiesen sich dafür zunächst die Woche vom Donnerstag, den 12. Mai bis zum Mittwoch, den 18. Mai 2011.

Im Anschluss daran wird verfolgt, wie die einschlägigen Talkshows die Verhaftung Dominique Strauss-Kahns in New York (vgl. S. 77) und das Urteil im „Fall Kachelmann“ in Mannheim (vgl. S. 83) nachgearbeitet haben.

In der fraglichen Maiwoche machte der Spiegel am Montag mit dem Thema: „Geheimakte Loveparade“ auf, der Focus verband auf dem Titelbild das Konterfei des Fußball-Meistertrainers Jürgen Klopp irgendwie mit dem Begriff „Karriere“, der Stern hatte sich auf dem Titel noch einmal Gunther Sachs gewidmet.

Demgegenüber war das Genre der politischen Fernsehtalkshow absolut monothematisch ausgelegt: Immer ging es um den Euro und Griechenland. Bei den relevanten Sendungen gab es keine Abweichungen. Abwechslungsreich waren nur die jeweils blumig, reißerisch oder kompliziert formulierten Titel. Es war interessant zu beobachten, welche Sendung mit welchen Gästen aufwartete und wie der jeweils beabsichtigte „Schlachtverlauf“ angebahnt wurde.

Zählen wir zunächst einmal die Sendungen inklusive ihrer Titel und Gäste auf:

Donnerstag, 12. Mai, ZDF, 22.40 Uhr

„Maybrit Illner“

„Wird der Euro in Griechenland begraben?“

Gäste:

- Steffen Kampeter (CDU, Staatssekretär im Bundesministerium der Finanzen)
- Dirk Müller (wird als „Mister DAX“ vorgestellt)
- Professor Renate Ohr (Wirtschaftswissenschaftlerin Uni Göttingen)
- Karsten Schröder (Hedgefonds-Manager)
- Sven Giegold (Bündnis 90/Grüne, MdEP)
- Hermes Hodolides (Schauspieler = Vassili aus der Lindenstraße)

Sonntag, 15. Mai, ARD, 21.45 Uhr

„Anne Will“

„Immer mehr Milliarden für arme Euro-Schlucker – Riskiert die Regierung unser Geld?“

Gäste:

- Edmund Stoiber (CSU, ehemaliger bayerischer Ministerpräsident)
- Jorgo Chatzimarkakis (FDP, MdEP)
- Anja Kohl („ARD-Börsenexpertin“)
- Max Otte (Wirtschaftswissenschaftler)
- Rolf Hochhuth (Dramatiker)

Montag; 16. Mai, Sat.1, 23.30 Uhr

„Eins gegen Eins“

„Euro in Gefahr? Sollen wir den Pleite-Griechen den Geldhahn zudrehen?“

Gäste:

- Frank Schäffler (FDP, MdB)
- Sven Giegold (Bündnis 90/Grüne, MdEP)

Dienstag, 17. Mai, ARD, 22.45 Uhr

„Menschen bei Maischberger“

„Geld in Gefahr? Erst Euro-Betrug, jetzt Inflation?“

Gäste:

- Hans-Olaf Henkel (Ex-BDI-Präsident)
- Frank Lehmann (ehemaliger „ARD-Börsenexperte“)
- Professor Wilhelm Hankel (Wirtschaftswissenschaftler)
- Frank Steffel (CDU, MdB)
- Sahra Wagenknecht (Die Linke)

Mittwoch, 18. Mai, ARD, 21.45 Uhr

„hart aber fair“

„Immer Ärger mit Diogenes & Co – Landet der Euro in der Tonne?“

Gäste:

- Rainer Brüderle (FDP, Fraktionsvorsitzender)
- Hans-Werner Sinn (IFO-Institut)
- Susanne Schmidt (Wirtschaftsjournalistin)
- Walter Wüllenweber (Stern)
- Alexandros Stefanidis (SZ-Magazin)
- Ulrich Stockheim (Ökonom und Kommunikationsberater)

Folgendes ist schon auf den ersten Blick an den jeweiligen Konstellationen abzulesen:

- Die Talkshows bemühen sich darum, einen Gast dabeizuhaben, der von jedem Zuschauer auf den ersten Blick irgendwie mit „Börse“, also Wirtschaft, identifiziert wird: Frank Lehmann, Anja Kohl, Dirk Müller.
- Die Talkshows bemühen sich darum, irgendwen dabeizuhaben, der etwas mit Griechenland zu tun hat oder gar als Grieche identifizierbar ist: Chatzimarkakis, Stefanidis – und die verrückteste Idee: Vassili, den Griechen aus der „Lindenstraße“ alias Hermes Hodolides.
- Bei den eingeladenen Politikern spielt die SPD keine Rolle. Geladen sind meist nur zwei Politiker: Zu dem Vertreter aus dem Regierungslager kommt mal ein Grüner, Sven Giegold, mal eine Vertreterin der Linken, Sahra Wagenknecht, hinzu.
- Schon hieran ist erkennbar, dass die meisten Talkshows mit Ausnahme von „Eins gegen Eins“ nicht so sehr an den Kontroversen und unterschiedlichen Akzentsetzungen zwischen den etablierten Parteien interessiert sind, sondern eine Konfrontation von Bürgerfragen mit Politikerstrategien beabsichtigen.
- Überall soll ein aktueller oder ehemaliger Euro-Kritiker zu Wort kommen. In der Regel werden diese mit Titel („Professor“) oder als Vertreter der Wissenschaft vorgestellt.
- Der Titelgestaltung aller Talkshows ist gemeinsam, dass es ihnen nicht allein um das Hier und Jetzt geht, sondern immer um das,

was noch kommen mag. Es gibt einen – stets bangen oder warnenden („Immer mehr ...“, „Immer Ärger ...“) – Blick in die Zukunft. In allen Titeln geht es an erster Stelle ums „Geld“, den oder gar „unseren“ Euro, und dann um die anderen, das Land, wo der Euro „begraben“ wird oder „in der Tonne landet“; diejenigen, die als „arme Euro-Schlucker“, „Pleite-Griechen“ oder „Diogenes & Co“ identifiziert werden.

Vergleichen wir also die Dramaturgien der politischen Talkshows in der Reihenfolge der Sendedaten:

„Wird der Euro in Griechenland begraben?“

Maybrit Illner ist es gelungen, einen Gast einzuladen, der im weiteren Sinne zu den Verantwortungsträgern gehört: Steffen Kampeter (CDU), Staatssekretär im Bundesfinanzministerium. Im Internet wird er noch als „Peter Kampeter“ angekündigt. Maybrit Illner beginnt stehend mit den Worten: „So langsam kann man Angst bekommen um unser Geld.“ Dann sitzt sie inmitten der Gästerunde an einem großen weißlichen Tisch, der Zierde der neuen Studiodekoration, und wendet sich zuerst an den Verantwortlichen, den sie als „Staatsminister“ anspricht, was sie aber sofort korrigiert. Wir ahnen auf jeden Fall schon: Der Mann ist hier zwar als offizieller Vertreter der Bundesregierung, der wichtigste Entscheidungsträger ist er aber sicher nicht.

Die *Anordnung der Runde* ist bunt: links außen (immer von den Zuschauern aus gese-

hen) sitzt Sven Giegold, der schon früher als jugendlicher Vertreter von Attac zu Illner geladen wurde; es folgt Frau Professor Ohr, die Wirtschaftswissenschaftlerin und Euro-Kritikerin; dann, nah bei der Moderatorin, die ihn entsprechend besänftigen oder kontrollieren kann: der Schauspieler Hermes Hodolides, der später als „der berühmteste Grieche, den Deutschland hat“, in die Debatte eingeführt wird. Rechts von Maybrit Illner sitzen von innen nach außen: Steffen Kampeter, Dirk Müller und der Hedgefonds-Manager Karsten Schröder, der mit kahlem Schädel und Nerd-Brille auch so aussieht wie einer. Alle Gäste wurden mit je einem Aussagesatz wie: „Wir sollen aus dem Euro austreten“; „Das würde zu Kapitalflucht führen“, vorgestellt.

Es ist eine bunte Runde, nicht nach Parteien sortiert, auch nicht nach einem einfachen Pro oder Contra zum Euro. Die Sitzordnung kann als Einladung zu einem offenen Gespräch mit unklarer Lage der Fronten interpretiert werden. Die Eigenart dieser Sendung aber wird sein: Es kommt kaum zu einem Gespräch. Im Kontrast zur lockeren Gästeanordnung, vielleicht auch damit es eben nicht gemütlich wird, führt **Maybrit Illner** ein strenges Moderationsdirigat. Während der gesamten Sendung gibt es kaum einmal eine direkte Erwiderung eines Diskutanten auf den vorherigen; stattdessen immer nur reihum Fragen der Moderatorin, die dann brav beantwortet werden. Dadurch bleibt die Sendung statisch. Von einem echten Diskurs – gar im Habermasschen Sinne – ist sie meilenweit entfernt.

Sehr populär ist natürlich die Formulierung der *Eingangfragestellung*, was aus „unserem Geld“ werde. Rasch kommt aber eine zweite Eingangsfrage der Redaktion hinzu, die offenbar die Diskussion befeuern soll: Es geht recht allgemein um Lügen in der Politik. Weil es nämlich ein „Geheimtreffen“ einiger EU-Finanzminister gegeben hatte, das zunächst geleugnet wurde, steuert die Moderatorin auf gewundenen Pfaden einen deftigen Spielfilm an. In diesem geht es von Ulbrichts Mauerbau-Lüge bis zum Auftritt Josef Ackermanns bei „Maybrit Illner“ ein Jahr zuvor. Dieser sprach damals schon die angebliche Wahrheit aus, dass Griechenland seine Schulden nicht bezahlen könne.

Ja, es werde furchtbar gelogen, sagt **Hermes Hodolides**; die Karten müssten auf den Tisch fordert der Grüne. Der Schauspieler lebt in Köln und Athen, wie die Moderatorin erläutert, das soll einen „Authentizitätsvorschuss“ geben. Nein, er lebe in Köln, sagt jener, und im Übrigen stamme er aus Thessaloniki. Es ist klar: Er wird bestenfalls die Rolle des „Laien“ besetzen; diejenige des „Narren“ droht.

Die übrigen Diskutanten erklären vor allem ihre Eingangsstatements. **Steffen Kampeter** erläutert die Politik der Bundesregierung: Hilfen mit klaren Auflagen erfolgten aus nationalem Interesse. Wer den Euro gefährde, gefährde Europa.

Sven Giegold sieht es ähnlich. Der Euro müsse gerettet werden, nur die Kriterien, an die die Hilfe gekoppelt sei, müssten verändert werden. Griechenland dürfe nicht kaputtgespart werden. Lieber sollten bei uns die Löhne

erhöht werden. Außerdem müssten die Banken mit in die Verantwortung genommen werden. Trete Griechenland aus dem Euro aus, folge ein schlimmer Dominoeffekt. Die europäische Idee sei dahin.

Dirk Müller ist sicher, dass die Griechen es nicht schaffen werden, die Schulden zu bezahlen und die eigene Wirtschaft wettbewerbsfähig zu machen. Ein Schnitt oder eine Abwertung sei da ehrlicher. Das Sparprogramm führe in die Katastrophe. Der „Mob“ sei in Griechenland jetzt schon auf der Straße. Zwischendurch sympathisiert er mit der Idee eines stabilen Kern-Euro für Nordeuropa.

Professor Renate Ohr sieht im Euro einen Sprengsatz für Europa. Davor habe sie schon früh gewarnt. Die gemeinsame Währung verlange eigentlich auch eine politische Union. Eine eigene Währung, die sie dann abwerten könnten, wäre für die Griechen weniger schmerzhaft. Von Giegolds Idee, im Inland höhere Löhne zu bezahlen, hält sie nichts.

Karsten Schröder, von dem wir nie erfahren, welche Hedgefonds er eigentlich verwaltet, ist ähnlicher Meinung. Eine „Restrukturierung“ der Schulden, d. h. ein Schnitt, müsse sein. Es müsse nicht unbedingt eine Kettenreaktion geben, wenn die Griechen den Euro verließen. Ein Zurück zur D-Mark solle es aber nicht geben, denn mit ihr wäre uns längst der Exportboom auf die Füße gefallen.

Bald zeigt sich die Grundkonstellation: Die „reinen Ökonomen“ (Ohr, Müller, Schröder) stehen den Politikern gegenüber. Mit unterschiedlichen Akzenten im Einzelnen verteidigen sowohl der CDU-Staatssekretär Steffen

Kampeter wie der grüne Europaabgeordnete Sven Giegold – jeweils mit Blick auf die größere Idee Europas – wie die Löwen den Euro, die Hilfspakete und die Anstrengungen der Griechen.

Entstanden ist ein ruhiger Fluss aus Abfragen und Antworten mit einigen Kontroversen darüber, welche konkreten Beispiele (Brasilien hat sich als Hilfeempfänger berappelt; England und Dänemark sind mit eigener Währung auch gute Europäer) als Beleg für welche These etwas taugen. Diese Konstellation wird dann mit neuen Beispielen und Varianten eine Zeit lang wiederholt. Steffen Kampeter hält ein Plädoyer für die politische Idee Europas und gegen das „Bashing“ der Griechen. Dies wird sich später als ein gravierender Unterschied zu anderen Talkshows erweisen.

Der Schauspieler fügt sich in die Narrenrolle. Es gebe Ölreserven, die Chinesen hätten billige Kredite angeboten, die Griechen jedoch wollten keine Hilfspakete. Später sagt er noch, dies sei ein „ökonomischer Krieg“ und „ein Ausverkauf des Landes“. Aber da ist er schon zu weit im Abseits, um noch ernst genommen zu werden.

Jetzt dient er nur noch als Überleitung zum nächsten Spielfilm über die „Wut-Griechen“. Später gibt es noch einen weiteren Spielfilm, der suggeriert, dass aus dem als „einmaligen Rettungsschirm“ verkauften Verfahren nun etwas Dauerhaftes geworden sei. Der Film benennt 19 Gegenstimmen aus CDU und FDP zu den Hilfen und gipfelt in der dramatischen Frage: „Bröckelt Merkels Mehrheit?“ Nun ja. Der Spielfilm bringt die Debatte nicht

voran. Er muss im Detail korrigiert werden. Später unterbricht Maybrit Illner Sven Giegold, als der zu längerem Dozieren ansetzt, und ebenso Frau Professor Ohr, denn es müssen noch Fragen besprochen werden, die Zuschauer über Facebook gestellt haben.

Fast spielt es keine Rolle, dass etwas Bemerkenswertes geschehen ist: Dirk Müller, der „als Gesicht des DAX“ vorgestellt wurde, hat seine Position ein wenig gewandelt. Anfangs hat er dargelegt, die „Systemharmonisierung“ falle zu gering aus – da sei ein Austritt der Griechen aus dem Euro die bessere Lösung. Er würde ja gerne – so sagt er gegen Ende – der Position von Sven Giegold zustimmen; ja, er hoffe sogar, dass die Hilfe so nachhaltig funktionieren, wie dieser intendiere, allein, ihm fehle noch der Glaube. Aber es wäre schön, wenn es eine Art Marshallplan für Griechenland geben könnte (auf diese Formel hatten sich inzwischen fast alle geeinigt). Zu den divergenten Positionen oder zu diesem Meinungswandel sagte Maybrit Illner im Schlusswort nichts mehr, nur noch etwas recht Allgemeines gegen den Egoismus und dass man im Anschluss an die Sendung mit Dirk Müller weiter chatten könne.

Früher haben die Moderatoren am Ende der Talkshow oft eine Bilanz gezogen, an den Wirklichkeitssinn der Politiker appelliert, die Konturen eines denkbaren Kompromisses beschrieben oder zur Zusammenarbeit aufgerufen. Das hat sich etwas verändert. Jetzt begreift sich die einzelne Talkshow nur noch als Haltebahnhof an einem schier endlosen Diskussionsgleis. Der Tresen im neuen Studio könnte eigentlich eine dichte Diskussion erleichtern.

Die harsche Abfragerei konterkariert diese Absicht. Die bunte Anordnung der Gäste durchbricht die absehbaren „Parteiung“, aber Euro-Kritiker wie Politiker halten ihre Rollen durch – nur Dirk Müller zeigt sich beweglich. Der Schauspieler gerät rasch ins Abseits. Eine produktive Funktion innerhalb des Gesprächsverlaufs haben die Einspielfilme nicht.

„Immer mehr Milliarden für arme Euro-Schlucker – Riskiert die Regierung unser Geld?“

Bei „Anne Will“ nun wurde die Sitzordnung bewusst anders gewählt; rechts sitzen die Politiker: Edmund Stoiber (CSU), der als vom Euro-Kritiker zum Euro-Freund gewandelter „Elder Statesman“ eingeführt wird; neben ihm Jorgo Chatzimarkakis, der so vieles in sich vereint, was aktuell diskutiert wird, und deswegen (siehe 3. Kapitel) auch schon diverse TV-Auftritte hatte. Er ist Europaabgeordneter, FDP-Mitglied und hat griechische Wurzeln. Außerdem hat just am Tag der Talkshow die Universität Bonn die Überprüfung seiner Doktorarbeit auf Plagiate hin angekündigt. Man hat sich allerdings darauf geeinigt, dies nicht zu thematisieren.

Auf der anderen Seite sitzt – wieder dicht bei der Moderatorin platziert wie schon bei Maybrit Illner – der schwer kalkulierbare „Laie“ oder „Narr“. In der Abendunterhaltung übernimmt der greise Dramatiker Rolf Hochhuth diese Rolle. Neben ihm ist Max Otte platziert, ein Wirtschaftswissenschaftler, der schon vor einem Jahr die Griechenland-Krise vorausgesagt habe, und außen sitzt Anja Kohl, die populäre ARD-„Börsenexpertin“.

Anne Will erwähnt schon im *Eingangsstatement*, dass Bundeskanzlerin Angela Merkel eigentlich mit dem IWF-Chef Dominique Strauss-Kahn verabredet gewesen sei, der nun aber in den USA inhaftiert wurde. Dann folgt sofort ein Spielfilm, der das menschlich-allzu-menschliche Problem thematisiert, ob man einem Freund helfen, ihm Geld geben oder für ihn bürgen solle. Das großpolitische Problem ist also sofort auf den menschlichen Nahbereich transformiert worden. So soll es verständlich werden.

Daran knüpft **Anja Kohl** unmittelbar an, die ihre populäre Rolle zuschauernah interpretiert. Es gehe um unser Geld, beschwört sie, und zwar in doppeltem Sinne: Einerseits sind es unsere Einlagen, mit denen die Banken operieren, andererseits unsere Steuergelder, mit denen wir bürgen. Sie ist für Griechenland-Hilfen. Sonst gäbe es Panik und eine erneute Bankenkrise. Allerdings müssten diese Hilfen mit einem langfristigen Plan für Investitionen und zum Wiederaufbau der griechischen Wirtschaft verbunden werden.

Von Beginn an arbeitet die Regie mit *Zwischenschnitten*. Sie tut das häufiger als in anderen Sendungen. So sehen wir andere Diskutanten in Nahaufnahmen: Rolf Hochhuth guckt skeptisch, Edmund Stoiber jovial, während Anja Kohl redet.

In der Folge prägt **Edmund Stoiber** das Narrativ der Sendung. Er ist der erfahrene Politiker, der schon alles gesehen hat. Damals habe er gewarnt, da hat ihn keiner ernst genommen. Hinsichtlich des Reformwillens der Griechen hat er so seine Zweifel. Man müsse helfen, aber

diese Hilfe an klare Auflagen und Kontrollen knüpfen. Der Euro sei eben ein politisches Projekt. Europa dürfe nicht auseinanderfallen. Darum nutzten wir mit der Griechenland-Hilfe vor allem uns selbst.

Der Europaabgeordnete **Jorgo Chatzimakis** sieht das ähnlich. Eigentlich schließt er sich Stoiber an, will aber noch schnell einen Wandlungsprozess bei Stoiber vom Europa-Saulus zum -Paulus ausgemacht haben. Was dieser zurückweist. Chatzimakis selbst sieht sich als scharfer Kontrolleur der europäischen Finanzen. Er erwähnt kenntnisreich Einzelheiten. Stoiber bleibt in der Generalisten- und Chefrolle.

Wieder ist es der Wirtschaftswissenschaftler, der „Fachmann“, der widerspricht. **Max Otte** spricht auf Pointe hin: Die Regierung habe kein Rückgrat! Da müsse ein Schnitt her! Es gebe einen „Sozialismus der Banken“. Das sagt er mehrmals. Der Euro dividiere Europa auseinander. Es müsse ohnehin eine Entschuldung von mindestens 30 bis 40 Prozent geben. Sinnvoller sei die Drachme für die Griechen und ein starker Euro für Kern-Europa.

Es gibt weitere *Spielfilme*. Im nächsten geht es auch hier um Lügen in der Politik. Die Griechen hätten sich mit falschen Zahlen den Eintritt in die Euro-Zone erschwindelt. Der FDP-Abgeordnete Frank Schäffler, eigentlich eine marginale Erscheinung, wird zitiert, der die Griechen aufgefordert hatte, ihre Inseln zu verkaufen, ebenso wie Rolf Hochhuth, der die Griechen seit Odysseus für Schlitzohren hält. Na klar: Odysseus – darum ist der alte Dramatiker hier!

Chatzimarkakis sagt, Homer habe einen Unterschied zwischen List und Hinterlist gemacht. Damit ist die Pointe eigentlich tot. Aber die Moderatorin will das nicht wahrhaben und den alten Dramatiker ins Spiel bringen.

Rolf Hochhuth trägt die Jacke lose über die Schultern. Schon das zeigt: Er ist kein Politiker. Bisher hatte er den skeptischen Bürger gegeben, der stets fragte, ob das alles überhaupt stimme: Krise und Bankrott. Brav richtet er das Wort an den kundigen Stoiber, wie man denn die Banken mit in Haftung nehmen könne. Im Laufe der Zeit wird er immer erregter, kräht dazwischen. Der Euro sei ein Popanz. Der Autor selbst sei Gaullist. Als das Gespräch später darauf kommt, dass Bundesfinanzminister Schäuble nach dem „Leck“ in seinem Hause suchen will, durch das ein Geheimgespräch einiger Finanzminister publik geworden sei, springt er auf, zischt das Wort „Schutzhaft“ heraus, wedelt mit einem Zeitungsartikel herum, fordert, der Finanzminister müsse ins Zuchthaus.

Durch Hochhuth bekommt die Debatte Farbe, aber leider auch eine schräge Richtung. Alle Anwesenden sind etwas indigniert. Der Moderatorin gelingt es kaum, ihn zu bändigen. Wieder einmal ist der Außenseiter auch der Kauz, spielt Furor im Altenheim, statt für eine furiose Diskussion zu sorgen.

In einem Einspielfilm wird das übliche Griechen-Bashing kolportiert. Da Stoiber gegenüber den Griechen recht kritisch ist, bleibt es unwidersprochen. Konkrete Angaben über Arbeitszeiten, Rentenalter, Urlaubstage und Löhne in Griechenland bleiben aus. Einig sind sich

die Diskutanten, dass am Ende der Steuerzahler zur Kasse gebeten werde. Ein weiterer Einspielfilm, der aus den „Tagesthemen“ stammt, zeigt genau das dann noch einmal. Auch er führt die Diskussion nicht weiter.

Anne Will ist keine strenge Diskussionsleiterin. Sie lässt das Gespräch laufen, mal hierhin, mal dorthin. Sie beharrt nur stets darauf, dass ihre Fragen beantwortet werden. Manchmal sagt sie, dass alles sehr kompliziert sei. Erklärende Zusammenhänge oder Fakten trägt sie selber nicht vor. Dieses Laissez-Faire führt dazu, dass im Verlauf der Debatte eine eigenartige Schiefelage entsteht: Alle sprechen zu Stoiber hin. Anja Kohl hat sich weitgehend abgemeldet, ist ideell aber auf die Seite der Politiker gewechselt. Max Otte wirkt zu unpolitisch, zu sehr ein enger Fachökonom, um gegen Stoiber/Chatzimarkakis ein Gegengewicht aufrechterhalten zu können. Einen Vertreter „der Griechen“, der griechischen Regierung, der „Betroffenen“ gibt es in dieser Sendung nicht – nicht einmal das ansonsten bei „Anne Will“ gerne eingesetzte „Betroffenen“-Sofa (vgl. 5. Kapitel). Es wird über die Griechen gesprochen. Sie bleiben Objekt. Der Ökonom bleibt auf sein Fach begrenzt; der „Laie“ ist ein Kauz. So fällt es Edmund Stoiber besonders leicht, seine ohnehin geplante Rolle als Politiker, der zwar skeptisch ist, aber gleichwohl verantwortlich handelt und ausgewogen den Kurs der Bundesregierung unterstützt, auszudehnen zur umfassenden Appellations- und Befragungsinstanz. Er hat die bereits angelegte Rolle dominant ausgespielt.

„Euro in Gefahr? Sollen wir den Pleite-Griechen den Geldhahn zudrehen?“

Am Montag zu später Stunde (23.30 Uhr) folgt die Sendung „Eins gegen Eins“ des Senders Sat.1 mit dem Moderator Claus Strunz. Es ist eine Nischensendung mit wenigen Zuschauern, nicht vom Rang und von der Bedeutung der beiden vorherigen. Gerade Sat.1 hat sein Publikum über lange Zeit jedweder Politik entwöhnt (vgl. 1. Kapitel). Da hat die Sendung einen schweren Stand. Hier ist die Dramaturgie einfach: Es ist ein Streitgespräch wie beim Gerichtsverfahren, mit Plädoyers und Beweisaufnahme. Moderator und Diskutanten stehen angeordnet in einem gleichschenkeligen Dreieck an transparenten Pulten vor einer großen Videowand. Publikum ist im Saal. Es darf zuerst abstimmen. Die Frage muss mit Ja oder Nein zu beantworten sein: „Euro in Gefahr? – Sollen wir den Pleite-Griechen den Geldhahn zudrehen?“ 46 Prozent „Ja“, 54 Prozent „Nein“ – so lautet die Abstimmung am Anfang wie zum Schluss, aber ein Viertel des Publikums habe die Meinung gewechselt. Das zeige die Unsicherheit gegenüber dem Thema, resümiert der Moderator. Das stimmt vermutlich. Die beiden Kontrahenten werden wie zum Sportwettkampf reißerisch begrüßt als „Deutschlands schärfster Griechen-Kritiker“ und „grüner Griechen-Versteher“. Es handelt sich um den FDP-Abweichler Frank Schäffler und um Sven Giegold, der schon bei Maybrit Illner zu Gast war.

Claus Strunz beginnt die Debatte ganz raffiniert, indem er jeweils über Kreuz fragt, was denn passieren würde, hätte der jeweils ande-

re recht. Ab und an will er Aussagen konkretisiert wissen. Ansonsten sorgt er für einen zügigen Ablauf. Giegold wiederholt – teilweise wörtlich –, was er schon bei Illner vorgetragen hat. Schäffler sagt, man solle gutes Geld nicht schlechtem hinterherwerfen. Es seien schließlich die Schulden der Griechen, nicht unsere. Die Griechen hätten Vermögenswerte und zu hohe Militärausgaben. Er hat Giegold keine Europa-Idee entgegensetzen. Darum ist das Pro und Contra klar konturiert. Es gibt einen Einspielfilm, in dem der FDP-Politiker Jorgo Chatzimarkakis (siehe oben, S. 67) über korrupte und unfähige Politiker in Griechenland schimpft; ein anderer zeigt die griechische Journalistin **Andrea Mavroidis**, die sich über das Griechen-Bashing in deutschen Medien empört. Sie sitzt dann im Publikum, Claus Strunz neben ihr. Mit konkreten Hinweisen auf die Anstrengungen der Griechen stützt sie Sven Giegolds Argumente. Sie gibt Informationen über Rentenalter, Arbeitszeiten und Lohnkürzungen. Unterstützer im Publikum für Frank Schäffler ist **Professor Karl A. Schachtschneider**, der mit Titel und als Jurist vorgestellt wird. Also wird es juristisch. Ob eine Rückkehr zur Drachme juristisch möglich sei? Ja. Ob die deutsche Unterstützung mit dem Grundgesetz vereinbar sei? Nein. Sat.1 hat hier, aus unerfindlichen Gründen und ohne das Publikum darüber in Kenntnis zu setzen, einen juristischen Außenseiter, einen notorischen Kläger gegen europäische Verträge von Maastricht bis heute eingeladen. Innerhalb kurzer Zeit würgt Strunz ihn ab. Es folgen zwei 30-sekündige Schlussplädoyers. Natürlich entstammen die Gäste

eher der zweiten Reihe. Die Anordnung ist simpel. Aber immerhin wird die Kontroverse klar. Mit Zahlen und Fakten kommt eine griechische Journalistin zu Wort. Schäffler und Schacht-schneider sind ein recht marginales Paar, von geringem politischen Gewicht. Giegold konnte auf bewährte Argumente zurückgreifen. Die Sprechakte sind hier natürlich Verlautbarungen, dennoch geht es auch darum, dem Gegenüber zu begegnen. Es ist ein bisschen wie „Jugend diskutiert“, strikt reglementiert, mit einem Moderator als Zeremonienmeister: Politik für Anfänger, simpel, aber nicht absichtsvoll manipulativ.

„Geld in Gefahr? Erst Euro-Betrug, jetzt Inflation?“

Am Dienstag folgt dann „Menschen bei Maischberger“ aus einem Studio mit weichen cremefarbenen Sofas. Diesmal aber steht die Moderatorin mit „Deutschlands bekanntestem Börsen-Erklärer“ – so lautet die „Bauchbinde“ – an einem Tresen, auf dem Lebensmittel aufgebaut sind. Statt Preisschildchen tragen sie Etiketten mit Prozentzahlen. Kaffee, Kartoffeln, Butter – alles wird teurer. Und in der Hand hält Sandra Maischberger eine Tüte mit Tiefkühl-Pommes-frites, die tatsächlich um 43 Prozent teurer geworden sind. Alle Zahlen stammen aus einer Titelgeschichte der Bild-Zeitung. Es geht um eine drohende Inflation. Der Einstieg soll unbedingt populär und verbrauchernah sein. Aber **Frank Lehmann**, der inzwischen längst pensionierte hessische Börsenhase, antwortet routiniert. Ja, es könne eine Infla-

tionsgefahr geben – noch nicht jetzt, aber später, mit einer Inflationsrate zwischen 3 und 5 Prozent. Jetzt liege sie bei 2,8 Prozent. Das sei nicht dramatisch. Höchstens zehn Prozent ihres Budgets geben die Deutschen für Lebensmittel aus. Darum fallen die Preiserhöhungen kaum ins Gewicht. Lebensmittel aber kaufen sie täglich, darum sei die gefühlte Inflation größer als die reale. 5 Kilogramm Tiefkühl-Pommes esse der Deutsche im Durchschnitt jährlich. Um 30 Cent sei ein Kilo teurer geworden. Der absolute Betrag ist also verkraftbar. Im Warenkorb sind auch viele Sachen, die billiger geworden sind. Lange zieht sich das Gespräch hin. Dass Salat billiger wird, soll nicht verschwiegen werden, dass die Rentner unter Inflation besonders leiden, auch nicht. Nach einer guten Viertelstunde rät Lehmann zu Sachwerten.

In der folgenden Diskussionsrunde gibt es links ein „Politiker-Sofa“. Auf dem haben mit größtmöglichem Abstand zwischen sich Platz genommen: Frank Steffel (CDU, MdB) und Sahara Wagenknecht (Linkspartei). Ihnen gegenüber sitzen Hans-Olaf Henkel (Ex-Chef des Bundesverbands der Deutschen Industrie, BDI) und Frank Lehmann, beide Ökonomen, aber mit unterschiedlichen Auffassungen zur Griechenland-Hilfe. Wie schon der Schauspieler Hermes Hodolides bei Maybrit Illner und Rolf Hochhuth neben Anne Will sitzt auch hier das „enfant terrible“ an der Seite der Moderatorin. Es ist der alte Euro-Gegner Wilhelm Hankel, der mit seinem Professorentitel vorgestellt wird.

Wilhelm Hankel wird zur Inflation befragt. Die Zahlen seien falsch, sagt er, weil es in Europa nur noch „harmonisierte Indizes“ gebe.

Allein seien die Griechen viel höher verschuldet, als die offiziellen Zahlen besagten. Die „gefühlte Inflation“ sei die ehrlichere Zahl.

Bald folgt ein *Einspielfilm*, der vorführt, dass auch die bisherige Pro-Kopf-Belastung der Deutschen durch die Griechenland-Hilfe, die mit etwa 100 Euro angegeben wird, völlig falsch sei. Es türmt sich Paket auf Paket mit Milliardensummen. Die Pakete stehen auch in der Studiodekoration. Dass es die vom „Stern“ veröffentlichten Zahlen des IFO-Institut von Hans-Werner Sinn sind, wird erst in der Diskussion deutlich. Auch Hankel ist bald schon bei 6000 Euro pro Kopf.

Auf dem Sofa müht sich **Frank Steffel**, ungefähr dasselbe zu sagen wie Edmund Stoiber bei Anne Will. Er bekommt es aber nicht so souverän hin. Immer wenn er spricht, blendet die Redaktion Fotos ein, die ihn gemeinsam mit Angela Merkel zeigen. Sie sollen ihm Bedeutung verleihen. Leider ist das sehr durchsichtig.

Sahra Wagenknecht ist nicht gegen Hilfen für Griechenland. Aber sie weiß, wer am meisten profitiert: die Deutsche Bank. Also müssen die Banken mit in die Haftung genommen werden. Außerdem dürfe man Griechenland jetzt nicht kaputtsparen. Die Konditionen der Hilfe seien falsch. In Griechenland müsse zum Beispiel endlich das Vermögen der Reichen besteuert werden. Sie wirkt unversöhnlicher gegen Banken und Reiche, aber ansonsten gar nicht so weit entfernt vom Grünen Sven Giegold. Der interessierte Zeitgenosse wüsste gerne mehr von solchen Übereinstimmungen oder Unterschieden. Die herkömmliche Talk-

show-Landschaft ist an solchen Feinheiten aber nicht interessiert.

Dass es zu irgendeiner Art von Umschuldung oder „Hair Cut“ kommen müsse, finden alle bis auf Steffel. Er ist nicht so beweglich wie Stoiber bei Anne Will.

Es gibt verschiedene Einspielfilme: einer zeigt, dass es in Griechenland Vermögenswerte von bis zu 400 Milliarden Euro gibt. Ein anderer referiert Schlagzeilen zu den Zuständen in Griechenland: Staatsangestellte bekommen 16 Monatsgehälter, und Nachtwächter verdienen 72.000 Euro im Jahr. Es gibt keine eigenen Recherchen. Alles stand schon irgendwo. Am Ende ist „Menschen bei Maischberger“ die Sendung, in der am ehesten Ressentiments unwidersprochen blieben. Das ungleiche Paar Steffel/Wagenknecht schafft kein Gegengewicht.

Allmählich wird Professor Wilhelm Hankel heftiger. Er doziert, was der Marshallplan damals wirklich gewesen sei, nämlich eine Lebensmittelhilfe. Er träumt von den guten alten Zeiten der „Währungsschlange“, taut immer mehr auf und wird immer kurioser. Siebzehn Aufwertungen habe die D-Mark überstanden, die europäischen Südstaaten seien reine „Zuschussbetriebe“, der Euro werde politisch instrumentalisiert. Wer in eine Sackgasse gefahren sei, müsse da eben rückwärts wieder heraus.

Hans-Olaf Henkel lässt sich anstecken. Einen Kalauer kann er sich nicht verkneifen: „Die Griechen können sogar türken.“ Beim Euro-Beitritt hätten sie es getan. Er sei Euro-Befürworter gewesen, aber so gehe es nicht. Das

habe er alles in seinem neuen Buch dargelegt. Das propagiert er ebenso wie die Trennung des Euro in einen stabilen Nord-Euro und einen Rest-Euro. Dann könne es eine solide Umschuldung geben. Er redet immer mehr. Wie Hankel wirkt er ungeduldig und störrisch. Beide wischen jeden Einwand beiseite. Hankel und Henkel, zwei wilde „Alte“, gehen die eher zurückhaltenden Politiker (Steffel und Wagenknecht) an, die miteinander nichts zu tun haben wollen. Deren Binnenspannung wird aber nicht ausgeglichen.

Am stärksten der Lebenswirklichkeit verhaftet ist natürlich der Fernsehmann. Er kennt die Preise, weiß um die Sorgen und Nöte der Zuschauer. Zuletzt hilft Frank Lehmann der Moderatorin, die Stimme der Vernunft zur Geltung zu bringen. Die Rückkehr zur Drachme sei unmöglich. Die Griechen würden ihre Gelder von den einheimischen Banken abziehen, ein Chaos der Märkte drohe, schon würden sich die Spekulanten auf die nächsten armen EU-Länder stürzen. So hält er die Sendung im Ruder. Einen Rückbezug zu dem Lebensmitteltresen am Anfang oder der Inflationsgefahr gibt es nicht.

Am Ende war es die Sendung mit den meisten Ressentiments und einem Übergewicht kurioser Positionen. Zum Abschluss findet Sandra Maischberger, es seien „wirklich interessante Ideen“ gewesen und weist auf „hart aber fair“ hin, wo dann Hans-Werner Sinn zu Gast sei.

„Immer Ärger mit Diogenes & Co – Landet der Euro in der Tonne?“

Was sollte da noch kommen? Es schien so, als sei alles schon gesagt. Wie immer bei „hart aber fair“ steht der Moderator Frank Plasberg am Pult mit dem Touchscreen für viele kleine Einspielfilme, links von ihm sitzen die Gäste aufgereiht.

Außen, am weitesten vom Moderator entfernt, sitzt der hochrangigste Regierungspolitiker, der sich bis dahin in einer Talkshow zum Euro und der Griechenland-Krise äußert, **Rainer Brüderle**, bis vor Kurzem noch Bundeswirtschaftsminister, jetzt frisch gewählter Fraktionschef der Liberalen im Bundestag.

Drei Ökonomen sind mit von der Partie. Neben Brüderle sitzt **Susanne Schmidt**. Die Redaktion ist elegant genug, nicht herauszuschreien, warum sie eingeladen wurde. Sie ist die Tochter von Helmut Schmidt, und das sieht man ihr auch an. Dicht neben Plasberg sitzt der Ökonom und Kommunikationsberater **Ulrich Stockheim**. Er war schon früher Gast bei Plasberg, konnte sich als verschmitzter Diskutant profilieren und als ein Ökonom, der kein Fachidiot ist. Neben ihm sitzt **Hans-Werner Sinn**, Chef des IFO-Instituts, mit dem markanten Bart. Zwischen die Ökonomen wurden zwei Journalisten platziert. Der eine, **Walter Wüllenweber** vom Stern, war schon mehrmals Gast bei Plasberg. Er gilt als Mann der rücksichtslosen Sozialreportage, der frei von jeder Political Correctness ausspricht, was er beobachtet. Vor einem Jahr hat er einen Brief an die Griechen publiziert, in dem er ihnen in harschen Worten

vorwurf, auf Kosten anderer zu leben. Als Kontrahent ist ein weiterer Journalist geladen, **Alexandros Stefanidis**, tatsächlich ein Grieche, jetzt Redakteur des SZ-Magazins. Auch er hat über die Griechen geschrieben, fast lexikalisch Schwarzarbeit und Korruption erklärt, hart, aber liebevoller. Beide Artikel werden uns später im Laufe der Sendung in Auszügen vorgestellt. Zunächst aber werden auch hier die Diskutanten mit jeweils einem plakativen Aussagesatz aus dem Off vorgestellt: „Solidarität ist keine Einbahnstraße“ (Brüderle); „Der Euro ist eine Erfolgsgeschichte“ (Schmidt); „Den Geldhahn zudrehen“ (Sinn).

Ausnahmsweise beginnt Plasberg mit einer Zuschauer-E-Mail: die Griechenlandhilfe sei doch ein Fass ohne Boden. Das klinge nach Stammtisch, sagt Plasberg, und fragt den IFO-Chef, ob der Zuschauer nicht recht habe: „Stammtisch schlägt Professor?“ „Ich fürchte, er hat recht“, antwortet der Chef des IFO-Instituts. Wie in allen anderen Sendungen auch gibt es zum Auftakt die Inszenierung des Populären. Es wird Wert gelegt auf die besondere Nähe zu den einfachen Menschen, zum Vorurteil, zur „Stimmung“ im Land oder zum Portemonnaie der Bürger. Diese Idee, unbedingt die Zuschauer da abzuholen, wo sie vermeintlich stehen, ist inzwischen zu einem durchgängigen Strukturprinzip der Talkshow-Eröffnung geworden. Demonstriert werden soll auch, dass die Talkshows keine Scheu haben, auszusprechen, was ist, dass sie sich nicht als elitäre Veranstaltung oder gar pädagogische Anstalt begreifen.

Nach dem Sieg des Stammtischs über den Professor – oder wäre es richtiger zu sagen:

nach der demonstrativen Übernahme der Stammtischmeinung durch den Professor? – sucht der Moderator sofort die Konfrontation mit dem politisch Verantwortlichen. Rund 100 Euro habe jeder Bürger bisher für Griechenland gegeben, referiert Plasberg: „Sehen wir die 100 Euro wieder, Herr Brüderle?“ Brüderle holt etwas aus. „Wo war die Antwort auf meine Frage?“, ruft ihn Plasberg zur Räson. Brüderle: „Wenn die Griechen den eingeschlagenen Kurs konsequent weiterverfolgen, können wir es wieder kriegen.“ Plasberg: „Optimismus klingt anders!“ Er neigt dazu, das letzte Wort haben zu wollen.

Das ist ein rasanter Talkshow-Auftakt. Er demonstriert vor allem, dass diese Talkshow unbedingt populär sein will und wer hier der Zeremonienmeister ist.

Erst danach können dann Schritt für Schritt etwas gelassener die widerstreitenden Argumente entfaltet werden.

Susanne Schmidt sieht, dass die Situation verfahren ist. Jetzt müsse man in Alternativen denken. Würde Griechenland aus dem Euro entlassen und seine Währung abwerten, führe dies zu einem Dominoeffekt von Kapitalflucht und Spekulation. Große Sorge bereite ihr, wie gering der europäische Gedanke mittlerweile geschätzt wird.

Ulrich Stockheim wirkt gelassen, gelegentlich fast amüsiert. Von den 100 Euro bekämen wir höchsten 50 Euro zurück. Ein Schnitt, eine Umschuldung sei unvermeidlich. Allerdings würden Griechenland die falschen Auflagen gemacht. Die Sparpolitik zwinge das Land endgültig in die Knie. Perspektivisch das größte

Problem auch für die Deutschen sei allerdings der aufgehäuften Schuldenberg.

Hans-Werner Sinn ist erregter. Erst der Euro habe Griechenland zum Leben über die eigenen Verhältnisse verführt, dem Land einen Bauboom beschert, den Staatsapparat aufgebläht, die Löhne ansteigen lassen, so dass der Konsum 14 Prozent höher sei als die Einkommen. Er sucht populäre Bilder: Wenn der Nachbar auf Pump lebe, aber von der Bank keine Kredite mehr bekäme, könne er ja auch nicht einfach an der Haustür klingeln, sich Geld leihen und in Saus und Braus weiterleben. Am Ende sagt er, die Lage sei wie in einer „griechischen Tragödie“. Wenn man immer weiter helfe, verbrenne man nur mehr Geld. Wenn man Griechenland zum Umbau zwingt, würgt man die Konjunktur ab. Wenn man Griechenland aus dem Euro entlasse, sei ein Dominoeffekt der Pleiten in Südeuropa die Folge. „Es gibt keine Lösung!“

„Natürlich gibt es eine Lösung! Wir müssen sie nur wollen“, entgegnet Susanne Schmidt am Ende zornig. Zwischendurch hat sie mehrmals die große europäische Idee beschworen; also die Rolle übernommen, die in anderen Talks den Politikern vorbehalten war.

Rainer Brüderle hat sich nämlich mitnichten (wie Edmund Stoiber bei Anne Will oder Hans-Olaf Henkel bei Sandra Maischberger) in die Rolle des großen Welterklärers drängen lassen, sondern gibt sparsam den besonnenen Realpolitiker: „Wir können nicht alle Schulden übernehmen und wir können die Griechen nicht rausschmeißen.“ Als Hans-Werner Sinn voll Pathos sagt, jetzt seien „mutige Politiker“ nö-

tig, ist Plasberg schnell mit einem Einspielfilm bei der Hand: „Ich zeige mal einen.“ Eingespielt wird ein O-Ton von Peer Steinbrück, den Plasberg schätzt und dem er auch schon mal die Sonderbehandlung einer zehnmütigen Einzelbefragung hatte angedeihen lassen. Steinbrück sagt, es gehe nicht mehr um das Ob, sondern nur noch um das Wie eines Schuldenschnitts. Unpräzise weist Brüderle darauf hin, dass er das auch schon gesagt habe: Der „Hair Cut“ werde zu einem Zeitpunkt X kommen. Da wird Plasberg unwirsch, was das denn solle mit dem unpräzisen Zeitpunkt. Brüderle weist darauf hin, dass Griechenland eine selbstständige Nation sei mit einem eigenen Parlament. Dass sich vieles ändern müsse, sehe man aber auch daran, dass Griechenland gegenwärtig strukturell nicht in der Lage sei, Mittel in Höhe von 25 Milliarden Euro, die in Brüsseler Fonds bereitlägen, auch abzurufen.

Solcher Pragmatismus ist nicht die Sache von Hans-Werner Sinn. Er nutzt seinen „Expertenstatus“, um dem Affen Zucker zu geben. Schon eingangs hatte er ja die volkstümliche Frage nach dem „Fass ohne Boden“ bejaht, dann warf er im Laufe der Zeit mit immer erschreckenderen Zahlen um sich. Plasberg tat, als wären diese neu, und versprach, sie einem „Faktencheck“ zu unterziehen. Es waren aber just die Zahlen, mit denen Sandra Maischberger schon am Abend zuvor Milliardenpakete geschnürt und apokalyptische Bilder gemalt hatte. Man sieht: *Talkshows setzen nichts voraus und tun immer so, als sei alles neu.*

Immer wieder befeuert Plasberg die Diskussion mit kleinen Einspielfilmen. Das tun

inzwischen alle. Sei es aus Erfahrung, sei es aufgrund besserer Vorbereitung spielen sie bei Plasberg aber tatsächlich am ehesten eine produktive Rolle.

Alle Talkshows sind redundant. Ein großer Teil der Zeit wird damit verbracht, dass die Diskutanten im Wesentlichen ihre bereits gelieferten Statements in Variationen wiederholen, angereichert mit mehr oder weniger neuen Beispielen und Erwiderungen.

Bei Plasberg lässt die Dramaturgie Raum und Zeit für die Behandlung von *Subthemen*. So gibt es einen Spielfilm, der am Beispiel des Häuslebauers erläutert, was denn „sanfte Umschuldung“ sein soll. Darüber wird dann diskutiert. In allen bisherigen Talkshows wurde erwähnt, dass Jean-Claude Juncker, der luxemburgische Chef der Euro-Group, gesagt habe, man müsse auch einmal *lügen*, und man hat sich darüber gebührend empört. Nur Plasberg liefert den entsprechenden Videoausschnitt. Es gibt die aktuellen Äußerungen der Bundeskanzlerin Angela Merkel von einer Wahlveranstaltung in Meschede über die mangelnde Arbeitsmoral der Griechen als Audiofile mit Fotos. Zwei Spielfilme befassen sich mit der Lage in Griechenland. Der erste handelt ähnlich wie bei „Menschen bei Maischberger“ von elf Generalstreiks, die Kosten von 9 Milliarden Euro verursachten; von Luxusurlauben und achtzehnten Monatsgehältern. Ein anderer thematisiert die Idee, in Griechenland eine Formel-1-Strecke zu bauen, was Nikki Lauda absurd findet.

Die so aufgegriffenen Urteile und Vorurteile werden dann selbstständig thematisiert. Die Äußerungen der beiden anwesenden Journalis-

ten werden vorgestellt. Stefanidis sagt, der offene Brief Wüllenwebers sei kein Journalismus, sondern Demagogie. Wüllenweber wehrt sich gegen den Vorwurf des Populismus. Das sei echter Bürgerdialog. Leider konnte der finanzmarktpolitisch interessante Gedanke, den Stefanidis nur andeutete – nämlich dass das viele Hilfgeld ja nicht eigentlich nach Griechenland fließe, sondern seine Heimat eher eine „Durchgangsstation“ dafür sei, dass der Geldkreislauf flüssig bleibe –, nicht vertieft werden. Wenn ein Gast einen Gedanken nicht von sich aus sofort auf den Punkt bringt, dann fehlt Plasberg der Sinn für Kontemplation und geduldiges Nachfassen. Also kommt der etwas schüchtern wirkende Stefanidis nicht recht zur Geltung. So erging es gelegentlich auch Frau Schmidt. Da Plasberg aber nicht nur besonders populär sein will, sondern auch ein guter Journalist, hatte er eine Achterbahnfahrt zwischen Griechen-Bashing und „besser sind wir auch nicht“ eingeplant. Die Kontroverse zwischen den Journalisten über die griechischen Zustände war deswegen auch nicht völlig ergebnislos. Immerhin räumte Wüllenweber ein, dass er viel gelernt habe. Er habe Mails bekommen, in denen stand, dass in Griechenland Siemens besonders korrupt sei und dass Deutschland von den überdimensionierten Militärausgaben, die aus der wechselseitigen Aufrüstung von Türken und Griechen resultierten, am stärksten profitiere.

Auch das Demokratieproblem wird angesprochen. Wie sind internationale Kriterien und Auflagen für Finanzhilfen bei Wahrung der nationalen Souveränität machbar?

Was dennoch bemerkenswert ist: *Trotz der vielen Einspieler, in denen Überschriften kolportiert oder bereits publizierte Daten wiedergegeben wurden – große Faktensicherheit, gar eigenständige Recherchen, womöglich Beiträge von Korrespondenten oder eigene Reportagen vor Ort hat keine der Talkshows angeboten.* Immerhin wurde knapp eine Falschaussage zu den Urlaubstagen revidiert: Mit 30 Urlaubstagen liegen die Deutschen europaweit an der Spitze, 23 Tage gibt es in Griechenland. Dass Griechenland nur 11 Millionen Einwohner hat, das griechische BIP gerade 2,6 Prozent der Wirtschaftskraft des Euro-Raumes ausmacht, das Lohnniveau niedrig ist und bei Angestellten etwa 40 Prozent der deutschen Durchschnittslöhne ausmacht, kommt nicht zur Sprache. Überall wird mehr über Griechenland geredet, als Informationen dargeboten werden.

Bei „hart aber fair“ sortiert die Journalistin Brigitte Büscher die Zuschriften, Mails und Telefonate der Zuschauerschaft. Diesmal seien viel Wut und Ärger zu spüren. Die Griechen machten uns arm, man sei nicht bereit, für deren Pleite zu zahlen, laute der Tenor. Deutsche Selbstkritik kommt nicht vor. Aber darauf weist keiner hin. Es gibt noch ein Witzchen mit „Akropolis adieu!“, aber auch einige andere Stimmen: In Deutschland funktioniere der Finanzausgleich ja auch. Die „Europa-Idee“ aber sei eine abgehobene „Politiker-Idee“. „Wie weh tut das?“, mit dieser Frage an Frau Schmidt leitet Plasberg wieder in die Runde über. Sie referiert ein knappes historisches Colloquium. „Es ist schwer, das aus dem Kopf ins Portemonnaie zu bekommen“, hat Plasberg wieder das letzte Wort.

Die beiden Seelen in der Brust des Moderators von „hart aber fair“, einerseits unbedingt vorurteilslos dem Volk aufs Maul zu schauen, andererseits doch um historische Verantwortung und Realpolitik zu wissen, führen gelegentlich zu wilden Achterbahnfahrten in der Sendung.

Vielleicht um den negativ gefärbten Einstieg zu kompensieren, besteht die Schlussrunde darin, dass alle Gäste den Satz ergänzen sollen: „An Griechenland gefällt mir ...“. Als Hans-Werner Sinn sagt „der Realismus“, lachen viele; Ulrich Stockheims finales Lob auf die Vielfalt und Schönheit des Landes wird bejubelt.

Die fünf Talkshows im Vergleich

„Hart aber fair“ am 18. Mai war die letzte der fünf Talkshows zum selben Thema. Die Sendung war jedoch nicht überflüssig. Sie bot eine größere Informationsdichte und Themenvielfalt als die anderen Sendungen zuvor. Auch die eingeladenen Gäste wirkten nicht wie Restposten. Mit Rainer Brüderle war sogar ein politisch Verantwortlicher eingeladen, den andere Talkshows in diesem Rang nicht zu bieten hatten. Der Streit von Parteipolitikern spielte eine geringe Rolle, dennoch war die Debatte nicht grundsätzlich belanglos, irrelevant oder kurios. Sinnvoll gewesen wäre eine etwas ruhigere Vertiefung des Streits zwischen Hans-Werner Sinn und Susanne Schmidt. Aber Plasberg hastet im Stakkato durch die Sendung. Immerhin entsteht dadurch mehr Frische und weniger Redundanz als in den anderen Talks.

Eine einfache und dadurch klare Debatte führte „Eins gegen Eins“. Das Personal hatte

bei dieser Sendung das geringste politische Gewicht. Die verschrobenste Debatte fand bei „Sandra Maischberger“ statt. Dieser Talk zerfiel in zwei Teile: eine Verbraucherberatung mit Frank Lehmann am Anfang und einen furiosen Redeschwall des Euro-Warner-„Oldie“-Duos Henkel/Hankel in der zweiten Hälfte.

Gäste

Gab es in den Talkshows zuvor Gäste, die bei Plasberg vermisst wurden? Eigentlich kaum: Auf Rolf Hochhuth oder Hermes Hodolides war gut zu verzichten. Rainer Brüderle war souveräner als der eifrige Jorgo Chatzimarkakis, und Edmund Stoiber hätte vermutlich versucht, den Part von Brüderle auftrumpfender zu spielen, also mehr Reibereien mit Frank Plasberg verursacht. Der Nachwuchseuropäer Sven Giegold hat kenntnisreich argumentiert. Das hätte eine Bereicherung sein können. Auch als Kontrahent zum stets national argumentierenden Hans-Werner Sinn wäre Giegold vorstellbar gewesen, aber diese Rolle war mit Susanne Schmidt ja interessant besetzt. Bei Maybrit Illner bot Giegold aber viele Fakten auf. Er könnte eine Bereicherung sein, wenn er nicht so furchtbar altklug dozieren würde.

Alle haben inzwischen *Einspielfilme*. Bei „Eins gegen Eins“ dienen sie dazu, die Gäste im Publikum anzuteasern. Meist sind es Zusammenfassungen; bei Maischberger wurden die IFO-Zahlen dargeboten. Die produktivste Funktion haben diese Schnipsel immer noch bei „hart aber fair“. Hier boten sie originelle einzelne Informationen oder eröffneten ein neues Subthema.

Bilanz

Schwer zu bewerten ist, wie viele neue Argumente die Sendungen jeweils erbrachten. Innerhalb des harten Themenkerns gab es eine Überschneidung von etwa 80 Prozent der Sachaussagen und Argumente. „Eins gegen Eins“ war sehr klar strukturiert, ein Neuigkeitswert gegenüber „Maybrit Illner“ war aber nicht auszumachen. Für Schüler etwa, die sich erst in den Austausch von kontroversen Argumenten einüben müssen, kann die Sendung ein guter Anschauungsunterricht sein. Maybrit Illner ist zwar streng, der Debattenverlauf war aber gleichwohl recht redundant. Bei Sandra Maischberger ging es ziemlich ungeordnet zu. Plasberg hatte die größte Informationsdichte und Themenvielfalt, es gab aber eine eigenartige Faktendiskontinuität zu Maischberger. Dort waren Zahlen von Hans-Werner Sinn bereits zu einem Einspielfilm verarbeitet worden, die bei Plasberg als Neuigkeit, die noch zu „checken“ sei, behandelt wurden. Dennoch wirkte „hart aber fair“ am ehesten wie ein Kondensat der vorangegangenen Talkstunden. Wer nur eine der fünf Sendungen hätte sehen können, wäre trotz der Niveauschwankungen mit Plasberg am besten gefahren.

Einzelanalyse:

Illner und Will über Sex und Macht

Am Sonntag, den 15. Mai sollte der IWF-Chef Dominique Strauss-Kahn in Berlin mit Kanzlerin Angela Merkel zusammentreffen. Anne Will konnte in ihrer Sendung gerade noch vermel-

den, dass der französische Banker in New York aufgrund eines Vergewaltigungsverdachts verhaftet worden sei. Es dauerte eine Woche, bis sie dieses Ereignis zum Talkthema formatieren konnte. Maybrit Illner war ihr am Donnerstag, den 19. Mai zuvorgekommen. In Analogie zu dem berühmten Steven-Soderbergh-Film aus dem Jahre 1989 „Sex, Lügen und Videos“ haben sich die Titeltexter für: „Sex, Macht und Öffentlichkeit – Im Zweifel gegen den Angeklagten?“ entschieden. Bei „Anne Will“ heißt der Titel vier Tage später: „Sex, Lügen, Prozesse – Was ist los mit unseren Vorbildern?“ Man sieht: Immer ist „Sex“ der sogenannte „Aufhänger“. Es soll nicht ein konkreter Fall erörtert werden, sondern dieser soll Anlass sein für Weiterungen und Verallgemeinerungen. Da geht es um „Macht“, „Öffentlichkeit“ und „Prozesse“. Die Titel laufen aus in eine scheinbar offene Frage, die aber tatsächlich mit dem Entsetzen der Verfasser konnotiert ist. Ist es schon wieder so weit? Das kann doch nicht wahr sein! Aufgrund dieser Sorge muss das Thema also erörtert werden.

Bei Maybrit Illner sind am Tisch versammelt (von links nach rechts):

- ein „Promi-Anwalt“: Christian Schertz;
- die Gerichtsreporterin des Spiegel: Gisela Friedrichsen;
- eine Feministin: Normalerweise besetzt Alice Schwarzer flächendeckend diese „Position“. Sie mag aber nicht mehr gemeinsam mit Gisela Friedrichsen auftreten. Also besetzt die Schauspielerin Maren Kroymann diesen Part.
- Wolfgang Kubicki (FDP), ist der einzige Politiker in der Runde. Zudem ist er Rechtsanwalt und schildert sich selbst kokett als gefährdeten Mann, der der Verführung zum „Trinker“ oder „Hurenbock“ erliegen könnte, wäre er Politiker in Berlin. Das ist seine unbeholfene Art, den geläuterten Macho zu geben.
- Als „Amerika-Expertin“ fungiert die Deutschland-Korrespondentin von ABC-News, Heather De Lisle.
- An einem separaten Stehtisch gibt es später noch ein Einzelinterview mit der französischen Journalistin Cécile Calla. Sie wird dann sagen, die Vorführung von Dominique Strauss-Kahn in Handschellen sei für manche Franzosen gewesen „wie ein 11. September“.

Vergleichen wir die Anordnung der Gäste bei „Anne Will“.

- Die Flügelposition besetzt als „Amerika-Kenner“ Matthias Matussek. Er war dort einmal Korrespondent des Spiegel. Außerdem gilt er als Kritiker des Feminismus, wertkonservativ und hat gerade ein Buch über den katholischen Glauben geschrieben.
- Neben ihm sitzt der „Frankreich-Kenner“ Ulrich Wickert. Anne Will redet ihren ehemaligen Kollegen der ARD-„Tagesthemen“ mit Vornamen und „Sie“ an.
- Einzige Politikerin in der Runde ist Hannelore Kraft (SPD), die nordrhein-westfälische Ministerpräsidentin, die wegen des Fußball-Pokalendspiels zwischen Schalke 04

und MSV Duisburg ohnehin gerade in Berlin weilte. Anne Will sitzt direkt neben ihr, diesmal weniger, um sie zu zähmen, als mit der Absicht, die Politikerin ermunternd im Spiel zu halten.

- Auf der anderen Seite sitzt neben Anne Will der Anwalt, der natürlich auch ein „Promi-Anwalt“ ist: Peter Raue, den eine markante farbige Fliege schmückt.
- Neben ihm besetzt Alice Schwarzer auf der Flügelposition gegenüber von Matthias Matussek den angestammten „Feministinnen“-Platz. Zugleich hat sie sich ja als Gerichtsreporterin für die Bild-Zeitung im Kachelmann-Prozess exponiert. Zwischen ihr und Matussek soll die Kontroverse toben. So ist es vorgesehen. An der Sitzordnung ist das bereits abzulesen.

Man sieht, dass der Besetzungsplan nahezu identisch ist. Nur muss oder darf Alice Schwarzer bei „Anne Will“ gleich zwei Funktionen (Feministin und Gerichtsreporterin) ausfüllen, und der „Frankreich-Kenner“ Ulrich Wickert darf gleichberechtigt mit in die Runde.

Maybrit Illner eröffnet mit dem Satz: „Einer der mächtigsten Männer in Handschellen“ und schlägt noch im Intro den Bogen zu Jörg Kachelmann. Anne Will bleibt erst einmal bei den wirklich Mächtigen und kommt flugs zum ersten Spielfilm, der Strauss-Kahn, den verurteilten israelischen Staatschef Katsav und Silvio Berlusconi zeigt.

Dann startet **Matthias Matussek** mit dem Gag, dass er (wie Strauss-Kahn) im Hotel Sofitel untergebracht worden sei und dass die zi-

tierten Fälle nicht vergleichbar seien. Bei Schwarzenegger sei nichts strafbar gewesen. „Den hatten wir auch im Film nicht drin“, korrigiert Anne Will. Ein in der taz veröffentlichter Essay einer Frauenrechtlerin über Männer, Macht und sexuelle Dominanz hat es ihr ange-tan. Immer wieder fragt sie nach einer Erklärung, warum mächtige Männer glauben, dass ihnen auch beim Sex einfach alles zustünde. Diese Frage stellt sie in Variationen ungefähr 25 Minuten lang reihum.

Es gibt eine wilde Mischung aus Motivationsforschung, Spekulationen und Anmerkungen zu kulturellen Unterschieden. Worauf legen die Akteure ansonsten Wert?

Matthias Matussek spricht vom Mysterienspiel und der „loose cannon“ (unberechenbarer Kandidat), gebraucht ein Gemisch aus religiösen Bildern und englischen Begriffen. Immer wieder weist er auf die Doppelmoral der Amerikaner hin, die einerseits die größte Pornoindustrie hätten, andererseits ihre drakonische Prüderie mit rasender Vergeltungssucht durchsetzten. Immer wieder streitet er heftig mit Alice Schwarzer. Aus Versehen duzt Matussek Wickert. Man kennt sich.

Ulrich Wickert erzählt als „Frankreich-Experte“ über Korruption in der Oberklasse und die Affären der Staatschefs genau das, was im Spiegel steht, den die meisten in der Runde schon am Samstag ausgeliefert bekommen. Mit Max Webers Kriterien für einen guten Politiker und Charakterfragen, um die es gehe, schlägt er die höchsten moralischen Töne an.

Peter Raue kommt nur langsam in Fahrt. Da er kein Psychologe sei, könne er auch zur ers-

ten Frage, mit der Anne Will die Runde lange befasst, nichts sagen. Ihm geht es um das Rechtssystem. Die Unschuldsvermutung müsse gelten. Das Handschellen-Bild von Strauss-Kahn widerspreche der Menschenwürde. Anders sei es mit dem angedrohten Strafmaß, das unterliege den nationalen Traditionen. In den USA habe man schon Angst, mit einer Frau allein in einen Fahrstuhl zu steigen, denn sie könnte einen der sexuellen Belästigung bezichtigen. Diese Fahrstuhl-Urangst wird in Zukunft in jeder Sendung zum Thema Sex oder Vergewaltigung ein Mann artikulieren.

Hannelore Kraft sagt anfangs, dass mächtige Männer doch auch attraktiv seien. Die Unschuldsvermutung müsse gelten. Sie will nicht, dass immer nur von mächtigen Politikern gesprochen wird. Dasselbe Problem treffe auf Männer aus der Wirtschaft und Sportler zu. Sie habe auch am Anfang gedacht, im Fall Strauss-Kahn sei eventuell etwas faul. Sie habe sich „eingelesen in die Sendung“. Anne Will lobt sie dafür: „Sehr gut!“ Es gibt Beifall. Der Schutz der Persönlichkeit sei in Frankreich und den USA sehr unterschiedlich ausgeprägt. Sie ist für mehr Opferschutz in Verfahren, in denen es um Vergewaltigung geht. Sie spricht kurz und bündig. Unklar ist, wer ihr geraten hat, in diese Sendung zu gehen.

Es gibt einen *Einspielfilm*, in dem die Öffentlichkeitsarbeit von Staatsanwaltschaften kritisiert wird. Außer der Razzia im Hause Zumwinkel kommt darin auch der Gang von Jörg Kachelmann zur „grünen Minna“ vor. Frau Kraft hat gelesen, dass Kachelmann es „doch so gewollt“ habe. Sie hat recht. In den Einspielfil-

men bei „Anne Will“ gibt es immer wieder Fehler im Detail.

Am Ende genau doppelt so lange gesprochen wie Frau Kraft hat **Alice Schwarzer**. Sie weiß, dass es Dominique Strauss-Kahn um die „maximale Ausübung von Gewalt“ geht. „Sexuelle Übergriffe machen ihn an.“ Immer wieder spricht sie von der „schwarzen Putzfrau“ aus „der Bronx“, einer aus „Guinea stammenden, alleinerziehenden Mutter“ – „Muslimin ist sie auch noch“. So will sie das soziale Gefälle verdeutlichen. Alice Schwarzer dominiert die Runde. Bei jedem Wortgefecht setzt sie sich durch, indem sie einfach lautstark weiterredet. Sie lobt die Professionalität der New Yorker Polizei, referiert über Prostitution und will Frauen ermuntern, Vergewaltigungen anzuzeigen. Sie dürften vor Gericht nicht noch einmal Opfer werden. Ihr Engagement im „Fall Kachelmann“ sieht sie als notwendiges Gegengewicht zur Voreingenommenheit der anderen.

Über lange Strecken gehen die Begriffe und Diskussionsstränge durcheinander. In der Hektik duzt Anne Will die „Emma“-Chefin. Fast ist man dankbar, dass Alice Schwarzer nach 22 Minuten klarstellt: Es gibt einen Unterschied zwischen verführen und überfallen. In der 30. Minute sagt sie: „Verführen ist das Gegenteil von Vergewaltigung.“ Das wird sie in Zukunft in jeder Talkshow sagen. Sie wiederholt viele ihrer Gedanken.

Dankbar ist man auch, dass Anne Will ihr Motto: „Politisch denken, persönlich fragen“ nicht wahr macht. Immerhin war auch in Zeitungen ja schon von der ein oder anderen Schat-

tenseite der moralisch hochtönenden Diskutanten zu lesen.

Anne Will will immer wieder sortieren und muss gleichzeitig die nächsten *Einspielfilme* ansagen: über die Hamburg-Mannheimer Orgie in Budapest; über Strauss-Kahn; über Kachelmann. Auch die Aussage des ehemaligen Berliner Staatsanwalts Hansjürgen Karge aus ihrer eigenen Sendung vom 1. August 2010, er würde seiner Tochter „im Zweifel“ nicht zuraten, eine Vergewaltigung anzuzeigen, kommt noch einmal vor. Sie wird später auch in anderen Sendungen eine Rolle spielen. In der zweiten Hälfte der Sendung will Anne Will klären, warum man diese mächtigen Männer immer einfach gewähren lasse.

Am Ende beklagt sich Matthias Matussek, man habe zu wenig über das „Gewissen“ und die „Zehn Gebote“ diskutiert. „Doch, kam vor“, sagt Anne Will und hofft mit den dortigen Frauenrechtlerinnen, dass der Fall Strauss-Kahn wenigstens dazu führe, dass auch in Frankreich immer mehr Frauen die Opferperspektive verlassen.

Die Sendung sah aus wie ein munterer Streit. Der blieb allerdings durchgängig unsortiert. Begrifflich ging es wild durcheinander. Ein Erkenntnisgewinn war kaum möglich. Nicht Präzision war das Ziel, sondern Einstimmung. In die Causa Dominique Strauss-Kahn sollte der „Fall Kachelmann“ geschmeidig eingeflochten werden. Irgendwie war Alice Schwarzer dominant.

Ein Fortschritt gegenüber der themengleichen ZDF-Sendung vier Tage zuvor war das nicht.

Im ZDF werden alle Talkgäste mit einem Satz vorgestellt. „Je mächtiger, desto dreister“, lautet die Sentenz zu Maren Kroymann. Gisela Friedrichsen glaubt, dass bestimmte Bilder die Menschen „hinrichten“.

Wolfgang Kubicki stößt das Machogehabe mächtiger Männer ab. Er definiert sehr früh, dass ein Flirt nichts mit Vergewaltigung zu tun habe. Auch er habe anfangs überlegt, ob der Fall Strauss-Kahn ein Komplott sein könne. Die Medien spielten eine immer größere Rolle. Unmöglich sei, wie sich bei Kachelmann Lager gebildet hätten und dass in einigen Medien sogar per TED (Abk. für „Tele-Dialog“, Abstimmungsverfahren per Telefon) über Schuld oder Unschuld abgestimmt werden sollte. Vergewaltiger seien gestörte Menschen. Nach einem Einspielfilm, der mächtige Gorillamännchen zeigte, sagte der FDP-Politiker, er habe „keine Ähnlichkeit mit Schimpansen“.

Eine unsichere Rolle spielte **Maren Kroymann**. Die Feministin nannte das mutmaßliche Opfer von Strauss-Kahn „ein Zimmermädchen“. Dabei hätte er doch „jede Frau von Niveau haben können“. Vielleicht wolle er keine Frau „auf Augenhöhe“, vermutet sie. Sie macht gerne Sprüche wie: „Hinter jedem potenten Mann steht eine Frau, die ihn zurückhält.“ Viele Männer führten ein Doppelleben. Bei uns werde die Privatsphäre viel zu sehr geschützt. Aber da hatte sie sich irgendwie verdrібelt.

Christan Schertz ist für die Unschuldsvermutung. Das Recht zum Schutze der Persönlichkeit sei gar nicht kompliziert. Er begründet, warum über Seehofers uneheliches Kind berichtet werden durfte. Allerdings gebe es

neuerdings immer häufiger eine „mediale Lawine der Vorverurteilung“ wie im Fall Kachelmann. Der Prozess sei überbordend geworden. Besonders die Bilder von Angeklagten könnten „ein Lebenswerk zerlegen“. Das Rechtssystem der USA sei in vieler Hinsicht maßlos.

Gisela Friedrichsen schafft die Überleitung von Strauss-Kahn zu Kachelmann. Anfangs redet sie ein wenig über Männer, die instrumentelle Beziehungen gewohnt seien. Sie kritisiert die Vorführung der Verdächtigen in den USA und ist damit bei den hiesigen Staatsanwaltschaften. Deren Fehler im Fall Kachelmann fänden den Beifall der Politik. Das geforderte Strafmaß der Staatsanwaltschaft passe nicht zum Plädoyer. Der Spiegel habe immer nur für eine Balance in der Berichterstattung gesorgt. Warum aber musste man dafür Dokumente wie das Greuel-Gutachten verfälschend wiedergeben? So genau fragt keiner. Neider gebe es immer, sagt Frau Friedrichsen. Sie streitet nicht mit Maren Kroymann. Über Kachelmann sagt sie: „Er ist kaputt“, und sie möchte auch nicht „in der Haut dieser Frau stecken“.

Heather De Lisle verteidigt energisch das US-amerikanische Recht und auch die Vorführung des Verdächtigen Strauss-Kahn in Handschellen. Es gelte eben der Gleichheitsgrundsatz. Als die französische Journalistin Cécile Calla dieses Bild mit dem 11. September vergleicht, ist sie aufstöhnend im Zwischenschnitt zu sehen. Später bezeichnet sie diesen Vergleich als „freche Beleidigung“. Als auch noch der Rechtsanwalt Christian Schertz Vorbehalte gegen die US-Strafjustiz anmeldet, wird sie

munter. So sei das eben in Deutschland: „Lebenslänglich“ bedeute nur 15 Jahre Haft, „und dann kommen die Kinderschänder wieder raus und machen dasselbe“. Kurz bevor sie kämpferisch für die Todesstrafe plädiert, beendet Maybrit Illner die Sendung. Sie dankt für die „freimütige Diskussion“. Sie hätte auch sagen können: für die ziemlich freihändige Diskussion.

Es gab *Einspielfilme* zu Berlusconi und Katzav mit einem Putin-Zitat sowie einen schönen Gorillafilm mit Zitaten aus einem Artikel von Arno Widmann.

Auch Anne Will fragte anfangs viel ab; Maybrit Illner tat dies wieder durchgängig. Sie stellte Fragen wie: Verwechseln Männer Macht mit Attraktivität? Hat die Staatsanwaltschaft Fehler gemacht? Wo beginnt die Privatsphäre? Oder: Kann man als Gerichtsreporterin objektiv sein? Sie stellt Parallelen der Fälle Strauss-Kahn und Kachelmann fest: Beides seien Indizienprozesse. In Letzterem hatte die Staatsanwaltschaft bereits plädiert, also fragte Maybrit Illner: 74 Jahre für Strauss-Kahn und 4 Jahre für Kachelmann – wie kann das sein?

Vielleicht hat man bei „Maybrit Illner“ einen ersten Einblick in die unterschiedlichen Rechtskulturen bekommen, dazu ein paar Informationen über die Wirkung von Medien. Viel mehr kam nicht heraus. Der „Aufhänger“ Sex, der dann in allerlei Richtungen vertieft werden sollte, erweist sich nicht als günstiger Einstieg in eine sinnvolle Debatte. Zwischen Küchenpsychologie und spekulativer Meinungsfreude geht es hin und her. Sehr weit entfernt vom Stammtisch haben sich beide Sendungen nicht.

Einzelanalyse: Maischberger, Lanz und Plasberg zu Kachelmann und der Wahrheit

Nach einer Prozessdauer von neun Monaten sprach das Landgericht Mannheim am Dienstag, den 31. Mai 2011 das Urteil im Fall Kachelmann: Freispruch. Die Indizien reichten nicht aus, den Vorwurf der Vergewaltigung zu beweisen. *In dubio pro reo* (Im Zweifel für den Angeklagten). Beileibe nicht nur die Boulevardmedien hatten sich des Falls ausführlich angenommen. Immer wieder wurden Berichterstat-ter zugleich als Akteure tätig. Abzusehen war, dass viele Medien nach Ende des Prozesses lautstark beklagen würden, was sie währenddessen angerichtet hatten (vgl. Gäbler 2011).

Da der Termin der Urteilsverkündung bereits Wochen zuvor feststand, hatten die elektronischen Medien genügend Zeit, das Prozessende vorzubereiten. Für Live-Berichte am Vormittag und Sondersendungen am Abend wie „Der Fall Kachelmann – Das Urteil“ (ARD) wurden Programmflächen freigeräumt. Die Talkredaktionen wetteiferten um Gäste. Die erste Gelegenheit zum ausführlichen nachbereitenden Bereden des Falls bietet in der ARD die abendliche Sendung „Menschen bei Maischberger“. „Das Kachelmann-Urteil – Hat die Wahrheit gesiegt?“, fragt die Moderatorin. Eine halbe Stunde später geht im ZDF „Markus Lanz“ mit seinem bunten Talk auf Sendung, der sich ebenfalls dem Thema widmete. Am Tag darauf thematisiert „hart aber fair“ vor allem die Folgen für die Beteiligten: „Freispruch vor Gericht, aber lebenslänglich vor der Öffentlichkeit?“

Diesmal wird das kuriose Gästegerangel öffentlich. Sandra Maischberger möchte, dass Alice Schwarzer, die Frauenrechtlerin, die für die Bild-Zeitung über den Prozess schrieb, mit ihren Opponenten ins Gespräch kommt. Die für die Zeit konträr berichtende Gerichtsreporterin Sabine Rückert, die Alice Schwarzer inzwischen schon als „böse Großmutter“ des Feminismus tituliert hatte, sollte gemeinsam mit dem kämpferischen Kachelmann-Verteidiger Johann Schwenn im Talk den Gegenpart übernehmen. Geplant war auch, dass Schwenn seinen ehemaligen Mandanten Ralf Witte mitbringen sollte. Witte war wegen Vergewaltigung verurteilt worden. Er saß fünf Jahre lang im Gefängnis, bis Schwenn die Wiederaufnahme des Verfahrens erreichte. Der zu Unrecht Beschuldigte wurde freigesprochen.

Das wiederum war Alice Schwarzer, die mit der Spiegel-Reporterin Gisela Friedrichsen ohnehin nicht mehr gemeinsam auftreten mochte, zu viel. „Zum einen schien mir das dann doch ein bisschen viel Schwenn-Fraktion, zum Zweiten möchte ich den Eindruck eines ‚Hennenkampfes‘ vermeiden“, diktierte Schwarzer dem Branchendienst „Meedia“ ihre Bedingungen. Die Folge war ein „Kompromissangebot“. Der Schweizer Journalist Thomas Knellwolf sollte Rückert ersetzen. Auch das lehnte Schwarzer ab, „weil ich nicht einsehe, dass ein Verteidiger nur in Begleitung eines Ex-Mandanten plus eines offensichtlich geneigten Journalisten in eine Talkshow kommt“ (ebd.). Sandra Maischberger akzeptierte dies und verkündete, dass nun Klaus Schroth, der ehemalige Anwalt Kachelmanns, in ihrer Sendung

zugegen sein werde. Außerdem habe sie zusätzlich den ehemaligen Sat.1-Chef Roger Schawinski eingeladen, der Kachelmann vor dreißig Jahren in der Schweiz für den Hörfunk entdeckt hatte. Am Abend, während der Sendung dann, muss sie verkünden, dass Klaus Schroth auf eine persönliche Bitte von Jörg Kachelmann hin doch nicht erschienen sei. Alice Schwarzer hat sich auf ganzer Linie durchgesetzt.

Davon profitiert der konkurrierende **Markus Lanz**. Neben Gisela Friedrichsen, die in der Woche zuvor – ebenfalls im ZDF – bereits bei „Maybrit Illner“ zu Gast war, spricht er nun mit Johann Schwenn, der Ralf Witte mitgebracht hat, so wie es ursprünglich für „Menschen bei Maischberger“ geplant war. Als Randfiguren sitzen noch der Ex-Bild-Chef Udo Röbel und die ehemalige nordrhein-westfälische Justizministerin Roswitha Müller-Piepenkötter in der Runde. Lanz stellt Fragen zum Urteil. Fast wird es sogar interessant, weil Gisela Friedrichsen nun doch das Gericht lobt. Aber das ist nur der Auftakt für eine große Schwenn-Show. Lanz bemüht sich sogar immer wieder um klare journalistische Fragen, wird aber dennoch überrollt. Bissig, rechthaberisch und unbeirrbar durchschreitet der sturm-erprobte Anwalt die Talk-Flut.

Am Ende jubelt die Maischberger-Redaktion. Während Markus Lanz 1,27 Millionen Zuschauer verbucht, sahen 1,92 Millionen Menschen Maischberger. Beides sind eher mittlere Werte. Das von den Talkshows erwartete überbordende Interesse gab es nicht. Immer wieder sitzen Medien dem selbst entfachten Hype auf.

Wie ist die Anordnung bei Sandra Maischberger? Links von ihr sitzen von außen nach innen: **Gabriela Pionkowski**, die gerade für die CDU in die Bremische Bürgerschaft eingezogen ist. Das wird aber nicht erwähnt. Die Staatsanwältin leitet das Sonderdezernat „Gewalt gegen Frauen“. Sie ist kein bekanntes Fernsehgesicht. Frau Pionkowski kann aber immer wieder sachliche Hinweise zu Vergewaltigungen, Opferchutz und Verfahrensfragen beitragen.

Neben ihr sitzt **Heinrich Gehrke**, Richter im Mordfall Weimar. Der knorrige Pensionär meldet sich nur ab und an mit kernigen Bemerkungen zu Wort. Nicht Wahrheitsfindung sei die Aufgabe des Gerichts, sondern zu prüfen, ob die Beweise für eine Verurteilung ausreichen. Er rügt das Gericht, weil es den Freispruch wie eine Beinahe-Verurteilung habe aussehen lassen. Es spiele keine Rolle, ob Kachelmann „ruppig mit ehemaligen Freundinnen umgegangen“ sei.

Alice Schwarzer sitzt zwischen Gehrke und Sandra Maischberger. Wie schon bei „Anne Will“ beweist sie erneut, dass sie die Sekundärtechniken des Talkens am besten beherrscht: weitschweifig ausholen, sich nicht unterbrechen lassen, im Falle hitziger Wortgefechte einfach laut und energisch weiterreden. Sie weiß um den großen Druck der Öffentlichkeit auf das Gericht. Sie hat Sorge, dass Frauen in Zukunft eingeschüchtert sein werden. Sie dekretiert, von welcher Qualität die Beziehung Kachelmanns zur Nebenklägerin war: „Das war ‘ne Ehe.“ Der Nebenklägerin habe sie die Todesangst abgenommen. Das Plädoyer der Staatsanwaltschaft habe sie überzeugt. Sie findet Kachelmanns Eheschließung „mit der

jüngsten Eroberung“ geschmacklos und behauptet, sie habe sich „gezwungenermaßen mit so viel Unappetitlichem befassen müssen“. Es wird nicht gefragt, wer sie gezwungen habe. Sie lobt die New Yorker Polizei und Frau Piontkowski. Sie würde Kachelmann nicht gerne wieder auf dem Bildschirm sehen. Er habe „eine Neigung zur Manipulation von Frauen“.

Sandra Maischberger sitzt neben ihr. Es gelingt ihr nicht, Alice Schwarzers Redeschwall einzudämmen. Einmal belehrt sie Schwarzer, wie man Strauss-Kahn richtig ausspricht. Zwischendurch erwähnt sie einmal, dass sie auch gerne Herrn Schwenn begrüßt hätte und dass Herr Schroth auf Bitte Kachelmanns hin abgesagt habe.

Neben Maischberger auf der anderen Seite sitzt **Karl-Dietrich Möller**. Er spielt dieselbe Rolle wie Frank Lehmann bei wirtschaftlichen Themen. Er ist das bekannte ARD-Gesicht für Recht und Rechtssprechung. Als Pensionär ist er aber nicht mehr zu Loyalität und Verbindlichkeit verpflichtet. Möller glaubt, das Recht habe gesiegt, nicht aber die Gerechtigkeit. Das Eingeständnis der eigenen Fehlbarkeit seitens des Gerichts imponiert ihm, nicht aber das Verfahren. Es sei überbordend gewesen. Die vielen Gutachter hätten nichts gebracht. Die Medien hätten die Unschuldsvermutung ad absurdum geführt. Er lobt die sachliche Berichterstattung der ARD-„Tagesschau“, verschweigt aber geflissentlich das ARD-Boulevardmagazin „brisant“. Das Plädoyer der Staatsanwaltschaft habe ihn nicht überzeugt. Er fordert die Frauen zur Ehrlichkeit auf. Diesmal ist er es, der ängstlich das Fahrstuhl-Beispiel erzählt. In Amerika

nämlich traue sich kein Mann mehr, alleine zu einer Frau in den Fahrstuhl zu steigen.

An seiner Seite sitzt **Ingrid Steeger**. Der frühere Star der Fernsehserie „Klimbim!“ wirkt schüchtern und etwas derangiert. Ingrid Steeger hat Mitleid mit der Nebenklägerin, versteht sie aber nicht, weil sie sich so hat hinhalten lassen. Dann spricht sie erstmal fast 40 Minuten lang nichts mehr. Sie sitzt da und schweigt. Später referiert Sandra Maischberger ihr Leben und sagt, dass Steeger mehrmals vergewaltigt worden sei. Ingrid Steeger erzählt von ihrer Kindheit nach dem Krieg und sagt über ihre Vergewaltigungen: „Ich habe mich ergeben.“ Vielleicht wäre es für sie besser gewesen, sie nicht einzuladen.

Roger Schawinski, der als Schweizer, früher Entdecker und langjähriger Bekannter von Jörg Kachelmann geladen ist, weiß auch nicht richtig, was er in der recht konzeptlosen Sendung soll. Mal distanziert er sich, mal äußert er Bewunderung. Mal hält er alles für möglich, mal fragt er: „Warum soll der Frau mehr geschadet worden sein als Kachelmann?“ Dann weist er darauf hin, dass auch O. J. Simpson teure Verteidiger gehabt habe. Als Journalist sei Kachelmann „outstanding“ gewesen, in der ARD habe er „den Penner“ gegeben, aber er werde auf die Füße fallen. Bald werde er sicher ein Buch schreiben und große Talkshow-Auftritte haben.

Eine rechte Bindung zwischen den einzelnen Statements kommt kaum zustande. Vielleicht liegt dies am Tag des Urteils nahe, aber die Sendung wirkte eng fixiert auf Prozess und Urteil. Geht es in die Verallgemeinerung, dominiert Alice Schwarzer. Heinrich Gehrke ist

zu sehr nur Richter, um als diskursives Gegengewicht zu wirken.

Es gab *Einspielfilme* über die vielen Gutachter, frühere Prozesse, etwa von Monika Lundi gegen Burkhard Driest und den freigesprochenen Andreas Türck. In Hintergrund lief tonlos eine Dauerschleife mit alten Kachelmann-Bildern. Am Ende wies Sandra Maischberger auf „hart aber fair“ hin, das sich am nächsten Tag mit demselben Thema befassen werde.

Der Blick falle nun frei auf ein Schlachtfeld, so eröffnete **Frank Plasberg** seine Sendung. Medien, Richter, die Nebenklägerin und der Angeklagte – alle hätten sich gegenseitig geschädigt. Plasberg fragte, ob Jörg Kachelmann jemals wieder im Fernsehen die Blumenkohlwolken erklären werde oder die Radiomoderatorin frohgemut eine Morningshow ansagen könne. Ausnahmsweise ist es gelungen, Gästedoppelungen zu vermeiden. Weder Alice Schwarzer noch Gisela Friedrichsen oder Sabine Rückert sind da.

Angeblich ist die Position links außen bei „hart aber fair“ besonders unbeliebt. Hier werden die Vertreter extremer Meinungen platziert. Weil derjenige, der dort sitzt, ihm immer Auge in Auge gegenüber sitzt, streitet sich der Moderator auch am liebsten mit dem Gast, obgleich der von ihm am weitesten entfernt sitzt. Diesmal muss auf dieser ungeliebten Position links außen der jugendlich wirkende Ralf Höcker Platz nehmen, Kachelmanns „Medien-Anwalt“. Er agiert dynamisch und selbstgewiss, fast so wie Johann Schwenn bei Markus Lanz. Neben ihm sitzt Beate Wedekind, die früher einmal Chefredakteurin der Bunten war. In der

Mitte des Fünfer-Panels thront Hansjürgen Karge. Der ehemalige Leiter der Berliner Staatsanwaltschaft war schon am 1. August 2010 bei „Anne Will“ zu Gast, als dort Alice Schwarzer und Gisela Friedrichsen geräuschvoll aneinandergerieten. Er erweist sich als strenger und gleichwohl jovialer Vertreter des Rechts und für die Sendung als Glücksgriff. Plasberg nennt ihn am Ende den „Alterspräsidenten“ der Runde. Neben ihm sitzt Alex Baur, der für die Züricher Weltwoche nüchtern vom Kachelmann-Prozess berichtet hat, jenseits der spektakulären bundesdeutschen Parteiungen. Plasberg reproduziert also nicht erneut, was hierzulande bereits zur Genüge als angeblich zentrale Achse des Streits wiedergekaut wurde: Schwarzer vs. Rückert; Focus vs. Spiegel; Bunte und Bild gegen die Zeit. Direkt neben Plasberg sitzt Ursula Schele, die einen Frauennotruf betreut.

Obwohl Plasberg mit den möglichen Lebensperspektiven für die Nebenklägerin wie für Jörg Kachelmann eröffnet, geht es zunächst um die Qualität des Urteils.

Beate Wedekind vermutet, dass der Sex in jener Nacht „nicht ganz einvernehmlich“ gewesen sei. Gott sei Dank habe sie nie mit Kachelmann geschlafen. Die Lektüre des Urteils sei interessant gewesen. Es habe einen „Overkill an intimen Details“ gegeben. Vermutlich hätte sie das aber früher, als sie noch für Auflagen verantwortlich war, auch nicht anders gemacht. Ob Kachelmann demnächst wieder das Wetter ansagen soll, hält sie für eine falsche Frage. Jede Frau, die vergewaltigt wurde, solle sofort etwas tun.

Alex Baur hat das Urteil erwartet, findet aber die Begründung „verheerend“. Weder die Medienschetle noch die Kritik am Anwalt gehörten dorthin. Es wirke, als habe sich das Gericht für den Freispruch entschuldigt. Der Medienkrieg sei ein Kampf unter Frauen gewesen. Aus pragmatischen Gründen glaubt er, dass es besser wäre, Kachelmann nicht wieder auf den Bildschirm zu bringen. In der Schweiz sei zurückhaltender berichtet worden. Mit Höcker und Frau Schele lässt er sich in heftige Wortgefechte über die Zahl missbräuchlicher Vergewaltigungsanzeigen verstricken, die Plasberg mit Verweis auf den „Faktencheck“ jäh beendet. In dieser Sendung übernimmt Baur den Part, das angsterregende Fahrstuhl-Beispiel zum Besten zu geben.

Für **Hansjürgen Karge** ist Freispruch Freispruch. Er verteidigt das Gericht. Es habe unter großem Druck gestanden. Auch ein strafferes Verfahren hätte dasselbe Resultat erbracht. Weil er für seine Gebühren unbelastet fernsehen will, möchte er Kachelmann nicht wieder in alter TV-Funktion sehen. Karge weist energisch den Verdacht zurück, dass Staatsanwaltschaften einseitig Öffentlichkeitsarbeit betreiben. „Sie sind naiv“, schleudert ihm da der jugendliche Ralf Höcker entgegen. Weil Plasberg diesmal auf eine flotte Schlussrunde verzichtet, spricht Karge am Ende die bedenkenswerten Worte, dass es mit dem Verhältnis der Medien zu Gerichten so nicht weitergehe.

Weit weniger weise als Karge agiert der engagierte **Ralf Höcker**. „Die Hölle“ habe Kachelmann durchgemacht. Immer wieder kommt er nachkartend auf die Nebenklägerin zu spre-

chen. Es gebe eben auch vorgetäuschte Vergewaltigungen. Kachelmann habe „fast alles richtig gemacht“. Die Verlage Burda und Axel Springer belegt er mit Schimpfworten. Der sonstige Lebenswandel Kachelmanns habe mit der behaupteten Straftat nichts zu tun, bescheidet er apodiktisch. Im Falle einer Revision werde sich die Staatsanwaltschaft „noch eine Klatzsche“ abholen. Er moniert, dass man diesen Prozess auch in drei bis vier Tagen hätte abwickeln können. Dass insbesondere die Verteidigung eine Fülle von Gutachtern nominiert hatte, wird ihm nicht entgegengehalten. Als **Ursula Schele** – ähnlich wie das sonst Alice Schwarzer zu tun pflegt – die Eheschließung Kachelmanns mit einer bedeutend jüngeren Studentin während des Prozesses kritisiert, weist er sie zurecht. Da Frau Wedekind assistiert („Ich glaube, Sie tun sich keinen Gefallen damit“), ist Frau Schele ab da besiegt. Sie hat nicht das Stehvermögen von Alice Schwarzer, selbst wenn sie wie diese für die Frauenrechte ficht, Frauen zur Anzeige ermutigt, auf den Wert eines intakten sozialen Umfeldes hinweist und Verfahren in Frage stellt, durch die Frauen erneut gedemütigt würden.

Eine Frau, die Anzeige erstatte, „muss auch mal hart angefasst werden“, vertritt Höcker in etwas unpassender Wortwahl strenge Ermittlungen. Die Polizei habe sich im Fall Kachelmann mit der Nebenklägerin nur „im Säuselton“ befasst. Kachelmann habe sich in einer Situation „medialer Notwehr“ befunden. Jetzt müsse er schauen, wie er wieder zu einem „lebenswerten Leben“ komme. Welche Medienaktivitäten dazu gehörten, entscheide allein Kachelmann.

Es hätte passieren können, dass auch diese Sendung am Tag nach dem Urteil in ein allgemeines Gerede mündete. Eher viele *Einzelheiten* als das Gesamtkonzept bewahren „hart aber fair“ davor. So wird früh gezeigt, wie eine Reporterin in einem Spielfilm eine Wetterkarte mit einem Papp-Kachelmann aufbaut und Stimmen zu einem eventuellen Fernseh-Comeback einholt. Die Männer haben dagegen nichts einzuwenden, die Frauen mögen Kachelmann nicht mehr als Wetterfrosch sehen. Diese Geschlechterdifferenz ist signifikant.

Auch hier gibt es einen Film kritischen Inhalts zur Öffentlichkeitsarbeit der Staatsanwaltschaften mit Bildern von Klaus Zumwinkel, Nadja Benaissa und dem Mainzer Medienwissenschaftler Hans Mathias Kepplinger, dessen Befragung ergab, dass sich die Hälfte der Richter beeinflussen ließen. Es wird außerdem ein knapper Rückblick auf die Berichterstattung von Bild, Bunte, Zeit und SZ-Magazin geworfen. Man versucht aber auch, Klarheit in die Statistik zu bringen. Wer erstattet Anzeige? Wie viel Prozent der vermuteten Vergewaltigungen sind das? Besonders eindringlich ist die Nacherzählung der Vernehmungsprotokolle einer Frau, die Opfer einer Vergewaltigung geworden war und die Aussageprozedur in der Zeitschrift „Neon“ aufgezeichnet hat. Auch hier wird die Szene aus der Talkshow „Anne Will“ gezeigt, in der Hansjürgen Karge erklärt, „im Zweifel“ würde er seiner Tochter von einer Anzeige abraten. Hier aber hat er Gelegenheit, sein Statement zu erläutern. Er habe nicht generell von Anzeigen abraten, vielmehr habe er ausdrücken wollen, dass die Frauen abwägen

müssten, ob sie durchstehen können, was eventuell auf sie zukäme. Dies gelte vor allem, wenn es sich um Beziehungstaten handelt, die schwer nachzuweisen seien. Zu den künftigen TV-Perspektiven für Jörg Kachelmann wird die ARD befragt, die erst Stellung nehmen will, wenn das Urteil rechtskräftig ist. Margarethe Schreinemakers sagt „Klar darf er wieder“, und der ehemalige RTL-Boss Helmut Thoma findet, Kachelmann sei nur noch populärer geworden. Er würde ihm sofort einen Job bei RTL anbieten.

Aufschlussreich war auch, dass erneut – mittlerweile zum dritten Mal in einer Talkshow – die Szene vorgespielt wird, in der Jörg Kachelmann zur „grünen Minna“ gehen muss und unterwegs beteuert: „Ich bin unschuldig.“ Bisher war es als Vorführen des Angeklagten gedeutet worden. Trotz langatmiger Rechtfertigung muss Anwalt Höcker einräumen, dass diese Szene „im Einvernehmen“ mit ihm vereinbart wurde.

„Hart aber fair“ hat zwar wieder keine tiefgründigen Gedanken ausgelotet und führt nicht prototypisch zu dem, was der eigentliche Sinn menschlichen Austauschs ist, aber die Sendung war en detail aufschlussreicher als die ihr vorgelagerten Formate zum selben Thema. „Hart aber fair“ beweist, dass „Talken“ etwas anderes ist als „Reden“. Dennoch haben die Macher sich nicht auf eine Neuauflage spektakulärer Szenen zwischen bekannten Streithähnen oder -hennen verlassen. Obwohl die Sendung besonders temporeich und unterhaltsam war, bot sie auch diesmal keineswegs den geringsten Anteil an Information.

5. „Das Menschen-Sofa“ Mediale Selbstreferenzialität und „das Leben da draußen“

„Politische Talkshows im Allgemeinen bieten aber – im Gegensatz zu anderen medial vermittelten Öffentlichkeitsarenen wie Zeitungen oder Magazinen – das zusätzliche Potenzial, unterschiedliche gesellschaftliche Positionen und Rationalitäten unmittelbar und in direkter Reaktion aufeinander Bezug nehmen zu lassen“ (Könning 2009, S. 140).

Wann darf der Bürger mitstreiten?

Dem Bundestagspräsidenten Norbert Lammert missfällt an der Vielzahl der politischen Talkshows u. a., dass hier der simulierte politische Streit überhandnehme gegenüber dem genuinen. Die Talkshows würden also in zugespitzter oder simplifizierender Form abbilden oder vorwegnehmen, was zwischen den Parteien, ihren gewählten Vertretern, in Parlamenten oder zwischen Regierung und Opposition verhandelt werde. Tatsächlich war dies über lange Zeit in vielen Talkshows zu beobachten. In der jüngeren Zeit scheinen sie sich aber durch die Bank vermehrt dem zu widmen, was Frank Plasberg plakativ die Konfrontation der Politik mit der Wirklichkeit nennt.

Gemeint ist damit eigentlich, dass die Talkshow nicht nur abbilden will, was politische Akteure ohnehin miteinander verhandeln, sondern dass sie mit anderen lebensweltlichen Realitäten und Logiken konfrontieren will. Der klassischen Politik wird so von vornherein der Anspruch streitig gemacht, sie sei eine alle Bürger umfassende Angelegenheit, also per se die „öffentliche Sache“ („res publica“). Stattdessen wird ihr der Rang einer gesellschaftlichen Teilrealität zugewiesen. Etwa in dem Sinne, wie

auch der hessische Ministerpräsident Roland Koch zu seinem Abschied aus der Politik verkündete, die Politik sei zwar ein wichtiger Teil seines Lebens, aber eben nicht sein Leben.

Auch die klassische Politik, parlamentarische und parteipolitische Kontroversen sind ein wichtiger Teil der Talkshows; deren Themen- und Gästereservoir erschöpft sich darin aber nicht. Fast schon ist es ein generelles Merkmal der gegenwärtigen Talkshows, dass sie sich darum bemühen, außer Politikern und Journalisten, die bevorzugte Talkshow-Akteure bleiben, auch andere Bürger – seien sie schon medial prominent oder gerade nicht – zu speziellen Debatten hinzuzuziehen. Dabei reflektieren die Talkshows durch die zunehmende Präsenz „zivilgesellschaftlicher Akteure“ auch den Unmut vieler interessierter oder engagierter Bürger an der Politik, in der sie ihre Interessen nicht mehr berücksichtigt oder gut aufgehoben sehen.

Bei Frank Plasberg dürfen sie in der Regel mit anderen Diskutanten gleichberechtigt am Tisch Platz nehmen. In der Regel sind sie gut gecastet und haben einen speziellen Bezug zum aktuellen Thema. Da hat eine Frau nicht nur unter „Ärztepfusch“ und unterschiedlichen Diagnosen gelitten, sondern auch noch ein Buch darüber geschrieben. Ein Mediator und

Therapeut oder eine erfahrene Familienrichterin sind beim Thema „Gewalt in der Familie“ mit von der Partie. In der Regel fasst Plasberg diese Gäste nicht so hart an wie die anwesenden Politiker, lässt sie etwas weitschweifiger erzählen, fragt individuelle Erfahrungen ab. Eventuelle Nachteile gegenüber geübten Sprechern und routinierten Diskutanten sollen so ausgeglichen werden. Diese bewusste Ungleichbehandlung zur Förderung der Artikulation gesellschaftlicher Basiserfahrung ist bei „Anne Will“ am stärksten ausgeprägt. Hier gibt es außerhalb der Runde der Diskutanten ein spezielles „Sofa“, auf das „Betroffene“ platziert werden. Es wurde geradezu ein erstes Markenzeichen dieser Talksendung und diente besonders zur Abgrenzung der eigenen Talkidee von der stets „gehobenen Runde“ bei Sabine Christiansen. Vielen Rezensenten bot dieses „Menschen-Sofa“ auch schon Anlass zu Spott. Tatsächlich gibt es dieses Möbel bei „Anne Will“ aber auch nicht durchgängig. „Maybrit Illner“ dagegen wartet immer mal wieder mit einem besonderen, im Publikum sitzenden Gast auf, der einzeln befragt wird. Versuchen wir anhand der untersuchten Talkshows eine Typologie der Einbeziehung solcher Gäste.

Jetzt wird es ernst – Der Talk ohne Bürger

Die Gäste aus der Mitte der Gesellschaft werden stets eingeladen, weil die Talkshows den Anspruch haben, die angeblichen Sprechblasen, die Politiker nur noch absondern, zu durchstechen. Sofort sollen die Politikerworte auf die Waagschale einer harten Realität ge-

legt werden. Wer könnte diese Realität besser beschreiben als die Menschen, die in ihr leben? Interessant ist nur, dass, gerade wenn es politisch ernst wird, diese Akteure nicht mehr in der Talkshow auftauchen. Gleich in zwei Sendungen nacheinander ging es bei „Anne Will“ irgendwie um alles: Um Bomben gegen Ghaddafi, die Atomkatastrophe in Japan und Merckels Kurswechsel am 20. März. Es war der Abend der Landtagswahl von Sachsen-Anhalt. Im Studio tummelten sich **Wolf von Lojewski**, also ein pensionierter populärer Journalist; **Hiltrud Schwetje** als „Atomkraftgegnerin“, zu der aber sofort eingeblenet wurde: „War zehn Jahre lang mit Gerhard Schröder verheiratet“; der ehemalige Auto-Manager und Buchautor **Daniel Goeudevert**; **Theo Sommer**, das Urgestein der Zeit, sowie der scheinbar allgegenwärtige **Arnulf Baring**, der als der „vielleicht letzte Konservative“ vorgestellt wurde. Dann ging es munter hin und her, vom UNO-Sicherheitsrat bis Tschernobyl; vom Atomausstieg bis zu „Way-of-Life“-Fragen. Spezielle Qualifikation war nicht nötig. Umso interessanter ist die redaktionelle Entscheidung, dass Debattenbeiträge weiterer „zivilgesellschaftlicher Akteure“ außerhalb der Sphären von Politik und Journalismus keine Rolle spielen sollten.

Auch für die darauffolgende Ausgabe von „Anne Will“ am 27. März traf die Redaktion dieselbe Entscheidung. Warum? Es war der Abend der mit Spannung erwarteten Landtagswahlen von Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz. Beieinander saßen **Christian Lindner**, der Generalsekretär der FDP; **Annette Schavan**, Bundesministerin und stellvertretende Parteivorsitzen-

de der CDU; **Heiner Geißler** als scharfer Befürworter schwarz-grüner Koalitionen; **Klaus Wowereit** für die SPD; **Jürgen Trittin**, der Fraktionsvorsitzende der Grünen im Bundestag; schließlich der Journalist **Jakob Augstein**. Jetzt sollte ja über den Wahlausgang gestritten werden. Angesichts der Lage war es verständlich, mit Annette Schavan und Heiner Geißler zwei Unionspolitiker an Bord zu nehmen, die sehr unterschiedliche Auffassungen vertreten. Es gab auch durchaus hitzige Kontroversen. Was aber blieb, ist der Gestus: „Betroffene“ sind bei uns in der Sendung hoch willkommen, es sei denn, es geht um ganz ernsthafte Politik.

Für die nächste Sendung hatte „Anne Will“ sehr schnell reagiert. Erst am Sonntag, den 3. April hatte Guido Westerwelle seinen künftigen Verzicht auf die erneute Kandidatur für den FDP-Vorsitz kundgetan, und schon lautete das Talkshow-Thema am Abend: „Störfall FDP – Westerwelle weg, Probleme gelöst?“ Das Wort „Störfall“ belegt, dass zu diesem Zeitpunkt die japanische Atomkatastrophe noch im Zentrum der Aufmerksamkeit stand. Auch hier gab es kein „Menschen-Sofa“, keine Stimme außerhalb des üblichen politischen Spektrums von Politikern und Journalisten. Wie immer, wenn eine Redaktion keine Idee hat und schnell jemanden braucht, kam **Hans-Olaf Henkel**, diesmal als FDP-Sympathisant. Auch der ehemalige Chefredakteur der Bild am Sonntag und Politikberater **Michael H. Spreng**, den es zunehmend in die Talkshows drängt, war da. Mit einem Satz über „seine FDP“ wurde er vorgestellt. Er dementierte umgehend. Nur beim letzten Mal habe er FDP gewählt und bereue dies

nun zutiefst. **Ines Pohl**, Chefredakteurin der taz, war da; **Martin Lindner**, ein Mann aus der zweiten Reihe der FDP, und **Gerhart Baum** als linksliberaler „Oldie“. Bemerkenswert an dieser Sendung war nicht nur die schnelle Reaktion, sondern auch, dass es tatsächlich einmal eine Talksendung mit einem klar eingegrenzten Thema gab. Aber es ging eben um das Schicksal der liberalen Partei. Bürger haben da offenbar nicht mitzureden.

Der nette Bürger als Anschauungsmaterial und der „Wutbürger“ als Diskutant

Auch am 13. März zeigte „Anne Will“ die gute Reaktionsfähigkeit ihrer Redaktion. Am Freitag waren Tsunami und Atomkatastrophe über Japan gekommen, am Sonntag hieß das Thema: „Katastrophe in Japan – Der möglich Super-GAU und die Folgen“. Zunächst war da der japanische Botschafter **Takahiro Shinyo**. Deswegen war der Ton des Talks zunächst zurückhaltend, mitfühlend und informativ. Er saß neben der Moderatorin. An ihrer anderen Seite saß der bundesdeutsche Verantwortliche, Bundesumweltminister **Norbert Röttgen**. Neben ihm saß der ARD-Wissenschaftsjournalist **Ranga Yogeshwar**, der in den Tagen zuvor zahlreich in den Regelsendungen der ARD als kenntnisreicher Experte interviewt worden war. Erst später stellte sich heraus, dass seine Auffassung, es sei noch nicht zu einer Kernschmelze gekommen, falsch war. Neben dem japanischen Botschafter saß **Wolfgang Huber**, einst Chef der Evangelischen Kirche in Deutschland, gewissermaßen als „Moralexperte“. Es blieb aber

nicht bei dieser Talkrunde, sondern trotz der Schnelle war diese Sendung besonders vielfältig und variantenreich. Es gab live einen Korrespondentenbericht aus Japan – und es gab einmal wieder das „Menschen-Sofa“. Darauf saß – wie drapiert für ein Familienfoto – das Ehepaar **Sonoi** und **Johannes Eidt**. Der Herr mit dem lustigen grauen Zöpfchen wurde als Künstler aus Osnabrück vorgestellt, der früher in Tokio studiert und gearbeitet hatte, woher auch seine Ehefrau Sonoi stammt. Sie schildern nun freundlich und etwas umständlich, wie sie von der Katastrophe erfahren haben. Tochter Lisa nämlich lebt in Tokio, und um sie haben sie sich naturgemäß Sorgen gemacht. „Soll sie nach Hause kommen?“, fragt Anne Will. „Nicht unbedingt“, lautet die ruhige und etwas verblüffende Antwort. Dann dürfen die Eltern via Skype mit Lisa kommunizieren. Man merkt, dass dies keine Überraschung ist und beide Seiten alles Wichtige längst besprochen haben. Lisa hat sich entschieden, in Japan zu bleiben, aber zunächst in den weniger gefährlichen Süden zu reisen. Sie hat auch eine Meinung: Die Japaner reagieren zu wenig, die Ausländer neigen zu Überreaktionen. Etwa zehn Minuten dauert dieser Einblick in das Miteinander einer freundlichen deutsch-japanischen Familie. Die Familie dient als Anschauungsmaterial. Wir können mitfühlen. Die Beteiligten sind klug genug, einfach zu erzählen, sich aber nicht vorführen zu lassen. Sie simulieren weder Überraschung noch ihre Liebe füreinander. Unmittelbar danach eröffnet Bischof Huber die Atomdiskussion. Die Meinung der Osnabrück-Tokioter

Künstlerfamilie dazu interessiert nicht. Sie hat ihre Funktion erfüllt.

Aber es gibt ein weiteres Element, das bei Anne Will allerdings selten auftaucht: ein von der großen Runde separierter Streit-Tisch. Der ZDF-Kulturjournalist **Wolfgang Herles** steht **Sigrid Klausmann-Sittler** gegenüber. Eingeweihte wissen: Sie ist die Gattin des engagierten Schauspielers Walter Sittler, der sich besonders als Gegner von Stuttgart 21 profiliert hat. Beide streiten nun über die Atomkraft. Herles wird als „Atomkraft-Befürworter“ eingeführt. Er weist diese Bezeichnung sofort zurück.

Und er hat ein Anliegen, das er allerdings etwas ungenau vertritt. Er möchte auf die mangelnde Logik der aktuellen Diskussion zum Atomausstieg hinweisen. Kein deutsches Atomkraftwerk sei am heutigen Sonntag unsicherer als am Freitag. Er verstehe nicht, warum Japan an der deutschen Sicherheitslage etwas verändert haben soll. Deutsche Alleingänge seien ohnehin wenig relevant, solange etwa China auf eine rapide Expansion von AKWs setze. Bis gestern sei noch die „Klimakatastrophe“ als die größte Bedrohung dargestellt worden. Wie sei dies mit dem schnellstmöglichen Verzicht auf AKWs vereinbar? Sein Argument ist fokussiert auf den Mangel an Logik. Wolfgang Herles mag keine Talkshows und beurteilt sie so: „Gefühl gegen Verstand: Das ist die dramaturgische Grundregel selbst seriöser Talkshows“ (vgl. Herles 2009, S. 35).

Als habe er sich und der Welt das erneut beweisen wollen, bricht ein Sturm der Empörung über ihn los. Insbesondere seine Kontra-

hentin Sigrid Klausmann-Sittler, nach eigenem Bekunden seit mindestens 40 Jahren schon AKW-Gegnerin, nennt diese Industrie „menschenerachtend“. Bemerkenswert ist nun keineswegs das Niveau der Kontroverse, sondern dass sie – obwohl von Bürgerin und Journalist geführt – nun einen Anstoß gibt für die große Runde, in der sie nahtlos fortgeführt wird. Huber greift sofort die Atomkritik auf. Die geringe „Fehlertoleranz“ der Atomkraftnutzung sprengt eben menschliches Maß. Der Bundesumweltminister ist nicht der Meinung, Atomkraft sei generell verwerflich, sondern hält das Abwägen zwischen Sicherheits- und Versorgungsinteressen weiterhin für die Aufgabe der Politik, die freilich nach Japan vor dem Hintergrund neuer, praktischer Erfahrungen agiere. Yogeshwar zeigt sich gelangweilt von der längst überholten Debatte. Er will sie nicht noch einmal führen. Jetzt seien politische Entscheidungen nötig. Die streitend vorgestellte „Wutbürgerin“ und der Journalist Wolfgang Herles aber dürfen in der großen Runde wacker mitstreiten. Um den Status als Zaungast zu überwinden, greift Herles sofort Huber an, dessen Moralisieren ihm „auf den Geist“ gehe.

Die Ursprungsrunde wurde somit erweitert um diejenigen, die zuvor separat stritten. Sie waren nicht Teil der Talkrunde insgesamt, etwa als es um die Lage in Japan und die Respektbezeugungen gegenüber dem Botschafter ging, aber zum Subthema „Atomausstieg“ durften Bürgerin und Zusatz-Journalist sogar gleichberechtigt und nicht nur als Stichwortgeber oder Frager für die „eigentliche“ Runde mittun. So wie die freundliche Künstlerfamilie der An-

schauung diente, durfte die „Wutbürgerin“ den Streit befeuern.

Der Betroffene ist immer dabei – und sagt wenig

Es gibt aber auch die Form – nicht nur bei „hart aber fair“ oder gelegentlich bei „Maybrit Illner“ –, dass speziell betroffene Bürger, selbst wenn sie keine Journalisten, Buchautoren oder durch das Fernsehen schon bekannt sind, von Anfang an permanent in der Runde der Diskutanten mitmischen. Bei „Anne Will“ war dies in der Ostersendung am 17. April zum Thema „Flüchtlinge vor unseren Grenzen – Wen wollen wir reinlassen“ der Fall. Kurz zuvor hatte sich der Bundesinnenminister kritisch über Italien ausgelassen. In die Sendung aber kam er nicht. Dafür saß der bayerische Innenminister **Joachim Herrmann** (CSU) rechts außen in der Sendung, flankiert von **Thilo Sarrazin** (SPD), der als „Bestsellerautor“ vorgestellt wurde und von dem die Redaktion sicher deftige Provokationen erwartete. Gegenüber saß **Katrin Göring-Eckardt** (Bündnis 90/Die Grünen), stellvertretende Bundestagspräsidentin und hohe Funktionärin der evangelischen Kirche, sowie **Elias Bierdel**, der sich als „Flüchtlingshelfer“ titulieren ließ. Vom Zuschauer aus gesehen links außen saß **Gerald Asamoah**, ein deutscher Fußballnationalspieler, dessen Vater aus Ghana nach Deutschland gekommen war. Er gab strahlend den Vorzeige-Integrierten. Er saß nicht auf dem „Betroffenen-Sofa“, zu dem Anne Will dann hingekommen wäre. Vollständige Gleichberechtigung sollte signalisiert

werden. Es ging um das Schengener Abkommen, um Einzelheiten der Verteilung von Flüchtlingen auf die EU-Länder. Darüber mitdiskutieren – das mochte oder vermochte der durchweg gut gelaunte Fußballer dann doch nicht.

Dreimal kam er in längeren Passagen zum Zug. Man solle den Flüchtlingen eine Chance geben, sagte er in der 11. Minute, so wie sein Vater diese Chance bekommen und genutzt habe. Alle hätten den Traum von Europa. Aber man müsse auch etwas für Afrika tun. Dann war er lange still, aber immer wieder im Zwischenschnitt zu sehen. Bei Sarrazin schüttelte er den Kopf. Von Minute 34 bis 38 wurde er ausführlicher vorgestellt. Es gab einen Einspielfilm über seine Karriere mit früheren Interviewpassagen. Am Ende des Films sieht man Asamoah beim Feiern im Kreise der Nationalmannschaft. Danach erzählte Asamoah aus seinem Leben. Gerade als Farbig er müsse man sich im Alltag durchkämpfen. Er sei aber gut aufgenommen worden. Das Wichtigste sei, sofort die Sprache zu erlernen, was allerdings nicht einfach sei. Auch deswegen sei er sofort in einen Verein eingetreten. Sein Vater habe darauf geachtet, dass auch zu Hause nur Deutsch gesprochen wurde. Warum er sich beim Nationalteam für Deutschland entschieden habe, will die Moderatorin wissen. Weil er sich hier heimisch fühle, sagt Gerald Asamoah. Mehrmals sieht der Zuschauer im Zwischenschnitt den bayerischen Innenminister, wie er einverständlich lächelt. Weil er dem Land etwas zurückgeben wollte, bekräftigt Asamoah. Bierdel klopft ihm auf die Schulter und unterstreicht für die Runde: „... und er wollte Deutschland helfen, hat er ge-

sagt.“ Der „Flüchtlingshelfer“ hat seinen Bezugspunkt gefunden. Die Kamera auch. Über weite Strecken sehen und hören wir jetzt nämlich nur noch die anderen streiten, sehen bis zur 54. Minuten immer wieder groß das Gesicht Gerald Asamoahs. Auch optisch ist er nun Bezugspunkt. Einmal noch fragt ihn Anne Will, wie es denn um die Intoleranz bestellt sei. Es sei besser geworden, erklärt Asamoah, früher sei er mehr beschimpft worden. Auch das wird in der Diskussion nicht aufgegriffen. „Sie wissen mehr, als sie sagen. Sie lächeln so nett ...“, sagt am Ende Thilo Sarrazin von oben herab.

Hier saß also einer über die komplette Zeit gleichberechtigt in der Diskussionsrunde. Sein individuelles Schicksal wurde vorgestellt, und er durfte es vertiefend erklären. In die eigentliche Debatte griff er kaum ein. Zu Strittigem wurde er auch nicht explizit oder helfend befragt. Seine Meinung zu überindividuellen Themen, zur Flüchtlingspolitik schien nicht gefragt zu sein. Der Bürger Gerald Asamoah war hauptsächlich in der Talkshow, um seine Geschichte zu erzählen und der Anschauung zu dienen.

Der Betroffene auf dem Sofa

Die Ungleichbehandlung eines Bürgers im Kontext einer Talkshow kann geboten sein. Es kommt vor, dass nur so genügend Raum und Zeit entsteht, um den medial Ungeübten ausreichend und eindrücklich zu Wort kommen zu lassen. Ihn von der eigentlichen Runde zu separieren ist also keineswegs per se verwerflich. Manchmal wird erst durch solche Ungleichheit Gleichrangigkeit erzeugt.

Tatsächlich aber zielen die einschlägigen Primetime-Talkshows gar nicht in diese Richtung. Der anwesende „einfache Bürger“ ist nicht als „Citoyen“ gefragt, der sich einmischt, seine Meinung darstellt, eventuell seine Sicht mit derjenigen der Politik konfrontiert und so die eigene Lebenserfahrung zur Geltung bringt, sondern gefragt ist er als Exempel. An seinem Beispiel wird etwas klargemacht. Darüber hinaus geht das Interesse nicht.

Am Tag der Arbeit behauptete „Anne Will“ kühn: „Malochen lohnt nicht“ und schloss daran die Frage an: „Was ist das für ein Tag der Arbeit?“ Die Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse und die große Zahl der sogenannten „Aufstocker“, also von Arbeitnehmern, die zusätzlich zu ihrem Lohn noch ALG II beziehen, ist ja tatsächlich ein gesellschaftliches Problem. Vermutlich würde hier aber die einigermaßen bekannte Debatte um den Mindestlohn neu aufgelegt. **Gesine Schwan**, der naheliegende **Norbert Blüm**, der „arbeitsmarktpolitische Sprecher der FDP“, **Johannes Vogel**, also das übliche parteipolitische Personal, waren geladen. Hinzu kam aus unerfindlichen Gründen der überall durch das Fernsehen ziehende Schönheitschirurg **Werner Mang** und der Journalist **Christian Rickens**, der über Zeitarbeit und Minilöhne ein Buch verfasst hatte. Außerdem wurde zum 1. Mai die in vielen anderen Ländern bereits wirksame europäische Arbeitsmarktliberalisierung auch in Deutschland geltendes Recht. Womöglich wäre hier die Erfahrung der Nachbarn zu referieren oder gar ein Gast osteuropäischer Herkunft angebracht gewesen, der schon bei uns arbeitet.

Für das „Betroffenen-Sofa“ aber suchte die Redaktion einen Gast, der vor allem veranschaulichen sollte, dass der Lohn zum Leben nicht reicht, selbst wenn ein braver Familienvater fleißig seiner regulären Arbeit nachgeht. Fündig geworden ist sie bei der Gewerkschaft, der ein besonderer Dorn im Auge ist, dass private Subunternehmen des Nahverkehrs untertariflich bezahlen. So kam **Ahmet Özkaratas** in die Sendung am Tag der Arbeit. Im Film wird er uns vorgestellt. Die wesentlichen Fakten wiederholt er danach im Gespräch. Der ungelernete Busfahrer lebt mit Frau und drei Töchtern in Bad Homburg, fährt täglich 60 Kilometer zur Arbeit, weswegen er ein Auto braucht und 250 Euro Benzinkosten im Monat hat. Er arbeitet 40 Stunden die Woche, verdient im Monat 1740 Euro netto. Hinzu kommen aber noch 560 Euro Kindergeld, und seine Frau geht nebenbei putzen. Es blieben nur 239 Euro im Monat übrig. Das reiche nicht zum Leben, klagt der Gast vereinbarungsgemäß. „Ich könnte kochen“, ist Herr Özkaratas im Film zu vernehmen. Einige Zahlen sind in diesem Film schnell vorbeigerauscht. So zahlt er inklusive Strom 830 Euro Miete. Die monatliche Rate zur Abzahlung des Autos beträgt 322 Euro. Nicht ausgerechnet wurde der Stundenlohn. Das muss man als Zuschauer selber machen: Er liegt bei etwa 11 Euro für einen Ungelernten, also über dem geforderten Mindestlohn.

Anschließend nehmen alle Diskutanten Bezug auf den „Betroffenen“. Er ist gewerkschaftlich organisiert, also sicher auch gesellschaftspolitisch interessiert. Aber seine Meinung ist nicht gefragt. Nun wird niemand bestreiten,

dass Herr Özkaratas hart arbeitet und nicht auf Rosen gebettet lebt. Es ist nachvollziehbar, dass er gerne mehr Lohn bekäme. Auch die gewerkschaftliche Forderung, die ausgegliederten Busbetriebe sollten denselben Lohn bezahlen wie die vergleichbaren kommunalen Gesellschaften des ÖPNV, leuchtet ein. Aber warum wird nicht gefragt, ob es für ihn nicht günstiger wäre, nach Frankfurt zu ziehen, eventuell sogar in eine günstigere Wohnung? Oder dann gar in eine größere, wenn schon Auto und Benzin mit monatlich 572 Euro zu Buche schlagen. Vielleicht müsste seine Frau dann gar nicht mehr putzen gehen?

Das alles geschieht aber nicht. Auch die Moderatorin fragt so nicht. Ihn nimmt nämlich niemand als normalen Menschen für voll. Er soll nur seinen „Fall“ schildern – und tschüs! In der Separation des „Betroffenen“ aus dem normalen Diskurs ist schon angelegt, dass niemand ihn fragt oder etwas hinterfragt. Der „Betroffene“ ist unbedingt sakrosankt. Wer ihn kritisieren würde, stünde sofort als herzloser Ausbeuter da. Darum bleiben Recherche-Schwächen der Redaktion hier stets verdeckt. Der „Betroffene“ hat immer recht.

Die Sendung am 10. April „Arm bleibt arm, reich bleibt reich – Sozialer Aufstieg ein Märchen“ wurde schon wegen ihrer Trittbrettfahrei beim „Tatort“ kritisiert (vgl. 2. Kapitel). Auch hier gab es einen Studiogast auf dem Sofa, der wegen seiner Originalität ausgesucht worden war. Kurz zuvor hatte ihn nämlich die Süddeutsche Zeitung beschrieben. **Charly Graf** war einmal Schwergewichtsboxer gewesen und hat auch im Gefängnis gesessen. Er stammt aus

Mannheim, wo er in armen Verhältnissen mit seiner alkoholkranken Mutter groß wurde. Früh wurde der farbige Junge auch gewalttätig. „Ich habe so ziemlich alles falsch gemacht“, bekennt er. Jetzt arbeitet er in Mannheim als Sozialarbeiter mit Jugendlichen. In einem Spielfilm wird er vorgestellt. Mit breiter Silberkette und lustigem Hut sitzt er auf dem Sofa. Ausführlich und immer etwas umständlich erzählt er aus seiner Jugend. Einem anderen Jungen habe er immer das Frühstück geklaut. Es sei ein SPD-Stadtrat gewesen, der ihm später die Sozialarbeiterstelle besorgt habe. Es ist skandalös, sagt er unter Beifall, dass Hauptschüler keine Lehrstellen kriegen. Er hat auch eine Theorie, die etwas therapeutisch gelernt klingt: Gewalt entsteht aus innerer Unsicherheit.

Wird darüber nun diskutiert? Wird irgendeine Ansicht von Charly Graf besprochen? Nein, nach Film und Gespräch ist er fertig und dient nur noch für Zwischenschnitte. Zugleich aber passiert etwas Lustiges: Alle Diskutanten beziehen sich positiv auf Charly Graf, aber nur, um damit ihre ursprüngliche Meinung erneut zu bekräftigen. Für den Sternekoch **Tim Raue** ist Charly Graf ein weiterer Beleg dafür, dass die permanente Alimentierung von Armut durch die offizielle Politik eben nichts bringe. Man müsse sich schon am eigenen Schopf aus der Misere ziehen. Für **Bodo Ramelow** von der Linkspartei belegt Charly Graf dagegen, wie wichtig Infrastrukturmaßnahmen sind, also etwa die Anstellung von Sozialarbeitern an Schulen. Das sei viel wichtiger als das „Bildungspaket“ der Bundesregierung. Wird Charly Graf noch einmal gefragt, von wem er sich besser verstanden fühlt?

Nein, er hat seinen Teil zur Show beigetragen. Das war's.

Immer wieder stellen die anwesenden „Betroffenen“ natürlich auch ein Risiko dar. Zumal dann, wenn sie sich in die vorgesehene Rolle, nur ein „Fall“ zu sein oder einen Sachverhalt anschaulich zu belegen, nicht nahtlos einfügen, sondern womöglich auch noch den Anspruch haben, als Individuum mit besonderen Ansichten zum Talk beizutragen. So geschah es mit **Lars Fiechtner**, der Sofa-Gast in Anne Wills Moral-sendung „Bin Ladens Liquidierung – Darf man sich darüber freuen?“ war. Weswegen geriet er in die Sendung? Weil seine Schwester Opfer des 11. September war. Sie arbeitete in den Twin Towers in New York und erlag im Oktober 2001 ihren Verletzungen. Anne Will befragt ihn zum Erleben. Er habe wie die meisten Deutschen am 11. September vor dem Fernseher gesessen, sagt der Gast. „Da saßen sie im Auto, glaube ich“, korrigiert die Moderatorin. Schließlich hat sie die Unterlagen gelesen. Ja, erst saß er im Auto, dann vorm Fernseher. Er habe seine Schwester nicht erreicht, später erfuhr er, dass sie in ein Krankenhaus eingeliefert worden war. Am Sonntag flog er nach New York. Sie lag im Koma und ist daraus nicht mehr erwacht. Ob er ein Gefühl der Rache verspürt habe, will die Moderatorin wissen. „Rache ist menschlich, allzu menschlich“, sagt der studierte Geologe. Aber viel Zeit ist seit dem Attentat vergangen. Er taugt nicht mehr für unmittelbar emotionale Reaktionen. Längst hat er sich eine eigene Theorie erarbeitet. Ja, sagt er, individuell sei jetzt endgültig ein Kapitel zu Ende, aber gesellschaftspolitisch habe sich doch nichts geändert. Terrorismus sei

wie ein Krebsgeschwür. Ausführlich legt er seine Theorie dar. Sie handelt von vier menschlichen Grundbedürfnissen, die den Elementen entsprechen. Sie müssten erfüllt sein für ein menschliches Leben. Tatsächlich aber seien der Wohlstand und die Chancen auf dem Globus völlig ungerecht verteilt. Immer wieder werde so neuer Terrorismus produziert.

Setzt sich irgendwer mit dieser Theorie auseinander? Weist vielleicht auf die Verantwortung des Einzelnen auch unter schlechten sozialen Bedingungen hin? Nein. **Richard David Precht** sagt schnell, er glaube auch, dass Wohlstand und Demokratie eng zusammenhängen und die Anerkennung ein wichtiges menschliches Bedürfnis sei. Der arabischen Welt sei dies zu lange versagt geblieben. Schon geht es weiter in der „richtigen“ Diskussionsrunde. Der Mann am „Katzentisch“ spielt keine Rolle mehr.

Die Aufgabe des „Betroffenen“ ist es, seinen „Fall“ möglichst flüssig vorzutragen. Dieser Fall muss geeignet sein, einen Sachverhalt lebendig zu veranschaulichen. Dementsprechend wird er von der Redaktion ausgesucht. Er muss also so sein, wie die Redaktion glaubt, dass ein bestehender Sachverhalt am plausibelsten darzustellen sei. Das heißt aber in der Regel, dass der Gast die Sache so zu repräsentieren hat, wie sie bereits medial präsent ist. Gerade da, wo angeblich das Leben selbst in der Talkshow endlich zum Zug kommt, regiert tatsächlich am stärksten die mediale Selbstreferenzialität. Die Rolle des „Betroffenen“ in der Talkshow, sofern er allein Repräsentant seiner Betroffenheit ist, ist die einer Scripted Reality (Pseudo-Doku) für die gehobenen Stände.

Der Betroffene muss so sein, wie ein Betroffener – laut Redaktion – zu sein hat

6. „Wenn Politik auf Wirklichkeit trifft“ Talkshow und gesellschaftliche Realität

„Das Fernsehen übernimmt religiöse, tröstende und sinnstiftende Aufgaben in der Gesellschaft. Es verarbeitet Realität zu Sinn und verbreitet diesen durch Talk“ (Jonas 2009, S. 55).

Die Zweiweltenlehre

Es ist die Talkshow „hart aber fair“, die programmatisch mit dem Gegensatzpaar von Politik und Wirklichkeit hantiert. In dieser Sendung – so wird insinuiert – prallen beide aufeinander. Hier setzt der Moderator die Politik dem Stresstest der Wirklichkeit aus. Hier muss jene sich beweisen. In diese Richtung haben sich längst in allen Talkshows die Gewichte verlagert. Das ist eine Veränderung gegenüber den Kinderjahren des Polit-Talks im TV. Die Kontroversen zwischen den Vertretern verschiedener Parteien gelten inzwischen als weniger interessant, spitzfindig oder taktisch motiviert.

Fast durchgängig frönt das Fernsehen mittlerweile einer Zweiweltenlehre, die besagt, dass „die“ Politik und „die“ Lebenswirklichkeit der Menschen wenig miteinander zu tun hätten oder gar Paralleluniversen seien. Die eine Welt wird in den Nachrichtensendungen begleitet oder nacherzählt. Die Nachrichtenmagazine haben die Aufgabe, sie zu interpretieren.

Die wirkliche Wirklichkeit

Zugleich behauptet die große Illusionsmaschine Fernsehen permanent, dem wirklichen Leben besonders nahe zu sein. In den Privatsendern wird es längst in erprobten und en detail

optimierten Formaten weitgehend jenseits von jeglicher Politik dargeboten. Hier wird der Mensch im Alltag, in der Familie, in der Freizeit oder als Verbraucher gezeigt und angesprochen – nur ganz selten auch bei der Arbeit. Die Probleme sind damit von vornherein individualisiert. Außer den Formaten der Scripted Reality ist das sogenannte *Coaching-TV* populär. Hier gibt es für nahezu jedes Problem die passenden Helfer: von der Erziehung („Die Super-Nanny“) über den Streit mit Nachbarn, Verschuldung (Peter Zwegat) bis hin zur Existenzsicherung für Kleinunternehmer („Rach, der Restauranttester“). Diese Sendungen sind allesamt keine neugierig die gesellschaftliche Wirklichkeit erforschenden Experimente, sondern klischeebesetzte Pseudo-Dokumentationen. Oft ist das Leben der Unterschichten ihr Gegenstand. Für das TV-Publikum erfüllen diese Sendungen die Funktion, soziale Differenzen ausmessen oder abschätzen zu können. Die Angst vor sozialem Abstieg mischt sich mit dem Trost, dass es einen selber so schlimm noch nicht getroffen hat (vgl. Gäbler 2008b, S. 156-159).

Die abgehobene Politik

Gegenüber jedweder Politik lautet der Anfangsverdacht, sie sei von der Wirklichkeit „abgehoben“, beheimatet im „Raumschiff Berlin“, vor allem auf sich selbst bezogen und mit sich selbst

beschäftigt. Immer schon hat das Fernsehen Formen entwickelt, um die zuvor als unbedingt getrennt dargestellten Welten dann aufeinander treffen zu lassen. So mussten in verschiedenen Sendungen des Politainments wahlweise Wirtschaftsminister schon Schuhe putzen, Umweltminister den Müll sortieren, Gesundheitsminister Blut spenden und alle den Preis für einen Liter Milch oder ein Pfund Butter schätzen. Gerade vor Wahlen gibt es dann auch immer wieder Sendungsformate, in denen einzelne Politiker in einer Familie zu Gast sind, Schulunterricht erteilen oder auf einem Bauernhof helfen. So sollen sie beweisen, dass sie die „Bodenhaftung“ nicht verloren haben. Dieser Maßstab hat den Nebeneffekt, dass die Qualität eines Außenministers immer weniger an seiner Außenpolitik und das Können eines Verteidigungsministers wenig an der Durchsetzung etwa der Bundeswehrreform gemessen wird, vielmehr hilft das Fernsehen dabei, für die Wahrnehmung eines Politikers letztlich einen diffusen allgemein menschlichen Eindruck zu prägen.

Die Antwort des Fernsehens

Für das Medium Fernsehen ist es eine große Herausforderung, die offen propagierte oder heimlich vorausgesetzte Zweiweltenlehre zu überwinden. Gefragt sind da vor allem zwei Genres: die Reportage und die Dokumentation. Gerade hier aber herrscht eine ästhetische Stagnation. Permanent erprobt werden müsste – in Anlehnung an Thomas Schadt gesprochen – eine Filmkunst,

- die tiefe Wahrhaftigkeit sucht, wenn sie die Kamera auf die Oberfläche der Wirklichkeit hält,
- die weiß, dass die Kamera ein Machtinstrument ist, mit dem man Menschen bloßstellen kann,
- die Nähe sucht ohne undistanzierte Anbieteri,
- die sich der Kraft der äußeren Form bewusst ist und doch vor allem von der inneren Haltung lebt (vgl. Schadt 2002).

Erkennbar ist vor allem eine Neuerung: Es wird mehr und mehr zum Mittel der „Presenter-Reportage“ gegriffen, in der der Reporter mit in der Dokumentation agiert, um so die Problematik dem Zuschauer besonders nahezubringen. Sie erhöht die Glaubwürdigkeit. Die NDR-Sendungen „Die KiK-Story“ und „Der Drückerkönig und die Politik“ haben das bewiesen.

Wie Talk wirklicher werden soll

Die Talkshows nun bleiben dabei, durch das Gespräch in der künstlichen Welt des Studios einen Abgleich zwischen den getrennten Welten – Politik und gesellschaftliche Wirklichkeit – herbeizuführen. Welche Mechanismen sollen dies befördern?

Zunächst gibt es eine Verschiebung in der Zahl und der Konstellation der Gäste. Die Politiker werden weniger, und meist reicht es den Redaktionen, je einen Repräsentanten von Regierung und Opposition einzuladen. Die Abstufungen und Schattierungen im gesamten Spektrum der Parteien gelten als weniger wichtig.

*Immer weniger
Parteipolitiker*

Im Zeitraum zwischen dem 15. März und dem 15. Juni gab es überhaupt nur eine Sendung, in der das gesamte parteipolitische Spektrum repräsentiert war. Nur in der Sendung „hart aber fair“ vom 23. März zum Thema: „Wahlen in Zeiten des GAUs“ waren alle im Bundestag vertretenen Fraktionen mit je einem Vertreter anwesend. Am 28. und 29. März befassten sich auch die Sendungen „Beckmann“ und „Menschen bei Maischberger“ mit den Wahlen – hier waren jeweils vier Parteipolitiker anwesend, man könnte auch sagen: alle, mit Ausnahme der Linken. Meist kommt eine derart breite parteipolitische Repräsentanz in Talkshows nur noch an Wahlabenden oder im direkten Kontext von Wahlen vor. Selbst drei Parteipolitiker wie am 16. März bei „hart aber fair“ zur Atomkatastrophe sind heutzutage schon eine Seltenheit. Am liebsten gruppieren die Talk-Redaktionen um ein parteipolitisches „Duell“ eine Kohorte von Experten, Publizisten oder Betroffenen. Der Blick in die Übersicht der Talkshows des Erhebungszeitraums (vgl. Tabelle online unter www.otto-brenner-stiftung.de) zeigt, dass die beliebteste Konstellation natürlich ist, je einen Vertreter aus dem Regierungslager auf einen Oppositionspolitiker treffen zu lassen. Rein quantitativ profitiert davon besonders die FDP. Gerade in ihrer Krise ist sie besonders gefragt, und FDP-Politiker gehen auch besonders gerne in Talkshows. Gegenüber ihrer tatsächlichen quantitativen Bedeutung und Stärke auch im Bundestag und in den Ländern verliert die SPD in der Talk-Repräsentanz am meisten. Sozialdemokraten sind vor allem noch als Sozialpolitiker gefragt, die „Neoliberalen“ Contra geben

sollen. Als Hauptkontrahenten der regierenden CDU/CSU-Politiker sind die Sozialdemokraten im Untersuchungszeitraum schon fast marginalisiert. Am liebsten mögen es die Talkshow-Redaktionen zurzeit, Vertreter von CDU oder CSU mit Politikern von den Grünen zu konfrontieren. Dies ist „stimmungsdemokratisch“ die hauptsächlichste Kontroverse. Aber auch von der verbalen Gegnerschaft, die CDU-Politiker mit Vertretern der Linken austragen, versprechen sich die Redaktionen eine gehörige Dynamik. Das Konzept der großen Talkshows jedenfalls lautet aktuell: *Weniger Politiker* und eine Reduktion des Politikerstreits auf Grundkonflikte sollen mehr Wirklichkeitsnähe bringen.

Der Drang zur Konfrontation der Politik mit der angeblich ja so anders gearteten Wirklichkeit hat in den Talkshow-Redaktionen einige Folgen für Recherche und Gästeakquise. Sie lassen sich dazu verführen, unbedingt nach „normalem“, aber „typischem“ Personal zu suchen. Die Leiterin des Frauennotrufs soll der allgemeinen Vorstellung einer solchen Leiterin entsprechen. Der Pfarrer muss pastoral sein, der Sozialarbeiter ein echter Kumpel-Typ. Auf wen greift man also gerne zurück? Auf diejenigen, die bereits aus dem Fernsehen für ihre Explorationen in die Unterschichten bekannt sind. Also diskutiert Katharina Saalfrank („Die Super-Nanny“) auch bei „hart aber fair“ über Erziehung, sitzt da als „Streetworker“ Thomas Sonnenburg, weil er das schon in einem RTL-Format so schön gemacht hat. Frank Plasberg hat ein Buch mit dem schönen Titel „Der Inlandskorrespondent“ herausgegeben. Darin sind Beispiele von Gästen versammelt, die er

für seine Sendung entdeckt hat. Meist ist das aber schon einige Jahre her. In jüngerer Zeit enden die Explorationen in die Wirklichkeit oft bei einem Personal, das bereits durch andere Medien bekannt ist. So spielen auch diejenigen Gäste, die auserkoren sind, die unverfälschte Wirklichkeit zu repräsentieren, allzu häufig nur eine bereits eingeübte Rolle.

Der Einspielfilm

Wenn allgemein Reportage und Dokumentation vor neuen ästhetischen Herausforderungen stehen, um die gelernte Medienskepsis nicht einfach zu überspielen, sondern im eigenen Produktionsprozess überzeugend aufzugreifen, dann könnte dies ja auch für ein Element gelten, das inzwischen durchgängig in allen Talksendungen Verwendung findet: der Einspielfilm. Fast immer ist es eine geistige Erholung, wenn dieses Sendungselement einmal für eine eigenständige Untersuchung der Wirklichkeit genutzt wird. So definiert aber keine Talkshow-Redaktion den Einspielfilm. In den Interviews wird deutlich, dass dieses Element durchgängig nur funktional gesehen wird.

„[Die Einspielfilme] sind immer eine Diskussionsvorlage. Oberste Priorität hat die Faktensicherheit, bei uns wird es aber eher selten ein Pro und Contra geben, das soll dann die Diskussion leisten. Oft sind die Filme mit einem – so nennen wir es – ‚Effet‘ versehen. Wir sagen: Wahr ist, es gibt viel Armut in Deutschland – wahr ist aber auch, woanders gibt es viel mehr Armut.

Jeder Film dient ausschließlich dazu, den Diskurs in der Sendung voranzutreiben“ (Jürgen Schulte, Redaktionsleiter „hart aber fair“, im Interview, siehe Anhang).

„[Die Einspielfilme] geben einen neuen Impuls. Wir wechseln damit das Thema oder geben ihm einen neuen Dreh. Es gibt aber auch Einspielfilme, die kleine Reportagen sind und die Lebenswirklichkeit vor Augen führen“ (Interview mit Anne Will und Andreas Schneider, siehe Anhang).

Bei „Anne Will“ wird so häufig der „Sofa-Gast“ (vgl. 5. Kapitel) vorgestellt. Auch bei „hart aber fair“ gibt es ab und an solche kleinen Reportagen, gelegentlich sogar als „Presenter-Reportage“ von Brigitte Büscher. Das Gros der Einspielfilme sieht aber anders aus. Sehr beliebt ist das, was die Macher „Vox Pops“ nennen, also schnell eingeholte O-Töne und Statements aus der Bevölkerung. Sie sollen eine besondere Nähe zu Meinungen und Stimmungen des Volkes signalisieren. Oft sind die Einspielfilme auch knappe Wiedergaben von Zahlen oder Zitate. Es werden Schnipsel gezeigt, mit angehängten Fragen, die auf Schrifttafeln notiert sind. Immer sollen sie Tempo machen. Da ist es verständlich, dass sich insbesondere die PR-Berater der Politiker vor diesem Talkshow-Element etwas fürchten. Er habe „die Einspielfilme schon oft als sehr polemisch oder vorverurteilend“ empfunden, sagt der ehemalige Regierungssprecher Béla Anda (siehe Interview im Anhang).

*Beliebt ist
Volkes Stimme*

Und immer wieder – bei „Menschen bei Maischberger“ gab es kaum eine Sendung ohne diese Variante – werden in den kurzen Spielfilmen die Schlagzeilen und Überschriften aus den Zeitungen der vergangenen Tage vor Augen geführt. Fast instinktiv greift das Medium Fernsehen gerade dann auf die Abbildung der Printmedien zurück, wenn es seine Wirklichkeitsnähe demonstrieren will.

Das Studiopublikum

Das Fernsehstudio ist eine künstliche Welt. Gerade hier soll nun das lebensnahe Gespräch stattfinden. Also müssen nicht nur Scheinwerfer, Mikrofone, Stühle und Tische in die Bude, sondern auch Menschen. Mit einer Ausnahme finden alle größeren Talksendungen vor Studiopublikum statt. Das sind keine großen Massen, aber in der Regel bis zu zweihundert Zuschauer, die nicht nur Kulisse sind, sondern selbst zum Element der Sendung werden.

Die Ausnahme von der Regel ist die Sendung „Beckmann“. Sie hat sich im Laufe der Jahre purifiziert. „Beckmann“ will nicht die große Geste inszenieren, die heftige Kontroverse oder gar den polternden Streit, sondern Nähe suggerieren, ja Intimität. Hier wird deswegen auch Wert auf besondere Gästekonstellationen gelegt. Thomas Gottschalk spricht eben nicht über Fernsehunterhaltung, sondern über Religion. Auch der Moderator, Reinhold Beckmann, hat im Laufe der Jahre in dieser Halbdistanz Stärken entwickelt. Vor größerem Publikum neigte er dazu, unbedingt lässig wirken zu wollen. Das geriet gelegentlich etwas

aufgesetzt oder verkrampft. Seine Gäste, aber auch er selbst maßen der Pointe, dem schnellen Spruch einen höheren Wert zu als der Vertiefung eines Gedankens, als sie noch vor Publikum sprachen. Dem Gespräch hat es gutgetan, die Sprecher vom ständigen Schielen auf den Effekt, den sie bei anwesendem Publikum erzielen, zu befreien.

Für die anderen Talkshows ist aber gerade das wichtig. Dabei kommt dem Studiopublikum die Funktion eines Resonanzbodens zu. Für die Sendung „Anne Will“ hat das Publikum folgende Funktion:

„Ja, es gibt Leute, die pointensicher sprechen oder auf den Applaus hin argumentieren. Das gehört zur Atmosphäre einer Talkshow. Oft ist es auch gut, nur das konzentrierte Zuhören zu spüren und zu zeigen. Die Sendung mit Frank-Walter Steinmeier war z. B. sehr ernsthaft, manchmal sogar traurig, und das spürte man stark durch das Studiopublikum. Darin kann sich dann der Zuschauer zu Hause wiederfinden“ (siehe Interview im Anhang).

Das Publikum agiert also immer auch stellvertretend für das imaginierte Publikum vor den Bildschirmen. Als „Sauerstoffdusche“ charakterisiert es Jürgen Schulte, der Redaktionsleiter von „hart aber fair“:

„Es applaudiert, zeigt Reaktionen. Selbst wenn es sehr still ist, ist das eine Aussage. Meist aber wirkt es so, dass es die Panel-Gäste antreibt, wacher macht“ (siehe Interview in Anhang).

Dieses Antreiben spielt bei „hart aber fair“ immer eine besonders große Rolle. Es ist die Sendung mit der größten Dichte unterschiedlicher Informationen und den geringsten Verschnaufpausen. Üblicherweise kümmert sich ein Ticketservice um das Studiopublikum. Die Wartezeiten sind lang. Oft wollen die Menschen nur einmal sehen, wie die Sendung gemacht wird, oder selber ins Fernsehen kommen. Oder sie mögen den Moderator besonders gerne. Spezifisch am Thema Interessierte kommen selten. „Wir sprechen Verbände und Initiativen an“, heißt es dagegen bei „hart aber fair“, „Hochschulen, Seminare oder Selbsthilfegruppen. So bekommen wir eine besondere Stimmung in die Sendung.“ Ungefähr die Hälfte des Studiopublikums von „hart aber fair“ wird so rekrutiert. Diese Menschen sind vorinformiert. Sie haben ein waches Interesse an den Aussagen der Diskutanten. Unter der Hand unterstreicht dies die Stimmung bei „hart aber fair“, wo selten zurückgelehnt reflektiert wird, sondern alle Beteiligten ständig hellwach auf dem Sprung sein müssen. Gibt es in der Sache – also bei der Auswahl des Streitthemas ebenso wie bei der Einladung der einen sozialen Zustand repräsentierenden „Typen“ – also große Zugeständnisse an die Erwartung der „Couch Potatoes“, ist das beim Publikum nicht unbedingt der Fall. Es soll zwar zur Identifikation einladen, aber nicht als Verdoppelung der häuslichen Zuschauerschaft, sondern als deren besonders aufmerksame Avantgarde.

Der Anklatscher

Jeder ist inzwischen in der Lage, eine Comedy-Sendung aus der Konserve am eingespielten künstlichen Lachen oder Beifall zu erkennen. Die Talkshows sind in der Regel Live-Sendungen. Die Reaktion des Publikums ist für die Gesamtwirkung nicht unerheblich. Sie soll also nicht völlig dem Zufall überlassen bleiben. Darum wird das Publikum vor der Sendung eingestimmt und aufgelockert und während der Sendung in seinen kollektiven Aktionen leicht gesteuert. Alle Sendungen, die vor Studiopublikum stattfinden, verfügen über einen sogenannten „Anklatscher“. Er ist redaktionell eingeweiht und dafür abgestellt, rechtzeitig und ausreichenden Beifall sicherzustellen. Jeder kann einmal darauf achten. Wer genauinhört, wird einen vorausseilenden Klatscher bemerken. Nach einem Spielfilm oder als Resonanz auf eine wohlgesetzte Pointe oder kraftvolle Aussage klatscht er zwei- oder dreimal solo, bis das Gros der Studiozuschauer einstimmt. Gerade nach Spielfilmen, die keineswegs alle mit einer Pointe oder einer beklatschenswerten Aussage enden, wirkt dies oft künstlich. Der Beifall soll den Übergang vom Film zurück ins Studio atmosphärisch abrunden. Der „Anklatscher“ bei „Anne Will“ ist oft besonders eifrig und eilt dem Rest des Publikums vier bis fünf Soloklatscher voraus – das ist zu viel. Das wirkt aufgesetzt – ohne dass die Ursache dafür dem Zuschauer zu Hause bewusst werden muss. Was also den spontanen und Live-Charakter der Sendungen besonders hervorheben soll, ist tatsächlich gesteuert.

Der vorausseilende Klatscher

Dabei ist es ein großer Vorteil, dass die Sendungen, die sich selbst als „politische Talkshows“ definieren, tatsächlich meist live stattfinden. Das erhöht die Konzentration aller Beteiligten. Die wechselseitige Aufmerksamkeit ist größer. Jeder achtet von sich aus auf das „Timing“ und auch auf die Präzision seiner Worte. Hinterher ist nämlich nichts mehr zu machen. Manche Fernsehsendungen – auch viele Gesprächssendungen – werden inzwischen anders hergestellt: „Live on Tape“ nennen das die Hersteller gerne und schneiden dann doch noch hinterher ein paar Längen und Wiederholungen heraus, verändern die Zeitproportionen der Auftritte oder beseitigen eine Peinlichkeit des Moderators. Um den Atem der Wirklichkeit in den Sendungen spüren zu lassen, könnten die meisten Talksendungen viel stärker den eigenen *Live-Charakter* betonen. „Hart aber fair“ referiert einige Publikumsreaktionen. Bei „Maybrit Illner“

kommen Facebook-Fragen zum Zuge. Andere Formen der Publikumsbeteiligung gibt es kaum. Der Wunsch nach glatter Perfektion und geschmeidigen, kalkulierbaren Abläufen lässt die meisten Redaktionen vor Live-Schaltungen, Außenreportern oder anderen Formen des Wirklichkeitsbezugs zurückschrecken.

Ein Defizit besteht auch bei der Berücksichtigung filmischer Formen. Letztlich ist in der Talkshow jeder Film nur ein Clip. Elemente aus der Welt da draußen, der Lebenswirklichkeit des Publikums, werden zu immer wieder neuen Einzelformen verarbeitet. Sie gehen wie Elemente eines Puzzles ein in ein perfekt angeordnetes Ganzes. So präsentiert sich die Talkshow als eine in sich geschlossene, sinnstiftende Einheit. Sie wäre poröser gegenüber der Wirklichkeit, würde sie sich selbst nicht nur permanent optimieren, sondern auch einmal in Frage stellen.

7. „Wir brauchen die Fraktionsvorsitzenden“ Talkshow als Ersatzparlament?

„Es werden inzwischen mehr Sendeminuten von Talkshows ausgestrahlt, als der Parlamentsberichterstattung im – wohlgemerkt – ausgelagerten Sonderkanal Phoenix eingeräumt werden. Da stimmt doch etwas nicht. Diesen Trend halte ich für fragwürdig. Mich stört die Abstinenz bei authentischer und der Übereifer bei simulierter politischer Auseinandersetzung“ (Lammert 2011, S. 160).

Eine naheliegende Konkurrenz

Das Parlieren ist dem Parlament eingeschrieben wie das Gespräch dem Talk. Wenn sich beide demselben Gegenstand widmen, liegt Konkurrenz nahe. Wie kaum einer seiner Vorgänger legt sich der Bundestagspräsident Norbert Lammert (CDU) für die Sache des Parlaments ins Zeug. Er fordert, dass besser und ausführlicher über die Debatten in diesem Schlüsselgremium der repräsentativen Demokratie berichtet werde. Er fordert einen eigenen Parlamentskanal (vgl. Lammert Homepage; Gäbler 2007).

Wenn er die Gefahr sieht, die Exekutive könnte die Beratungen des Parlaments umgehen wollen oder geringschätzen, schlägt er Alarm. Er unterscheidet fundamental zwischen authentischen und simulierten politischen Auseinandersetzungen. Die Talkshows gehören bei ihm grundsätzlich in die letztere Rubrik.

„Für mich gibt es keine politische Talkshow. Es gibt entweder eine politische Sendung oder eine Talkshow. Beides schließt sich wechselseitig aus“, bekräftigt er im Interview für diese Studie (siehe Anhang).

Wichtig für die Qualifizierung als authentische politische Diskussion ist für ihn nicht nur der institutionelle Status des Parlaments. Er

bindet diese Charakterisierung auch nicht allein an die im Anschluss an Debatten erfolgende gesetzgeberische Entscheidungsfindung. Er räumt sogar ein, dass auch im Parlament viele Reden keineswegs noch dem Zweck unterliegen, den Mitdiskutanten zu überzeugen.

„In der Tat dient diese abschließende Debatte meist nicht mehr der wechselseitigen Urteilsbildung. Die hat es dann längst gegeben, sondern sie dient der Unterrichtung der Öffentlichkeit über die getroffenen Entscheidungen zu der vorher bekanntgegebenen Absicht. Insofern ist daran nichts simuliert, aber es ist oft am Ende keine Debatte mehr mit dem Ziel der Beeinflussung des Debattenpartners, sondern mit dem Ziel der Unterrichtung der Öffentlichkeit“ (siehe Interview im Anhang).

Es ist Lammert durchaus bewusst, dass es legitim ist, ja sogar fruchtbar für die Demokratie sein kann, eine völlig selbstständige, von Institutionen des Verhandeln und Entscheidens losgelöste gesellschaftliche Selbstverständigung zu betreiben. Er räumt ein, dass die Politik dazu die Medien braucht. „Eine nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit ergibt, dass die



Politik ohne die Medien nicht stattfinden kann, die Medien aber ohne die Politik notfalls schon“ (siehe Interview im Anhang), gibt er zu bedenken. Die Talkshow habe zwar die Politik zum Gegenstand, sei aber deswegen Simulation der politischen Auseinandersetzung, weil die Unterhaltung das übergreifende Allgemeine sei. Nicht dass das Fernsehen zu viel Unterhaltung biete, kritisiert er unter Berufung auf Neil Postman, sondern dass es alles in Unterhaltung verwandele. Die sogenannte „politische Talkshow“ sei also eine ihren Gegenständen nicht adäquate mediale Veranstaltung.

Bereits erwähnt wurde das fatale Lob, das Friedrich Merz in Juni 2003 der Sendung „Sabine Christiansen“ zollte: Mehr als der Bundes-

tag präge sie die politische Agenda. „Das betrübt mich, aber das ist ein großer Erfolg“, schob er, damals noch Parlamentarier, pflichtbewusst nach.

Die Talkshow-Macher freuen sich zwar, wenn ihren Sendungen eine solche Bedeutung zugesprochen wird, dementieren mittlerweile aber jede Absicht zu politischem „Agenda-Setting“ oder gar gezielter politischer Einflussnahme. Sie bekennen sich offensiv zu ihrer Unterhaltungsmission, die sie nur noch mehr oder weniger mit aufklärerischen Absichten kombinieren. Damit beteuern sie auch, dass sie etwas ganz anderes sein wollen als ein „Ersatzparlament“. Auch dort würde die politische Auseinandersetzung doch immer wieder nur si-

muliert, lautet ein Argument. Ein anderes besagt, dass gerade die „rein“ parteipolitischen „Berliner Themen“ für das Publikum immer weniger attraktiv seien.

Dennoch gibt es stets einzelne Sendungen, in denen die Talkshows fast reine Foren der Parteiendemokratie sind. Das gilt an den Sonntagen mit bedeutenden Wahlen ebenso wie in der etwas hitzigeren Vorwahlzeit. Beliebte Gäste sind dann die Generalsekretäre der Parteien oder die Fraktionsvorsitzenden im Bundestag, weil sie qua Amt für die Abgrenzung und trennscharfe parteipolitische Profilierung zuständig sind. Da ist Zoff zu erwarten.

Konkurrenz und Andersartigkeit

Es gibt also zwei Gedankengänge zum Verhältnis von Talkshow und Bundestag, die auf den ersten Blick wie schroffe Gegensätze wirken. Es gibt eine Konkurrenz, die es aber nicht geben sollte, weil sie völlig unangemessen ist, argumentieren die beherzten Vertreter der parlamentarischen Demokratie, die zugleich Medienskeptiker sind. Sie wollten vor allem mit Themen unterhalten, die die Menschen interessieren. Wenn damit die Kreise des Bundestags gestört oder beeinflusst würden, liege es vor allem daran, dass dieser für das Publikum so unattraktiv sei, halten die Medienmacher selbstbewusst dagegen.

Offenbar müssen wir etwas tiefer graben, um das Verhältnis von behaupteter Konkurrenz einerseits und völliger Andersartigkeit andererseits auszuloten.

Karl-Rudolf Korte unterscheidet zwischen zwei Ebenen der Politik, die für offene, demokratische Gesellschaften konstitutiv seien. Da gebe es die „Entscheidungspolitik“. Sie zielen auf konkrete Prozesse der Gesetzgebung. Im Zentrum stünden die „Verfahren“ der Politik und das „Entscheidungsmanagement“. Davon unterschieden sei die „Darstellungspolitik“. Sie gehöre zum Gesamtkomplex der symbolischen und öffentlich inszenierten Politik, sei mithin stets durch Medien vermittelt (vgl. Korte 2009, S. 16-21).

Medien- und Verhandlungsdemokratie

Unter Berufung auf den Systemtheoretiker Niklas Luhmann, der schon viel früher über die nach seiner Ansicht eigenartige Stabilität von Demokratien nachdachte und bereits 1969 die hübsche Pointe formulierte: „Alles könnte anders sein – und fast nichts kann sich ändern“ (Luhmann 1969, S. 324), erörtert Edgar Grande bereits im Jahr 2000 gründlich das Thema: „Charisma und Komplexität“ (vgl. Grande 2000, S. 122-142).

Ähnlich wie Korte unterscheidet Grande zwischen der Ebene der „Verhandlungsdemokratie“ und der „Mediendemokratie“. Diesen Begriff verwendet er aber nicht wie Thomas Meyer, der ihn als eine „Kolonisierung“ der Politik, also als Unterwerfung unter die medialen Logiken auffasst. Dafür steigt Grande stärker in die jeweiligen Widersprüche ein.

Auf der Ebene der dichten *Verhandlungsdemokratie* haben die politischen Akteure ihre

Je größer das Problem, desto kleiner der Kreis

Entscheidungsfunktion zu einem erheblichen Teil verloren. Obwohl sie permanent Aktionen versprechen, sind die Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Für individuelle Aktionen ist wenig Raum. Es wächst die Bedeutung von Institutionen als Regulativen. In langwierigen Sitzungen werden „verschwiegene Kompromisse“ ausgehandelt. Je größer das Problem, desto kleiner der Kreis der Verhandelnden. Abschottung gegenüber der Öffentlichkeit gehört zur Vertrauensbildung. Diskretion, Kompromiss- und Konsensbereitschaft zu den Tugenden. Gefragt ist der sachlich richtige Umgang mit der organisatorischen Komplexität. Am Ende darf es keine Sieger und Verlierer geben; der individuelle Beitrag zur Lösung verschwindet.

Dies ist eine zur *Mediendemokratie* exakt gegenläufige Logik. Hier kommt es auf die öffentliche Zuschreibung von Themen und Erfolgen an. Je kleiner das Problem ist, desto mehr Aufwand erfordert der Kampf um Aufmerksamkeit. Personalisierung und Zuspitzung sind die Gesetze der Publizität. Der Machterwerb erfordert zunehmend charismatische Persönlichkeiten, die aber in ihrem Regieren längst „schleichend entmachtet“ sind. Die Bürger senken ihre Erwartungen an das politische Personal keineswegs, koppeln die überzogenen Ansprüche aber gerne mit der Erwartung, ohnehin Wahlbetrug zu erleben. Die Funktion besonders der elektronischen Massenmedien bestehe nun darin, „künstliches Charisma“ zu erzeugen. Die Sachfragen werden immer komplizierter, die wissenschaftliche Expertise ist widersprüchlich und undurchschaubar. Die systemkonforme Komplexitätsreduktion leistet zuneh-

Künstliches Charisma

mend die Person des Politikers selbst. Als Beleg für diese These können die großen Schwankungen in der Gunst des individualisierten Wählers gelten. Mal fliegen dem „Außeralltäglichen“ die Herzen zu; dann dem alltäglichen Verfahrensorganisator. Nennen wir als Beispiele für diese Polarität Karl-Theodor zu Guttenberg und Olaf Scholz.

Koppelungen und Interferenzen

Mediendemokratie und Verhandlungsdemokratie stehen aber nicht einfach nebeneinander. Andere Widersprüche lassen sich daraus ableiten, etwa der zwischen Entscheidungsfreude und langatmigen Prozeduren. Es gibt Koppelungen und Interferenzen. Sie können sogar strategisch genutzt werden.

„Hinter bestimmten Formulierungen verbirgt sich eigentlich nichts mehr als intensiv ausgehandelte Formelkompromisse in politischen Parteien oder Regierungen. Das ein bisschen in Unordnung zu bringen, ist die Aufgabe von Politiktalkshows“ (Machnig 2009, S. 169).

So beschreibt recht unverwandt der Machtpragmatiker Matthias Machnig, der 1998 den erfolgreichen „Kampa-Wahlkampf“ für die SPD organisiert hatte, seine Sicht auf die Aufgabe der Talkshows. Ein kraftvoller Talkshow-Auftritt kann also durchaus neuen politischen Handlungsbedarf kreieren. Im Idealfall können publizistische Aktionen sogar helfen, Einigungsblockaden, die auf der Ebene der Verhandlungsdemokratie entstanden sind, zu lösen.

Die Talkshow als Exponent der unterhaltsamen Politikverarbeitung durch das elektronische Massenmedium Fernsehen dient zunächst aber dazu, eine Vorstellung von den stabilen Qualitäten eines individuellen Politikers zu erzeugen. In diesem Sinne spricht Machnig vom Politiker als einer „Marke“ (ebd.). Durch Wiederholung festigt sie sich.

Die Talkshow sorgt dann auch für die in der Personalisierung angelegte Reduktion von Komplexität. „Die Wiedererkennungzeit schlägt den Argumentationswert einer Person“ (ebd.), weiß Machnig und postuliert: „Es geht um Präsenz, Präsenz kreiert Bedeutung“ (ebd.).

Darum sind in allen modernen Parteien die Personalfragen wichtiger als die programmatische Ausrichtung. Auch für die SPD ist es eine brisante Zukunftsfrage, wie der nächste Spitzenkandidat heißen soll. Sie erregt die Partei mehr als jede programmatische Diskussion. Es berührt die SPD auch existenziell, wer darüber in welchem Verfahren zu entscheiden haben wird. Auch hierfür werden natürlich Mechanismen der „Mediendemokratie“ strategisch eingesetzt. Niemand sollte überrascht sein, wenn es bald nach dieser Studie zu Talkshow-Auftritten von Peer Steinbrück kommen sollte.

Die Schlichtung zu „Stuttgart 21“, die unter der Leitung von Heiner Geißler zugleich als Fo-

rum des Verhandeln angelegt und mit Heiner Geißler als Moderator auch im Fernsehen zu bestaunen war, kann ebenfalls als neuartiges „Scharnier“ zwischen beiden Ebenen angesehen werden. Es ist kein Zufall, dass Heiner Geißler dennoch im Anschluss an die institutionelle „Schlichtung“ nahezu flächendeckend die Talkshows aufsuchte.

Die Talkshow ist also nicht einfach nur ein „Ersatzparlament“, das dem Bundestag den Rang streitig machen will. Ebenso wenig ist sie nur Unterhaltung – etwa im Sinne einer Quizshow –, die sich rein zufällig gelegentlich politische Themen einverleibt. Sie ist eben doch auch „Bühne der Macht“ und ein Element der „Symbolpolitik“. In politisch bewegten Zeiten erlebt sie einen Aufschwung. Wahlstrategen kümmern sich um sie, denn der Wahlakt ist immer noch der wichtigste Mechanismus der Koppelung von Medien- und Verhandlungsdemokratie.

Die Mediendemokratie dient auch dazu, die im Widerspruch von exponentieller Personalisierung der Politik einerseits und dichter Institutionalisierung andererseits angelegte fast zwangsläufige Enttäuschung des Elektorats zu absorbieren. In diesem Sinne kann der Talkshow durchaus die Funktion eines beruhigenden Opiums für das Wahlvolk zukommen.

*Der Talk als Teil
der Symbolpolitik*

8. „Heute bei Beckmann, morgen bei Maischberger, übermorgen bei Plasberg und am Donnerstag bei Illner“ Wie ein Format inflationiert wird

„Absurd!“ (Bundestagspräsident Norbert Lammert, CDU, auf die Frage: „Ab Herbst werden wir nahezu täglich mit einer Talkshow versorgt. Wie finden Sie diese Programmentscheidung?“, Interview im Anhang)

Auf Tour

Als es um die Griechenland-Hilfe ging und um Europa, trat **Jorgo Chatzimarkakis** (FDP) ins Scheinwerferlicht und drehte eine Runde durch diverse Talkshows. Gleich zweimal war er in der „Phoenix-Runde“ zu Gast (5. April und 10. Mai), einmal bei „Beckmann“ (4. April) und dann auch bei „Anne Will“ (15. Mai). Man darf diese Tour als Steigerungslauf deuten.

Dies gilt erst recht für den bis dato unbekannteren **Alexander Kolb**, zu dem sich am 31. März noch Maybrit Illner ins Publikum bemühte, während er in der Woche danach, am 6. April, bei „hart aber fair“ schon am Tisch Platz nehmen darf und gleichberechtigt mitdiskutiert. Der junge Mann ist interessant, weil er von der CSU zu den Grünen übergetreten ist.

Bei „Beckmann“ (4. April) traf Jorgo Chatzimarkakis – schließlich ging es auch um die FDP – auf **Wolfgang Kubicki**, der danach im „Duell“ auf n-tv (19. April) zu sehen war und am 19. Mai bei „Maybrit Illner“ über „Sex, Macht und Öffentlichkeit“ disputierte.

Mit von der Partie ist da auch **Heather De Lisle**, die moderne Verkörperung der USA im deutschen Fernsehen. Sie war am 12. April und am 3. Mai in knapper Folge als Mensch bei Maischberger und hat zwischendurch noch in der „Phoenix-Runde“ (5. Mai) mitgeredet.

Manche erzählen einfach zweimal dasselbe, wie Sven Giegold bei „Maybrit Illner“ (12. Mai) und bei „Eins gegen Eins“ (16. Mai) oder Marie-Christine Ostermann, die in derselben Doppelung auch zuerst bei „Maybrit Illner“ (7. April) und danach bei „Eins gegen Eins“ (2. Mai) den Prototyp der Jungunternehmerin geben muss.

Manche scheinen es zu bevorzugen, ihre TV-Auftritte in knappe Zyklen zu bündeln. **Christian Ströbele** war nacheinander am 13. April beim „Duell“ auf n-tv, dann bei „Eins gegen Eins“ (18. April) und bei Sandra Maischberger (3. Mai) zu Gast, dann folgte eine Periode der Abstinenz.

Diese kann sich schlecht leisten, wer auf ein Thema abonniert ist oder gerade ein Buch herausgebracht hat.

Wenn es um Frauenrechte geht, um den Vorwurf der Vergewaltigung in einem aufsehenerregenden Prozess, über den sie auch noch in der Bild-Zeitung schreibt, dann leitet sich für viele Redaktionen daraus geradezu ein Anrecht von **Alice Schwarzer** ab, zu diesem Thema auch entsprechende Talkshows dominant zu bespielen. Es begann im Kontext des Falles Kachelmann bei „Anne Will“ schon am 1. August 2010. In der Auswertung des Prozesses war sie dann am 22. Mai wieder bei „Anne Will“ zu Gast, und noch am Tag der Urteilsverkündung, am

31. Mai, focht sie bei Sandra Maischberger um ihre Interpretation des Verfahrens.

Tim Raue ist ein Sternekoch mit einer besonderen Kindheit. Er hasste die Schule, trieb sich in Gangs herum, war ein „Bildungsverweigerer“. Aber er hat es geschafft. Aus eigenem Antrieb. Er findet, dass seine eigene Biografie ein gutes Beispiel für die Probleme der Zeit ist. Darüber hat er ein Buch geschrieben. Deswegen ist er gern gesehener Gast in Talkshows, die das Thema „Armut“ bearbeiten. Das ist ein Thema, das meistens „gut funktioniert“. Bei „Anne Will“ hieß es am 10. April: „Arm bleibt arm, reich bleibt reich – Sozialer Aufstieg ein Märchen?“ Etwas später, am 2. Juni, zog „Maybrit Illner“ nahezu gleichlautend nach: „Arm trotz Aufschwungs“. In beiden Sendungen ist Tim Raue anwesend und findet, dass der Staat die Armut zu sehr alimentiere. Das ist erweiterte Verlags-PR, und der Gast ist ein „One Trick Pony“.

Das ist letztlich natürlich auch Hans-Werner Sinn vom IFO-Institut (siehe 3. Kapitel), während Hans-Olaf Henkel und Arnulf Baring ihren störrischen Geist immer wieder auf unterschiedliche konkrete Gegenstände anzuwenden in der Lage sind. Sie sind eher Meister eines „Sounds“, den sie zuverlässig reproduzieren: Wir sind am Rand der Katastrophe, aber keiner will Klartext reden.

Etwas anders verhält es sich mit **Matthias Matussek**, der einst die Kulturredaktion des Spiegel gegen den Strich der Political Correctness bürsten wollte und als gebildeter Intellektueller, Patriot und Katholik natürlich zu nahezu jedem Thema ein paar Formulierungen

beizutragen hat. Da ein Talker bei etwas Zurückhaltung ohnehin nur eine Zeit von rund fünf Minuten netto zu talken hat, kann man ihn verlässlich zu fast jeder Runde hinzubitten. Da er gerade „eine Provokation“ über das „katholische Abenteuer“ geschrieben hat, sieht das auch der Verlag gerne. Also sitzt er am 12. Mai bei „Markus Lanz“, und als Experte, der als ehemaliger Korrespondent weiß, wovon er spricht, erzählt er bei „Anne Will“ am 22. Mai gleich noch etwas über die in den USA übliche Doppelmoral.

Über das Altern haben gleich zwei Autoren Bücher herausgebracht. Besonders beliebt und besonders bekannt ist **Joachim Fuchsberger**. Also landete sein Buch auch schnell auf den vorderen Plätzen der Bestsellerliste. Eine begleitende Werbetour durch unterschiedliche TV-Sendungen regt den Buchverkauf immer an. Bei „hart aber fair“ trat er am 4. Mai auf. Der Redaktion war es sehr wichtig, für Joachim Fuchsberger die erste TV-Station zu sein. In der Sendung kam auch **Sven Kuntze** zu Wort, ein ehemaliger Reporter und Korrespondent der ARD, der ebenfalls ein Buch zum selben Thema geschrieben hat. Ein Jahr zuvor hatte er einen Dokumentarfilm mit sich selbst in der Presenter-Rolle gedreht, der die Vorbereitung auf das Rentnerdasein thematisierte. Nach dem Auftritt bei „hart aber fair“ zogen beide im Paarlauf weiter zu „Beckmann“, der sie für den 23. Mai eingeladen hatte. Anne Will hat dann keine Sendung mehr mit ihnen gemacht.

Aber mit dem stets fröhlichen Hamburger Weihbischof **Hans-Jochen Jaschke**. Als die ARD ihre Woche zur Mobilität ausrief, sollte „Anne

Autoren werben für ihre Bücher

*Ein Terrain für
Ehemalige*

Will“ mit von der Partie sein. Aus dem aktuellen Anlass der Verhaftung des IWF-Chefs Dominique Strauss-Kahn aber diskutierte sie stattdessen beweglich über „Sex“ und „unsere Vorbilder“. Die Mobilität holte sie eine Woche später nach. „Moderne Job-Nomaden – Mobil, heimatlos, ausgebrannt!“, hieß es am 29. Mai. Auch Weihbischof Hans-Jochen Jaschke kam nach Berlin. Denn dazu hat auch die Kirche etwas zu sagen, geht es doch um Bindungen und Zwischenmenschliches. Fünf Tage zuvor, am 24. Mai, hatte er noch in Hamburg bei „Menschen bei Maischberger“ über den am selben Tag veröffentlichten Bericht über sexuellen Missbrauch diskutiert. Den hatte die von der Bundesregierung zu diesem speziellen Zweck berufene **Christine Bergmann** erstellt, tagsüber der Öffentlichkeit übergeben, und sie erläuterte ihn nun in dieser TV-Sendung. Jaschke also ist polyvalent einsetzbar.

Für viele Talker gilt das nicht. **Gerhart Baum** und **Burkhard Hirsch** müssen stets etwas zum Liberalismus sagen. **Norbert Blüm** ist auf die Rente abonniert. **Hans-Jochen Vogel** wird bei Themen von Arbeitsmarkt und Sozialstaat gerne den jungen, forschenden Liberalen als Korrektiv gegenübergestellt.

Manchmal wird auch ein Gast frisch entdeckt und dann sofort wieder „verbrannt“. In dem Dokumentarfilm „Tod einer Richterin – Auf den Spuren von Kirsten Heisig“ spielte ein Kollege und Wegbegleiter als Interviewpartner eine Rolle: der Jugendrichter **Andreas Müller**. Zu betrachten war ein Mann, der sich nicht als Logiker des Rechts profilieren wollte, sondern als lebendiger und emotionaler Streiter für

eine praxisnahe Rechtsprechung. In der „Hart-aber-fair“-Sendung „Halts Maul, du Opfer – Wer stoppt die jungen und gnadenlosen Gewalttäter?“ war er am 26. Mai einer der Diskutanten. Zur Fünfferrunde trug er seine Erfahrungen bei und referierte auch widersprüchliche Anforderungen, denen sich ein Jugendrichter ausgesetzt sieht. Prompt wurde er umgehend in die nächste Sendung geladen. Bei „Eins gegen Eins“ am 6. Juni sollte er zum Thema „Jugendgewalt – Brauchen wir die Null-Toleranz-Politik?“ den Sachverständigen zwischen den Streitenden von CSU und Grünen geben.

Talkshows sind auch ein schönes Terrain für Ehemalige aller Art. Vereinen einzelne Personen Renommee, Prominenz und Wiedererkennbarkeit in sich, sind sie geradezu prädestiniert für Talkshow-Einladungen. Wer aber schafft das? Meistens sind es ehemalige Größen des TV-Journalismus: **Wolf von Lojewski**, **Karl-Dietrich Möller**, **Frank Lehmann**, **Peter Scholl-Latour**, **Ulrich Kienzle** oder **Ulrich Wickert**. Obwohl sie längst pensioniert sind, bevölkern sie altersweise die Talkshows.

Man sieht: Die Wahl der Themen wie die Bestückung der Sendungen mit Gästen folgt keineswegs allein oder auch nur vorwiegend dem Interesse an Aufklärung. Erkenntnisgewinn ist weniger das Ziel als die Erfüllung der selbst gesetzten Dramaturgie, die als für die Masse der Zuschauer besonders attraktiv identifiziert wird. Wenn es Gesetze gibt, denen die Sendungen folgen, dann sind es die Gesetze der „Aufmerksamkeits-Ökonomie“. Wer etwas Neues anzupreisen, zu vertreten oder zu verkaufen hat, muss vor allem Präsenz zeigen.

Also durchläuft er das Fernsehen wie ein Show-Star: im Zweifelsfall einfach an einem Tag vom ARD-„Morgenmagazin“ bis „TV total“ am späten Abend. Für die Produzenten steht dabei im Zentrum: Die eigene Sendung muss ein besonderes Spektakel bieten, das die konkurrierenden Formate in den Schatten stellt.

Die kleinen Sendungen

Für die kleinen Sendungen ist das eine Chance. Sie können beim Spektakel selten mithalten. Also können sie nur bestehen, wenn sie einen eigenen, am besten alternativen Charakter zu den üblichen Gesprächsrunden weiter ausprägen. „2+Leif“ (SWR) und „Das Duell“ auf n-tv ähneln sich etwas im Konzept. Hier ist die schnelle, scharfe, konfrontative Diskussion gefragt. Gut ist das meist dann, wenn Vertreter tatsächlich entgegengesetzter politischer Optionen oder Logiken aufeinanderprallen. In dieser Duell-Konstellation geht es nicht so sehr darum, den Diskussionspartner zu überzeugen, sondern darum, argumentative Erfolge einzufahren. In einer schnellen halbstündigen Sendung wie bei „2+Leif“ ist das aber zu verkraften. Sind es beispielsweise Rainer Brüderle und Oskar Lafontaine, die da disputieren, kann der Streit sogar heftig sein und dennoch zugleich so grundlegend, dass der Zuschauer sich nicht amüsiert zurücklehnt, sondern zum Mitdenken herausgefordert wird. Dieses Prinzip auch bei weniger bekannten Gästen hinzubekommen – das ist die Herausforderung der kleinen Sendung, die ein Drittes Programm durchaus schmücken kann.

Längst etabliert sind dort die bunten Runden wie das „Nachtcafé“ mit Wieland Backes und „3 nach 9“. Aber unproblematisch ist das nicht. Beide Sendungen wirken inzwischen sehr „althergebracht“. Es sind eher die gezähmten Varianten des in der frühen Fernsehgeschichte wilden Durcheinanders von Themen und Temperamenten. Mit den inzwischen eingeführten Formen der Polit-Talkshows haben diese gesetzten Plaudereien nichts zu tun. Sie kommen ihnen auch nicht ins Gehege.

Vor allem auf die Originalität der Gäste setzt „4 gewinnt – Die Meinungsshow“. Heiner Bremer als Gastgeber sucht hier nicht die scharfe Kontroverse wie beim „Duell“, sondern eher den originellen, oft auch besonders „schrägen“ Gedankengang zu den Themen der Woche. Das gelingt nicht immer. Manchmal geht es etwas albern zu. Im besten Fall aber deutet sich hier eine Aufhebung der klassischen Trennung von Intellektualität und Unterhaltung an.

Oft eher ein Symbol dieser Trennung als ein Schritt zu ihrer Überwindung ist das „nachtstudio“ des ZDF. Wenn Volker Panzer zu nächtllicher Stunde einige Intellektuelle um das televisionäre Lagerfeuer versammelt, dann sind die Gäste zwar stets ausgeschlafen, weil die Sendung aufgezeichnet wird, aber sie bewegen sich in diesem Medium allzu selten wie die Fische im Wasser. Wenn Geistesmenschen im Fernsehen sind, wirken sie gelegentlich wie Pinguine an Land. Die Erfahrung zeigt, dass die Sendungen dann besonders interessant sind, wenn die Gäste spezielle Fragen erörtern. Diese Fragen dürfen durchaus etwas fremd sein oder verfremdet präsentiert werden. „Haben

Wenn Geistesmenschen im Fernsehen sind

wir einen freien Willen?“, „Leitwissenschaft Biologie“, „Rätsel Tiefsee“ oder auch „Sinn der Berge“ – hier ist das Besondere der nächtlichen „fernsehgebührenpflichtigen Therapie-stunde“, wie sich die Sendung selbstironisch definiert, deutlicher ausgeprägt als bei Debatten zu „Grundeinkommen“ oder „Mobilität“.

Wettbewerb

Allen ist aber gemeinsam, dass sie eben auf einer ganz anderen Ebene angesiedelt sind als die großen Polit-Talkshows. Sie sind für diese keine Konkurrenten.

Schon die zugewiesenen Programmplätze verdeutlichen, dass „Anne Will“, „Beckmann“, „Maybrit Illner“ oder „hart aber fair“ und erst recht die zukünftige Talksendung von Günther Jauch am Sonntag demgegenüber als zentrale Programmvorhaben zu werten sind. Sie wollen alle etwas Besonderes sein. Das verstärkt zunächst einmal den Wettbewerb.

Dieser Wettbewerb wird vermutlich nicht die Folge einer größeren Diskursqualität zeitigen. Es kann auch ein Überbietungswettbewerb werden von Prominenz, Zuspitzung, Dramatisierung. Der stellvertretende Chefredakteur des Stern, Hans-Ulrich Jörges, selbst kein Feind der journalistischen Zuspitzung und ebendeshalb auch häufiger Gast in TV-Talkshows, hat die Folgen des „oralen Overkills“ so beschrieben:

„Der verschärfte Existenzkampf der Moderatoren zwingt zu härterer Zuspitzung, zu noch griffigeren, populären, quotenbag-

gernden Fragestellungen. Und zu noch spektakulärerem, konfrontativerem Konstellationen unter den Geladenen. Salopp formuliert: Wer sich behaupten, wer vorn sein will, muss auf den Pudding hauen“ (Jörges 2010, S. 86).

Sendeplätze

Für den Verlauf des Wettbewerbs spielt insbesondere die Zuweisung der unterschiedlichen Programmplätze eine große Rolle.

Die „Pole Position“ hat zweifellos Günther Jauch inne. Auf ihn richten sich die größten Erwartungen, aber er startet auch auf der besten Position. Die Talkshow am Sonntagabend nach dem „Tatort“ im Ersten ist seit „Sabine Christiansen“ der übliche Platz für die Diskussion der Woche. Günther Jauch hat alle Sehgewohnheiten auf seiner Seite. Außerdem gehört er selbst unbedingt zur TV-Prominenz. Die Menschen sehen ihn und seine Programme gerne. Viele trauen ihm zu, sowohl seriöse Informationssendungen moderieren zu können wie unterhaltsame Shows. Information und Unterhaltung – nicht von ungefähr hat er so auch seine Produktionsfirma genannt. Vor allem aber kann er sich auf das mit Abstand stärkste Vorprogramm beziehen. Wer nach dem „Tatort“ mit etwa 8 Millionen Zuschauern in die Sendung startet, muss schon sehr viel falsch machen, um am Ende eine gute Einschaltquote zu verfehlen. Sie wird in der Rivalität der Talksendungen aber letztlich entscheidend sein. Alles andere: der Sinn des Gesprächs, der erzielte Erkenntnisgewinn, der informative Gehalt der Sen-

dung, sind demgegenüber am Ende subjektive Größen.

Am härtesten trifft die Talkshow-Fülle Frank Plasberg und „hart aber fair“. Er ist vom Dritten Programm ins Erste gewandert und hat sich dort auf einem neuen Sendeplatz erfolgreich durchgesetzt. Nun muss er vom Mittwoch auf den Montag ziehen. Was aber soll sich vom Sonntag auf den Montag groß verändert haben? Soll plötzlich ein ganz neues Thema die Menschen aufrütteln? Warum sollte ein verantwortlicher Politiker am Montag in eine Sendung gehen, wenn er bereits am Sonntag einem großen Publikum alles Wichtige verkünden kann? Am Montag darf Frank Plasberg mit „hart aber fair“ auch nicht direkt nach der ARD-„Tagesschau“ um 20.15 Uhr beginnen, sondern bespielt erneut einen etwas späteren Platz. Diesmal ist „hart aber fair“ für 21 Uhr vorgesehen. Auch das ist für ihn ungünstig. Alle Programmplaner wissen, dass der 20.15-Uhr-Sendeplatz am Montag der ARD besondere Sorgen bereitet. Hier ist der Zuschauerzuspruch selten gut. Das Programm ist nicht eindeutig profiliert. Mal gibt es Tierdokumentationen, mal die „Wunder des Amazonas“. Wer sich dafür begeistert, erwartet danach nicht unbedingt eine harte, aber faire politische Kontroverse. Die Redaktion von „hart aber fair“ steht vor neuen Anforderungen an die originelle Gestaltung der Sendung.

Am Dienstag zu späterer Stunde gibt es – wie gehabt – „Menschen bei Maischberger“. Diese Sendung muss sich nicht groß verändern. Sie ist etwas behäbig geworden, hat sich aber

stabilen Zuspruch erarbeitet. Dass sich am Sonntag und Montag zwei Talks bekriegen, muss Sandra Maischberger nicht stören.

Für „Anne Will“ stellt sich die Lage anders dar. Sie muss nun am Mittwoch zeigen, ob sie dort ähnlich gut zurechtkommt wie vor ihr „hart aber fair“. Es wird sich auch zeigen, wie sehr sie bisher vom „Mitnahmeeffekt“ durch den „Tatort“ profitiert hat. Jetzt muss sie ihre Sendung aus eigener Kraft stemmen. Am Sonntag konnte sie das Wochenthema setzen, am Mittwoch steht „Anne Will“ schon hinten in der Reihe. Wenn dann in Zukunft mittwochs auch noch Spiele der Fußball-Champions-League im ZDF laufen, wird es die Sendung schwer haben. Durch Einzelinterviews, mehr Streitgespräche zu zweit oder auch längere Einzelbefragungen soll sich „Anne Will“ in Zukunft äußerlich stärker von den konkurrierenden Formaten unterscheiden. Lebensweltliches soll noch mehr ins Zentrum rücken.

„Beckmann“ verfügt jetzt schon über genügend eigenes Profil, um sich von den übrigen Gesprächssendungen abzuheben. Damit wird „Beckmann“ vermutlich auch am Donnerstag bestehen können, obwohl der Sendeplatz ungünstiger ist als bisher der Montag, da die Sendung von Herbst an in direkter Überschneidung mit „Maybrit Illner“ ausgestrahlt wird. Inhaltlich und formal aber konkurriert „Maybrit Illner“ eher mit „Anne Will“, „hart aber fair“ und in Zukunft auch mit Günther Jauch als mit „Beckmann“. Im ZDF aber behält sie ihre Alleinstellung auf dem angestammten Sendeplatz.

Am Mittwoch steht „Anne Will“ schon hinten in der Reihe

Am Donnerstag wird „Beckmann“ vermutlich auch bestehen können

Entwertung

Die genannten Sendungen wollen alle unverzichtbar sein. Sie wollen alle das Thema besprechen, das die Menschen in der Woche am stärksten bewegt hat, und sie wollen dafür die wichtigste, sinnvollste und überraschendste Gäste constellation finden. Weil dieses Ziel aber allen gemeinsam ist und zugleich die Ressourcen knapp sind, gibt es nicht nur einen härteren Wettbewerb, sondern vor allem eine Inflation.

Das gilt auch für das Auftreten der verantwortlichen Politiker. Was ist eine Sendung zum „Atomausstieg“ noch wert, wenn der dafür verantwortliche Bundesumweltminister nicht mitdiskutiert? Es wundert nicht, dass Norbert Röttgen (CDU) im Untersuchungszeitraum der Bundesminister mit der stärksten Talkshow-Präsenz war. Auch Bundesgesundheitsminister Daniel Bahr (FDP) hatte viele Auftritte. Kaum im Amt, musste er sich mit Sprossen und der EHEC-Krise herumschlagen. Statt nun zum Zentrum der organisatorischen Arbeit zu werden, gehen die Politiker fast zwangsweise dazu über, in Situationen akuter Handlungsnotwendigkeiten vor allem als Politik-Erklärer und PR-Leute in eigener Sache zu agieren. Ein Wort des Ministers reicht ja nicht. Er muss es zumindest in mehreren Talkshows wiederholen. Hieran sieht man, dass sich Verhandlungsdemokratie und Mediendemokratie, Entscheidungspolitik und Darstellungspolitik (vgl. 7. Kapitel) auch im Wege stehen können.

*Jetzt muss der
Minister in mehrere
Talkshows*

Das Wesen der Inflation ist nicht, dass es plötzlich von einer Sache – also zum Beispiel von Talkshows mit politischem Inhalt – sehr viele gibt, sondern dass das einzelne Exemplar dadurch entwertet wird.

Hat der Zuschauer etwas verpasst, wenn er die Argumentation von Norbert Röttgen zum Gesinnungswandel der Bundesregierung innerhalb der letzten sieben Monate bei „Anne Will“ nicht gesehen hat? Sicher nicht! Röttgen wird seine Aussagen ja bald bei „hart aber fair“ wiederholen. Oder auch ein paar andere Akzente setzen.

Beim Überangebot weiß der Zuschauer nicht mehr, worauf er sich noch verlassen kann. Was früher als eine feste und stabile Größe galt – zum Beispiel die einmal getroffene Aussage eines verantwortlichen Ministers –, gerät ins Wanken. Das Wort verliert seine Verlässlichkeit. Denn der Minister, der soeben in der einen Talkshow aufgetreten ist und dort Garantien abgab, spricht übermorgen schon wieder in der nächsten. Keine Talkshow wird es mehr schaffen, sich das Flair zuzulegen, ausgerechnet sie sei unverzichtbar.

Die Verbindlichkeit schwindet. Die Beliebigkeit wächst. Obwohl sich alle einzelnen Sendungen anstrengen werden, dem Zuschauer zu gefallen, obwohl sie ihn umschmeicheln werden, verführen wollen, überrumpeln oder aufrütteln – am Ende könnte sich der Zuschauer selbst entwertet fühlen. Das ist stets die gravierendste psychologische Folge einer Inflation.

9. Handlungsempfehlungen

*„Fünf Talkshows die Woche sind definitiv ein Überangebot“
(Peter Frey, ZDF-Chefredakteur, 2011).*

Selbst wenn der Zuschauerzuspruch zunächst einmal gar nicht so schlecht sein sollte, ist es selbstverständlich ein Versagen der ARD-Hierarchen, ab dem 11. September wöchentlich Jauch, Plasberg, Maischberger, Will und Beckmann als Talkmaster anzubieten. Diese Programmentscheidung wird nicht von Dauer sein. Sie ist zu korrigieren.

Fast alle befragten TV-Macher, Politiker und PR-Strategen haben Sehnsucht nach einer Art Neuauflage der legendären Sendung „Zur Person“ von Günter Gaus. Hierin ist ein Wunsch nach Entschleunigung und Vertiefung spürbar, der durchgängig im heutigen TV-Angebot vermisst wird. Sicher ist es sinnvoll, ein ähnliches Format in neuem Gewand auszuprobieren.

Die folgenden Handlungsempfehlungen resultieren aus der Studie. Es sind Vorschläge zur Verbesserung des bestehenden Formats „Polit-Talkshow“. Es sind „Reformideen“, keine Umsturzversuche. Dabei wäre es durchaus denkbar und wünschenswert, eingefahrene Gleise zu verlassen und auch einmal wieder völlig andere TV-Gesprächssendungen auszuprobieren: Open End, anarchisch, auf die Zivilgesellschaft zielend, ohne Parteiproporz, mit unvorhersehbaren Gästen, konkreter, forschender, weniger ritualisiert. Die Erwartung solcher Veranstaltungen ist in der gegenwärtigen Verfassung von Sendern und formatierten Programmabläufen allerdings wenig realistisch.

Realistischer sind die folgenden Optionen:

(1) Die Talkshows sollten bemüht sein, von sich aus wichtige Themen zu setzen und nicht nur wiederzukäuen, was ohnehin gerade in Medien und Gesellschaft vielfach debattiert wird. Oft wollen die Talkshows zu viel auf einmal diskutieren. Die Formulierung der Themen zielt häufig sehr unbescheiden auf das große Ganze. Talkshows müssen ihre Themen klarer umreißen und konkreter werden.

(2) Das Format selber hat sich bewährt, ist aber weitgehend ritualisiert. Talkshows drohen an ihrer eigenen Orthodoxie zu ersticken. Sie könnten an Attraktivität gewinnen, wenn die offenen und heimlichen Formatvorgaben häufiger durchbrochen würden. Einzelbefragungen, Rededuelle, kleinere Runden könnten mit der klassischen Gästekonstellation wechseln.

(3) Mehr Mut zu zugespitzten Kontroversen ist gefragt: Geert Wilders vs. Cem Özdemir: Wer wagt das im deutschen Fernsehen?

(4) Bei den Gästeeinladungen gibt es zu viel vorhersehbares Mittelmaß. Wer will sie noch sehen: Hubertus Heil und Philipp Mißfelder; Markus Söder und Martin Lindner; die Kontroversen zwischen Ursula von der Leyen und Manuela Schwesig? Oder Daniel Bahr gegen Karl Lauterbach – gäh! Schluss damit! Das öffentlich-rechtliche Fernsehen darf nicht zu einem zahmen Parteienproporz-TV degenerieren.

(5) In der Zusammensetzung der Gesprächsrunden muss es eine Öffnung zur Gesellschaft geben. Kenntnisreiche Politiker jenseits der

Bundesebene, Künstler und Wissenschaftler, praktische Reformer und „Betroffene“ können gleichberechtigt Argumente austauschen und sich wechselseitig bereichern. Es geht um das Gespräch freier Bürger – von Citoyens, nicht Rollenclowns.

(6) Die von der ARD geplante gemeinsame „Gäste-Datenbank“, auf die alle Redaktionen Zugriff haben sollen, ist kein taugliches Mittel, um die selbst angerichtete Themen- und Gästeinflation einzudämmen.

(7) „Hart aber fair“ ist ein richtiges Motto, um die Autonomie des Journalismus zu stärken. Talkshows funktionieren als Bühne für die Selbstrepräsentation der Spitzenpolitiker und ihrer durchkomponierten Kampagnen. Nur Selbstbewusstsein, Kenntnis und energisches Verfolgen der eigenen journalistischen Interessen schützen die Talkshows davor, Spielball der PR-Strategen zu werden. In diesem Sinne müssen Chefredakteure und Senderverantwortliche die Talkshows schützen und nicht ihrerseits hineinregieren.

(8) Wer Talkshows als Mittel einer demokratischen Öffentlichkeit ernst nimmt, darf die Verantwortlichen der Wirtschaft nicht länger verschonen. Hier können und müssen sie sich stellen, um die Legitimation ökonomischen Handelns im Sinne einer „gesellschaftlichen Betriebserlaubnis“ zu erringen.

(9) „Einspielfilme“ als Erinnerung an frühere Aussagen, Hinweise auf Meinungen von Bürgern oder Fakten und Zitate sind ein legitimes Mittel, um immer wieder Schwung in Gespräche zu bringen. Inzwischen sind sie aber oft zu Clownerien, Gimmicks oder Denunziationen verkommen. Wie wäre es einmal wieder mit einem sachlich-informativen Einspielfilm?

(10) Besonders zukunftssträchtig ist es vermutlich, eine neue Kombination von hinter die Kulissen schauender Reportage und Talk anzustreben. Der Talk wird dadurch auf keinen Fall kostengünstiger werden, aber sicher bohrender, also journalistischer und nicht weniger spannend.

Anhang

Interview mit Dr. Norbert Lammert (CDU), Bundestagspräsident

Das Interview wurde am Donnerstag, den 26. Mai 2011 in Berlin geführt.

■ Wenn Sie definieren müssten: Was ist die politische Talkshow? Wie würden Sie dieses Fernsehformat in Begriffe fassen?

■ **Dr. Norbert Lammert:** Für mich gibt es keine politische Talkshow. Es gibt entweder eine politische Sendung oder eine Talkshow. Beides schließt sich wechselseitig aus. Und das, was ich im realen Fernsehprogramm erlebe, ist für mich meist die tägliche, auf jeden Fall aber wöchentliche Bestätigung dieser Vermutung.

■ Sie unterscheiden zwischen simulierten und authentischen politischen Diskussionen. Warum, glauben Sie, sind die Talkshow-Debatten nur simuliert?

■ Weil der Zweck dieser Sendungen nicht in der Vermittlung politischer Sachverhalte besteht, sondern in der Unterhaltung eines Publikums auch – wenn es sein muss – mit politischen Gegenständen, die wie nahezu das gesamte Programm öffentlich-rechtlicher wie privater Anbieter dem Hauptzweck des Nachweises einer möglichst hohen Quote als Publikumsinteresse dienen muss.

■ Aber es gibt doch eine gesellschaftliche Selbstverständigung – auch über Medien –, die nicht gebunden sein muss an politische Entscheidungsprozesse oder Gesetzesvorhaben?

■ Selbstverständlich! Das ist doch gerade die Logik eines durch Gebühren finanzierten Rundfunk- oder Fernsehsystems. Meine wesentliche Kritik an der Entwicklung in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten ist genau dies:

dass sie in ihrer tatsächlichen Programmgestaltung diese Legitimation einer Gebührenfinanzierung mit der Folge eines besonderen Informations- und Bildungsauftrages immer weniger erkennen lassen.

■ Auch im Parlament gibt es doch simulierte Debatten.

■ Aber selbst wenn, wären sie authentisch.

■ Im Parlament werden uns Debatten vorgeführt, obwohl die Entscheidung schon feststeht.

■ Das sind nun wirklich zwei Dinge, die man auseinanderhalten muss. Der parlamentarische Entscheidungsprozess, der ja so transparent ist, dass er Sie überhaupt zu einer solchen Frage veranlassen kann, ist so organisiert, dass auf jeden Fall jedes Gesetzgebungsverfahren, aber auch viele nicht auf ein Gesetz abzielende Initiativen öffentlich vorgestellt werden, wobei die Plenardebatte vor allem der Begründung der Gestaltungsabsichten dient, mit den prinzipiellen Aspekten, die dafür oder dagegen sprechen mögen. Dann gibt es eine intensive Detailarbeit an diesen Gestaltungsabsichten, die sich im Wesentlichen in den Ausschüssen abspielt, um dann anschließend wieder im Plenum öffentlich begründet und abgestimmt zu werden. Und in der Tat dient diese abschließende Debatte meist nicht mehr der wechselseitigen Urteilsbildung. Die hat es dann längst in den Ausschüssen und vor allem in den Fraktionen gegeben, das Plenum dient der Unterrichtung der Öffentlichkeit über die getroffenen

Entscheidungen zu der vorher bekanntgegebenen Absicht. Insofern ist daran nichts simuliert, aber es ist oft am Ende keine Debatte mehr mit dem Ziel der Beeinflussung des Debattenpartners, sondern mit dem Ziel der Unterrichtung der Öffentlichkeit.

■ Wenn Sie diese Unterscheidung machen zwischen simulierter Debatte in den Talkshows, die den Kriterien der Unterhaltung unterworfen sind, und authentischer politischer Debatte – kritisieren Sie dann, dass es Parallelwelten sind, oder kritisieren Sie, dass aus der Welt der Unterhaltung Themen und „Agenda-Setting“ zu sehr ins Realpolitische diffundieren?

■ Mein stabiles und eher wachsendes Unbehagen lässt sich am bündigsten in der inzwischen ja ein Vierteljahrhundert alten Formulierung von Neil Postman zum Ausdruck bringen: Das Problem des Fernsehens ist nicht, dass es zu viel Unterhaltung bringt, sondern dass es aus allem Unterhaltung macht.

■ Dann ist es aber eine Kritik des Mediums Fernsehen und weniger des spezifischen Formats „Talkshow“?

■ Die Talkshow ist gewissermaßen die kongeniale Anwendung des dominierenden Unterhaltungsprinzips auch auf diese Art von Gesprächsrunden.

■ Was sagen Sie dann zu der Kritik, Ihre Kritik sei elitär, da jedwedes Massenmedium nach den Kriterien von Unterhaltung, Personalisierung etc. funktioniert?

■ Diese Kritik nehme ich mit Demut und Respekt entgegen, erbitte mir dann aber nur, die mit dieser Kritik verbundene, aus meiner Sicht auch nur so begründbare Gebührenfinanzie-

rung als elitäres Privileg eines bestimmten Sendeangebotes zu charakterisieren.

■ Glauben Sie denn, dass die aktuellen Talkshows wie „Maybrit Illner“, „hart aber fair“ oder „Anne Will“ überhaupt kein Potenzial haben, um eventuell weniger interessierte Bürger an Politik heranzuführen?

■ Schon die Medienanalysen räumen den Verdacht aus, auf diese Weise könne man ein Publikum an Politik heranzuführen, denn die durchschnittliche Verweildauer der Fernsehzuschauer liegt – auch bei solchen dem Gespräch verpflichteten Sendungen – bei etwa sechs Minuten, wenn überhaupt. In den Taktungen dieser Talkshows ist sichergestellt, dass der typische durchschnittliche Fernsehzuschauer dann gerade einen Diskutanten gesehen oder ein Argument gehört hat, aber von einem Debattencharakter – wenn er denn überhaupt vorgesehen war oder tatsächlich stattgefunden hat – ohnehin nichts mitbekommen hat.

■ Haben Talkshows nicht das Potenzial, Politiker kenntlich zu machen?

■ Was diesen Punkt angeht: Allein die deprimierend konsequente Berücksichtigung des immer wieder gleichen Personenkarussells schließt die Vermutung aus, auf diese Weise solle dem Publikum wenigstens ein Kreis interessanter, relevanter, mit verantwortlichen Ämtern ausgestatteter politischer Persönlichkeiten vorgeführt werden. Nein, es sollen Leute, die noch vor ihrer Fachkompetenz über ein Mindestmaß an Unterhaltungsbegabung verfügen, dem Publikum gewissermaßen vorgeführt werden – im wörtlichen wie übertragenen Wortsinne. Und dass es ein Format wie etwa Günter

Gaus' „Zur Person“ – seit wie vielen Jahren? – im deutschen Fernsehen nicht mehr gibt, ist beinahe so etwas wie die notarielle Beurkundung der Eliminierung dieser Absicht.

■ Glauben Sie denn, dass diese Art der Präsentation von Politikern in Talkshows auch die Politik verändert?

■ Auf der einen Seite ist schwer zu übersehen, dass die Medienpräferenz für einen bestimmten Typus von Politikern auch durch diese auf Dauer gesetzte Nachfrage zu einer Veränderung des Angebots führt. Zugespitzt formuliert: Das Fernsehen erzeugt einen bestimmten Politikertypus, den es anschließend als abschreckendes Beispiel vorführt. Auf der anderen Seite ist es aber immer wieder auch beruhigend und ermutigend, dass dann – bis in die allerjüngste Vergangenheit hinein – Wählerinnen und Wähler die doppelte Souveränität aufbringen, nicht nur von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen, sondern auch noch Leute zu wählen, die diesen Klischees gerade nicht entsprechen.

■ Spielt Telegenität – nicht nur als Aussehen, sondern auch als Auftreten verstanden – für politische Karrieren eine zu große Rolle?

■ Formal natürlich nicht. Aber der Prozess beginnt ja schon mit der Selbstselektion potenzieller Mandatsträger. Schon bei der Frage, ob man sich überhaupt eine politische Laufbahn anstelle oder als Ergänzung einer professionellen Laufbahn vorstellen kann, spielt die vorstellbare öffentliche Wirkung eine große Rolle.

■ Sitzen dann die eigentlich klugen Politiker, die vorausschauenden Strategen und Durchblicker irgendwo im Verborgenen, jenseits der

Wahrnehmung von uns normalen Fernsehzuschauern? Sitzen hier verborgene Talente im Parlament?

■ Ja, selbstverständlich. Es gibt sicherlich mindestens so viele fachlich ausgewiesene, insofern für die jeweiligen Themen besonders kompetente Kolleginnen und Kollegen quer durch alle Fraktionen wie die berühmten vierzig oder fünfzig, die in wechselnder Besetzung auf dem immer wieder gleichen Karussell durch die deutschen Talkshows fahren.

■ Aber irgendeine Form gesellschaftlicher Realität spiegeln diese Talkshows doch wider. Es artikulieren sich doch Bedürfnisse der Zuschauer – und damit des Elektorats, der Wählerschaft – in diesen Sendungen?

■ Das sehe ich nicht so. Dass es die Themen in der Gesellschaft gibt, die auch die Talkshows als Gegenstand wählen, ist unbestreitbar. Dass da Menschen zuschauen, ist auch unbestreitbar. Aber dass die Talkshow die adäquate Form ist, um diese Themen zu behandeln, das bestreite ich aus den genannten Gründen entschieden. Sie können in vielfältiger Weise behandelt werden. Dass sie zunehmend nur noch in dieser Form behandelt werden, das empfinde ich als bezeichnend. Und es färbt ja ab. Selbst in den Nachrichten liegt der Politikannteil maximal – da handelt es sich um die ARD-„Tagesschau“ – bei 48 Prozent. Das ist ein weiteres Indiz dafür, dass das zentrale Kriterium für die Sendefähigkeit eines Beitrags nicht die Relevanz ist.

■ Bei den Talkshows machen Sie auch keine Unterschiede?

■ Doch, natürlich mache ich die. Aber Sie haben ja keine Rezensionen einzelner Sendungen von mir verlangt. Mit Blick auf die meinungsbildende Wirkung sind m. E. aber die Unterschiede auch eher marginal als signifikant.

■ Begrenzen Sie die gesellschaftliche Selbstverständigung dann nicht doch auf einen sehr kleinen Kreis?

■ Nein, ich bin ja fest davon überzeugt, dass es für eine solche Aufgabenstellung, nämlich Relevanz adäquat zu vermitteln, ein Publikum gibt. Ich sehe aber, dass die öffentlich-rechtlichen wie die privaten Rundfunkveranstalter in einer unheimlichen, auf Dauer gesetzten großen Koalition ihre Prioritäten allesamt anders setzen. Sie müssen sich ja nur die Verteilung der Budgets anschauen: Wie viel geht in die Unterhaltung und den Sport, wie viel in die politische Information?

■ Fürchten Sie für die Zukunft eine Art „Berlusconiisierung“ der deutschen elektronischen Medien?

■ Nein, diesen Vergleich stelle ich schon deswegen nicht an, weil wir diese Konstellation glücklicherweise in Deutschland nicht haben, die es in Italien gibt, nämlich dass neben einem öffentlich-rechtlichen Angebot ein privates Angebot existiert, das sich nahezu vollständig in der Hand einer Person befindet, die gleichzeitig in ihrer Eigenschaft als Ministerpräsident wiederum den wesentlichen Einfluss auf die Kontrolle des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ausübt. Diese Situation ist so bizarr, dass meine Fassungslosigkeit über die italienische Toleranz gegenüber diesem Zustand nur noch von der Zuversicht übertroffen wird, dass wir eine

solche Dummheit in Deutschland sicher nicht begehen.

■ Arbeiten Sie denn daran, Politiker, die gerne in Talkshows zu Gast sind, zu beeinflussen?

■ Ich habe ja häufig genug mein Erstaunen darüber zum Ausdruck gebracht, warum so viele Kolleginnen und Kollegen meinen, sie müssten ins Fernsehen, weil es sie sonst nicht gäbe. Ich bin inzwischen ja der wandelnde Gegenbeweis für diese weit verbreitete Vermutung, dass man nur bei Präsenz in Talkshows wahrgenommen werde. Aber diese Entscheidung muss selbstverständlich jeder für sich treffen. Wie käme ich dazu, als nichtlizenzierte Gouvernante der politischen Klasse aufzutreten?

■ Kann man denn ohne Bild und Glotze Kanzler werden?

■ Ohne schon deswegen nicht, weil sich Politik nun mal über Medien vermittelt oder eben nicht vermittelt wird. Die nicht sonderlich originelle Bemerkung, dass Politik und Medien sich in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis befinden, ist zwar nicht falsch, aber eben auch nicht ganz richtig: Eine nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit ergibt, dass die Politik ohne die Medien nicht stattfinden kann, die Medien aber ohne die Politik notfalls schon. Und dieser Nachweis wird täglich geführt.

■ Ab Herbst – sogar das symbolische Datum des 11. September wurde für den Start gewählt – gibt es ja in der ARD noch eine weitere Talkshow. Dann werden wir nahezu täglich mit einer Talkshow versorgt. Wie finden Sie diese Programmentscheidung?

■ Absurd!

Interview mit Béla Anda, Kommunikationsmanager

Das Interview wurde am Freitag, den 13. Mai 2011 telefonisch geführt.

■ In der Zeit, als Sie mit der Regierungskommunikation zu tun hatten – haben Sie da die Talkshows wahrgenommen oder womöglich sogar systematisch ausgewertet?

■ **Béla Anda:** Wahrgenommen *und* systematisch ausgewertet. Das Bundespresseamt, das ich damals führte, hatte eine sehr gute Auswertung. Es wurden Wortprotokolle aller relevanten Talkshows erstellt, sodass man nahezu in Echtzeit die wichtigsten Aussagen vorliegen hatte.

■ Gab es jeweils Absprachen zwischen den Ministerien, wenn einzelne Regierungsmitglieder in Talkshows auftraten oder für diese angefragt wurde?

■ Ja, Absprachen in dem Sinne, dass wir uns gegenseitig informiert haben, wer wo auftritt, und bestrebt waren, das zu koordinieren. Dafür haben wir Schaltkonferenzen genutzt und eine Art Excel-Tabelle mit allen Auftrittsterminen angelegt. Immer donnerstags gab es dann noch eine Koordinierungsrunde der Agenda-Ministerien – also der Häuser, die besondere Vorhaben der Agenda 2010 umsetzten – zur allgemeinen Abstimmung der kommenden Woche. So war man immer informiert, konnte aber auch den einen oder anderen Auftritt verstärken, gelegentlich auch verhindern ...

■ Damals gab es viele Auftritte des Finanzministers Hans Eichel bei „Sabine Christiansen“. Wie wurde denn darüber gesprochen?

■ Das war ein bisschen viel des Guten. Aber da sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Fragen Sie doch Klaus-Peter Schmidt-Deguelle, der hat ihn da immer untergebracht. Hans Eichel hat seine Medienarbeit sehr stark von seinen Vertrauten machen lassen: Anfangs gut, am Ende nicht mehr ganz so gut. Er hat immer versucht, sich wacker zu schlagen, aber gegen Ende ersetzte die Präsenz dann die Qualität des Auftritts. Ich glaube, er hätte sich da ein bisschen mehr zurücknehmen sollen, auch weil er selbst – zu Unrecht – in die Rolle eines Schuldenmachers gedrängt wurde.

■ Spielen solche politischen Talkshows für die Planung der Öffentlichkeitsarbeit eine besondere Rolle?

■ Weniger bzw. spontaner, als die meisten denken. In der Regel ist es nicht so, dass man da langfristig planen kann. Dazu sind die Talkshows selbst auch viel zu volatil, besonders was die Themensetzung angeht. Oft ist es ja so, dass ein Thema zwei, drei Tage vor der Sendung noch einmal über den Haufen geworfen wird oder durch ein anderes, aktuelleres ersetzt wird. Dass langfristig planbare Themen kommen – wie „Alzheimer“ oder andere Medizinthemen, die zeitunabhängig gesendet werden können –, das ist eigentlich eher die Ausnahme. Eine solche Ausnahme war der Fernseh-Wahlkampfauftakt von Gerhard Schröder im Jahre 2005. Damals wurde die SPD in Umfragen

auf 25 oder 26 Prozent weit abgeschlagen hinter der Union taxiert. Und alle Berliner Korrespondenten hatten die SPD komplett abgeschrieben. Damals ging es darum, einen überzeugenden Auftritt des Kanzlers hinzubekommen. Es gelang Gerhard Schröder, deutlich zu signalisieren, dass er alles andere als abgeschrieben ist. Es gab dann ein Interview in der Bild-Zeitung, das ging so – aber vor allem gab es diesen fulminanten Auftritt bei „Sabine Christiansen“, und der war sehr, sehr gut.

■ Worauf kommt es aus Ihrer Sicht denn an bei den Auftritten des Kanzlers? Meist sind die Regierungschefs ja ausgenommen von großen Runden, es werden dann Solo-Auftritte vereinbart.

■ Das finde ich mittlerweile auch überschätzt. Nun gut, es ist immer der Anspruch, den die meisten haben. Den hatte sogar Joschka Fischer als Außenminister, den hat auch Angela Merkel, aber worauf kommt es an? Es kommt immer darauf an, dass der Auftritt gut vorbereitet ist. Man muss einen Spitzenpolitiker dieser Klasse nicht mehr davon überzeugen, dass er eine Botschaft hat, aber es geht immer darum, bestimmte Aussagen zu schärfen, mögliche Einwände zu erkennen und die Struktur der Sendung vorher sehr genau zu durchdringen.

■ Gibt es dann jeweils ein klar definiertes Ziel für den Auftritt?

■ Das Ziel ist immer, zu überzeugen und die Bevölkerung zu erreichen. Es muss immer deutlich werden, dass er oder sie derjenige bzw. diejenige ist, die am besten mit dem Amt umgeht, auf jeden Fall viel besser als der mögliche Konkurrent.

■ Was ist denn das entscheidende Kriterium für einen gelungenen Auftritt?

■ Für Politiker der zweiten Reihe ist oft das Wichtigste ein Popularitäts- und Kompetenzzuwachs. Der ist im Idealfall sogar messbar. Generell ist es die beste Möglichkeit, politische Klasse und breitere Masse zu überzeugen. Im konkreten Fall des Wahlkampfauftritts im Jahr 2005 war es so, dass nach dem Auftritt bei „Sabine Christiansen“ mit Gerhard Schröder zu rechnen war und allen klar war, dass er mitnichten das Kanzleramt bereits aufgegeben hatte. Er hat vor allem sehr gute politische Argumente entwickelt, warum er eine weitere Amtszeit anstrebt und welches seine politischen Vorhaben dafür sind, auch nachdem er die Vertrauensfrage gestellt hatte.

■ Sind die Talkshows für die politische Meinungsbildung sehr wichtig oder werden sie eher überschätzt?

■ Ich bin überzeugt, dass sie wichtiger sind als fast jedes andere Format, das über Politik informiert oder berichtet. Vielleicht die klassischen Nachrichtensendungen ausgenommen. Talkshows sind die Form in der Kommunikation, die zum Thema Politik die meisten Menschen überhaupt erreicht und die es den Politikern ermöglicht, sich als Person in relativ langen Zusammenhängen darzustellen – immerhin über eine Strecke von 45, 60 oder 75 Minuten –, wenn auch sequenziell, gesehen von 3 bis 8 Millionen Zuschauern. Das ist für die politische Kommunikation im Allgemeinen schon ein ganz wesentliches Puzzleteil.

■ Konkurrieren Talkshows zu sehr mit anderen Foren der tatsächlichen politischen Willensbil-

dung und Entscheidungsfindung? Sie wissen, Bundestagspräsident Norbert Lammert zum Beispiel fordert vom Fernsehen, stärker die Parlamentsdebatten zu zeigen?

■ Nein, das Parlament wird durch Talkshows ja nicht geschwächt. Denn im Parlament finden tatsächlich die politischen Prozesse der Gesetzgebung statt. Talkshows dagegen dienen dazu, Themen zu besetzen und sich zu positionieren. Das gehört zur Politik. Ich kann nicht erkennen, dass das eine Verflachung der politischen Kultur stattfindet, wie immer mal wieder gerne gesagt wird.

■ Ab Herbst wird es noch mehr Talkshows geben. Wenn Günther Jauch dann in der ARD sonntags talkt, wird es nahezu täglich eine politische Talkshow geben – glauben Sie, dass es irgendwann einmal des Guten zu viel sein wird?

■ Ich glaube, dass das dann irgendwann der Zuschauer regeln wird. Es ist ja schon erstaunlich, wie viele Polit-Sendungen die ARD sich heute leistet. Der Zuschauer wird eine Wahl mit der Fernbedienung treffen.

■ Wenn Sie sich erinnern – wann haben Sie empfohlen, eine Einladung abzusagen?

■ Politiker sagen gar nicht so häufig ab wie Verantwortliche in Unternehmen. Natürlich habe auch ich gelegentlich Absagen empfohlen. Es ist immer die Frage: Welche Gäste sind zusätzlich eingeladen? Natürlich ist es fast immer ein Ausschlusskriterium, wenn z. B. Rechtsradikale eingeladen sind. Aber Sie wissen ja: Talkshows sind ein Format, das meist gar nicht so sehr nach den einzelnen Personen besetzt wird, sondern nach „Segmenten“ – also: Wir brauchen einen marktradikalen Öko-

nomen, einen Gewerkschafter, einen jungen Internet-Wilden und dann noch einen, der sagt, Westerwelle müsse jetzt auch als Außenminister zurücktreten. Dann ist die Runde besetzt. Oft ist die beabsichtigte Rollenzuweisung der Redaktion so offenkundig, dass man dann Personen, die nicht so medienerfahren sind, nicht empfehlen kann, die Sendung zu beehren, weil sie aus der Rolle nicht herauskommen. Das gilt übrigens oft für Verantwortliche aus der Wirtschaft.

■ Vorstandsvorsitzende, wichtige Unternehmer gehen überhaupt seltener in Talkshows – warum?

■ Weil viele die Gefahren sehen. Es gibt ein Beispiel, das in der Wirtschaft immer wieder genannt wird und an das sich auch viele erinnern: Kajo Neukirchen war als der knallharte, unerschütterliche Sanierer bekannt, und dann ging er zu „Sabine Christiansen“ und ist da ins Stottern gekommen, hat geschwitzt – und damit war sein Nimbus für viele zerstört. Deswegen habe ich auch nichts gegen Coaching.

■ Gab es in Ihrer Zeit schon viel Coaching?

■ Gerhard Schröder wollte nie das klassische Coaching nach dem Motto: Wir proben jetzt mal Fernsehstudio. Das konnte er aus dem Effeff. Was er aber wollte, war, die Sendung im Vorfeld genau durchzusprechen. Das schon. Wahr ist auch: Diese Generation – Schröder, Fischer, Cohn-Bendit u. a. –, die hat eine Freude daran, sich scheinbar unvorbereitet ins Getümmel zu stürzen. Unvorbereitet waren sie dann auch nicht, aber oft hatten sie schon Spaß daran, ihrer Entourage mit ihrer gelebten Spontaneität Schweißperlen auf die Stirn zu treiben. Das ist

bei Wirtschaftsführern völlig anders. Die bereiten sich sehr intensiv vor – und mittlerweile der eine oder andere Spitzenpolitiker auch.

■ Glauben Sie, dass damals einzelne Politiker zu leichtfertig in Talkshows gegangen sind?

■ Politiker gehen generell zu leichtfertig in Talkshows. Das können sich eigentlich nur sehr wenige leisten. Viel zu viele vertrauen auf den spontanen Moment. Doch sie wären besser beraten, wenn sie sich zuvor sehr diszipliniert überlegen würden, was sie genau an diesem Abend herüberbringen wollen, und sich auch mit den anderen Gästen mehr beschäftigen würden.

■ Hatten Sie damals Lieblingsgastgeber?

■ Ja, schon im Jahr 2005 hätte ich für den Bundeskanzler Gerhard Schröder gerne einen Termin bei Frank Plasberg gemacht. Aber Herr Plasberg wollte nicht auf seine Einspielfilmchen verzichten. Da werden dann 30 Filmchen vorproduziert: einer mit der Aussage A, der andere mit der Aussage B – und der Moderator muss nur auf den Knopf drücken, um das Gegenteil des gerade Gesagten abzurufen.

■ Wurde einer Ihrer Schützlinge schon einmal richtig unfair behandelt?

■ Nein, auch wenn ich die Einspielfilmchen schon oft als sehr polemisch oder vorverurteilend empfinde. Auch Maybrit Illner macht das ja seit einiger Zeit. Bei Frank Plasberg beobachte ich verstärkt, dass Gäste etwas sagen, er dann das Gegenteil behauptet oder sie abkanzelt und ihnen nicht mehr die Gelegenheit gibt, darauf zu antworten.

■ Kam es einmal vor, dass jemand in der Sendung eine ganz andere Meinung vertreten hat als hinterher?

■ Ich habe so etwas nicht erlebt. Aber es gab mal einen Fall, dass jemand in der Sendung eine ganz andere Meinung vertreten hat als vorher. Das war dann die ganz große Überraschung – vor allem für die Redaktion, die ihn ja mit seinen Positionen ganz anders eingeplant hatte.

■ Gab es Themen, zu denen Sie empfohlen haben: Da gehe lieber nicht hin?

■ Ja, das gab es. Klar. Es gab ja für Gerhard Schröder stehende Anfragen. Selbstverständlich haben wir dann überlegt, was günstigere und was ungünstigere Fragestellungen sind, um die eigenen Botschaften gut zu platzieren. Auch ein Politiker muss ja nicht über jedes Stöckchen springen.

■ Haben Sie so etwas gesucht wie Absprachen über bestimmte Kameraeinstellungen, Sitzordnungen, Studiodeko oder Ähnliches?

■ Es ist kein Geheimnis, dass ich ein Kontroll-Freak bin und selbst diese Dinge – für viele scheinbare Nebensächlichkeiten – sehr intensiv im Vorfeld kontrolliert habe. Ich habe auch geprüft: Wie wirkt dies aus der Zuschauerperspektive. Denn auch Bilder machen Meinungen, mindestens genauso wie Argumente. Deswegen ist es wichtig, darauf Acht zu geben. Es gab z. B. einmal eine Runde mit den Spitzenkandidaten aus Regierung und Parteien in der ARD, in der Verantwortung von MDR und Hessischem Rundfunk. Da war die Sitzordnung so geplant, dass auf der einen Seite Schröder, Fischer und Gysi auf der anderen Seite Stoiber, Merkel und

Westerwelle gegenüber sitzen sollten. Da war offensichtlich, was insinuiert werden sollte. Also habe ich interveniert. Das wurde auch verändert.

■ Glauben Sie, dass die Reaktion des Studiopublikums eine große Rolle spielt? Haben Sie deswegen also auch nach Kartenkontingenten verlangt?

■ Wir haben Karten so bekommen wie jeder andere Gast auch. Man bekam immer so zwischen fünf und zehn Karten. Das ist auch heute so. Da sitzen immer ein paar Anhänger, die dann auch aus Überzeugung klatschen. Das ist für jede Sendung belebender. Selbst wenn man bei „Beckmann“ sieht, dass es auch ganz ohne Publikum interessante Diskussionen geben kann.

■ Waren Sie jemals richtig unzufrieden mit dem Auftritt eines Ihrer Schützlinge?

■ Komplet unzufrieden war ich selten, aber einige Male habe ich schon gedacht: Warum kommt der nicht auf den Punkt? Oder ich hätte für ein bestimmtes Segment eine andere Antwort bevorzugt. Aber Gerhard Schröder war im Fernsehen eigentlich immer sehr überzeugend. Einig waren wir uns auch in der Bewertung seines Auftritts bei der „Elefantenrunde“ am Wahlabend 2005: „suboptimal“.

■ Bekommen wir als Publikum durch die Talkshows eine realistische Darstellung der tatsächlichen Meinungsfronten geboten oder doch immer nur einen kleinen Sehschlitz?

■ Es ist mehr als ein Sehschlitz, es ist ein Ausschnitt, ein Teil der politischen Wirklichkeit. Aber wenn ich darüber nachdenke, welche noch einigermaßen konsumierbaren Formen der Politik-Berichterstattung es überhaupt gibt, dann ist die Talkshow für eine breitere Bevölkerung das beste Mittel, sich über Politik zu informieren. Denn Phoenix oder gar die Parlamentsdebatten gucken ja doch sehr wenige. Es ist ja auch nicht so, dass man alle Reden, die im Parlament gehalten werden, unbedingt hören muss. Ich bin der festen Überzeugung, dass Talkshows für interessierte wie weniger an Politik interessierte Menschen einen guten Einblick geben in die politischen Positionierungen von Parteien und Personen.

■ Spielt die Telegenität eine immer größere, nicht so große oder angemessene Rolle bei der Karriereselektion in den Parteien und für Staatsämter?

■ Nein, in Deutschland spielt sie fast gar keine Rolle. Im Endeffekt zählen doch politische Substanz und Durchsetzungsfähigkeit. Oder entdecken Sie in der gegenwärtigen Regierung zum Beispiel einen Schub von Telegenität? Wir haben ja auch gesehen, wenn Popularität nur oder vor allem auf Medienpräsenz fußt und nicht substanzuell unterfüttert ist, dann ist es damit – wie im Falle des Freiherrn zu Guttenberg – auch schnell vorbei.

■ Herr Anda, vielen Dank für das Gespräch.

Interview mit Anne Will und Andreas Schneider, Redaktionsleiter der Sendung „Anne Will“

In dem Gespräch, das am 24. Mai 2011 in den Redaktionsräumen von „Anne Will“ geführt wurde, haben sich Anne Will und Andreas Schneider ständig wechselseitig ergänzt, so dass es von den Beteiligten auch in dieser Form, also ohne individuelle Zuweisung der Antworten, autorisiert wurde.

■ Wie definieren Sie Ihre Talkshow?

■ „Anne Will“ ist eine gesellschaftspolitische Talkshow. Wir fassen den Politikbegriff weit und diskutieren Themen, die von gesellschaftspolitischer Relevanz sind.

■ Wann ist Ihre Talkshow gelungen?

■ Dann, wenn wir das, was wir uns davon versprochen haben, möglichst gut eingelöst sehen, d. h., dass wir die von uns ausgewählten Aspekte der Debatte hinreichend besprochen haben und dass die Gäste, die wir eingeladen haben, im Streit oder im konfrontativen Abgleich miteinander, verständlich und gerne auch knackig und amüsant ihre Positionen dargelegt haben. Anders gesagt: wenn es uns gelungen ist, die Diskutanten dazu zu bringen, meinungsfreudig zu sein – und zwar ihre Meinung, die sie in dem Moment ehrlich und unmittelbar empfinden, auszudrücken.

■ Welche Rolle spielt die Quote?

■ Sie dient uns als Abgleich, ob unsere Zuschauerinnen und Zuschauer die Sendung genauso interessant fanden wie wir.

■ Beobachten Sie die Konkurrenz?

■ Selbstverständlich

■ Mit welchem Ziel?

■ Zum Beispiel, um Doppelungen zu vermeiden, um uns anzuschauen, welcher Gast sich

wie stark präsentiert hat und wie andere welches Thema bearbeiten.

■ Nehmen Sie schon mal Gäste, weil sie sich in kleineren Sendungen bewährt haben?

■ Das ist durchaus möglich. Für uns ist das dann wie eine Art Live-Casting – und das kann sinnvoll sein.

■ Was wird anders, wenn ab Herbst in den Vollprogrammen von ARD und ZDF noch mehr Talkshows auf guten Programmplätzen zu sehen sein werden?

■ Dann müssen wir noch genauer hinschauen, was wir machen und in welcher Besetzung wir es machen.

■ Gibt es immer einen Plan für den Ablauf der Sendung?

■ Ja, den gibt es.

■ Schriftlich oder nur in den Köpfen der Beteiligten?

■ Den gibt es schriftlich.

■ Wie detailliert ist er?

■ Meist legen wir drei bis vier Komplexe fest, ebenso deren Reihenfolge und Dauer. Da notieren wir sowohl die Hauptfragen der Debatte wie auch speziellere Fragen an einzelne Gäste. Besonders dann, wenn es um eine ganz persönliche Verknüpfung dieses Gastes mit dem Thema geht.

- Welche festen Bestandteile oder „Rituale“ gehören zur Sendung „Anne Will“?
- Haben wir das? Nein.
- Keine feste Abschiedsformel?
- ... oder Halbsatz-Ergänzung? Nein, so etwas machen wir nicht.
- Steht die Eingangsfrage vorher fest und ebenso, an wen sich die erste Frage richtet?
- Nein, nicht unbedingt. Meist steht zwar fest, wer zuerst befragt werden soll, aber es ist auch schon vorgekommen, dass ich während des Einführungsfilms die Reaktion eines Gastes mitbekommen und das dann gleich aufgegriffen habe.
- Eine ritualisierte Schlussrunde haben Sie auch nicht – warum nicht?
- Weil wir so ein statisches Ritual für unsere Sendung nicht brauchen.
- Wie ist die Rolle der Moderatorin definiert?
- Die Moderatorin muss alles zusammenfügen; also die richtigen Fragen stellen, hinterfragen, die Debatte anschieben – und Debatten ermöglichen. Wir wollen, dass die Gäste in ein Gespräch miteinander kommen. Das ist die wichtigste Aufgabe der Moderatorin – und nicht, einfach die Standpunkte abzufragen.
- Wann ist also eine Moderation gelungen?
- Wenn es gelungen ist, die Gäste untereinander in eine flüssige Diskussion zu bringen und diese Debatte auf das angestrebte Ziel hinzu steuern.
- Wie ist die Vorbereitung speziell für die Moderation?
- Ich lese viel. Wir definieren das Thema sehr klar – auch das Ziel der Debatte. Danach werden die Gäste ausgesucht, das „Setting“, die Panel-Besetzung.
- Gibt es Dossiers zu den Gästen?
- Ja. Es werden auch Vorgespräche geführt.
- Bereiten Sie sich auf einzelne Gäste speziell vor?
- Nein. Ich bereite mich auf alle Gäste gleichermaßen ausführlich vor.
- Worauf achten Sie während der Sendung besonders?
- (Lacht) Natürlich auf das, was gesagt wird. Ich höre sehr genau zu.
- Haben Sie den Sendeton auf dem Ohr oder hören Sie im Studio zu?
- Ich höre direkt in der Runde zu.
- Woran denken Sie am häufigsten während der Sendung?
- An den nächsten Debattenpunkt. Ich konzentriere mich darauf, wo die Reise hingehen soll, und darauf, dass die Fragen, die wir vertieft sehen wollen, auch tatsächlich vertieft werden.
- Gibt es während der Sendung redaktionelle Hinweise?
- Ja, die gibt es. Ich kann ja nicht mit der Regie sprechen, also werde ich angesprochen; z. B. ob ich zum nächsten Punkt gehen mag. Oder ob ich mit einer Umstellung, die sich aus der Debatte ergibt, einverstanden bin. Dann nicke ich kurz.
- Oder ich steuere auf einen neuen Punkt zu, dann wird mir signalisiert, dass das verstanden wurde und der Einspielfilm dazu vorgezogen wird. Außerdem wird mir mitgeteilt – wir sind ja eine Live-Sendung –, wenn etwas passiert, das ich unbedingt mitbekommen muss.

■ Ist das schon vorgekommen?

■ Als es z. B. um den Rettungsschirm für die Banken ging, bekam ich sofort aufs Ohr, als der beschlossen war. In dieser Sendung war der CDU-Fraktionsvorsitzende Volker Kauder zu Gast, und ich konnte ihn dann sofort darauf ansprechen. Das war natürlich ein starker Moment.

■ Steht für Sie am Ende der Sendung die Auswertung im Grunde schon fest?

■ Nein. Ich habe zwar ein Gefühl, aber die Wahrnehmung in dem Setting sitzend ist doch anders als aus der Zuschauerperspektive. Ich habe ja auch den Bildschnitt nicht gesehen. Die Auswertung machen wir schon gemeinsam in der Redaktion.

■ Schauen Sie sich selber noch einmal an?

■ Nicht immer. Manchmal schaue ich mir gezielt noch mal einiges an.

■ Spielt es eine Rolle, ob die Sendung so heißt wie der Moderator oder die Moderatorin?

■ Das hat sich einfach eingebürgert.

■ Wie erfolgt die Auswahl des jeweiligen Themas?

■ Wir schauen nach den Themen der Woche. Wir schauen auf die Tagesaktualität, aber auch auf die gesellschaftliche Aktualität.

■ Manchmal gibt es in Redaktionen zwei Teams, die unterschiedliche Themen vorbereiten.

■ Wir haben eine langfristige Planung. Für die spielen auch bestimmte Termine oder schon erfolgte Gästezusagen eine Rolle, und wir haben eine kurzfristige Planung. In der Woche selbst gibt es aber keine Parallelplanung mehr.

■ Kommt es vor, dass die Zusage eines tollen Gastes die Entscheidung für ein Thema prägt?

■ Das ist durchaus mal möglich. Aber es gibt auch Tagesaktualität, die selbst den tollsten Gast schlägt.

■ Gibt es Themen, die erfahrungsgemäß besonders gut funktionieren?

■ Eigentlich alle Themen, die die Lebenswirklichkeit der Zuschauer betreffen: die sozialen Verhältnisse, die Arbeit, das Alter oder Themen, die mit Krankheit zu tun haben.

■ Gibt es auch Themen, die erfahrungsgemäß schlecht funktionieren?

■ Schwer ist immer Außenpolitik. Und schwer sind alle Themen, die nur im parteipolitischen Raum spielen. Das mag für Parteipolitiker und Hauptstadtjournalisten besonders interessant sein, aber nicht für ein großes Publikum.

■ Aber eine Sendung wie „Störfall FDP ...“ hat doch funktioniert?

■ Weil sie an ein aktuelles Ereignis gebunden war. Aber noch besser hat die Diskussion über die Liberalen funktioniert, als es um ein soziales Thema ging – Hartz IV –, als Guido Westerwelle von der „spätromischen Dekadenz“ gesprochen hatte. Ansonsten diskutieren wir im engeren Sinne über die Parteien eigentlich nur noch in den Sendungen an den Wahlabenden.

■ Muss zu den Themen, die Sie auswählen, in der Regel bereits eine Kontroverse vorhanden sein?

■ Das ist in der Regel so, dass in der Gesellschaft schon eine kontroverse Debatte geführt werden muss.

■ Können Sie neue Themen setzen?

■ Ganz neue Themen zu setzen, das ist verdammt schwer.

■ Ist es schon mal gelungen?

■ Bei Themen aus dem Nahbereich der Menschen. Früher wäre es undenkbar gewesen, dass man zu der Frage „Darf ich einen Pfandbon mitnehmen?“ eine Stundensendung hätte machen können. Das haben wir mit größtem Erfolg gemacht.

■ Welche Rolle spielt bei der Themenwahl die Themensetzung konkurrierender Sendungen?

■ Wir beobachten das, es ist aber nicht zwingend ein Ausschlusskriterium, wenn andere Sendungen vor uns schon dasselbe oder ein ähnliches Thema behandelt haben. Beim Euro hat das gut funktioniert, bei Strauss-Kahn ebenfalls. Bedeutend ist dabei immer, ob sich das Thema selbst weiterentwickelt hat – oder wie wir es weiterentwickeln.

■ Welche Rolle spielt der Spiegel-Titel?

■ Wir schauen uns den interessiert an. Mal registrieren wir, dass er auch unser Thema auf dem Titel hat. Wegen des Spiegel verändern wir aber nicht unser Thema. Doch, einmal hat er eine Rolle gespielt – bei Wikileaks.

■ Welche Rolle spielen die Titelgeschichten der Bild-Zeitung?

■ Wir beobachten auch die. Auch die Bild kann ein Indiz für das sein, was die Menschen gerade bewegt.

■ Welche Rolle spielt das unmittelbar vorher laufende Programm?

■ Das kann dann eine große Rolle spielen, wenn wir an das Thema des „Tatorts“ anknüpfen. Das machen wir ja gelegentlich, z. B. auch bei der bereits erwähnten Geschichte mit dem „Pfandbon“. Das war sehr erfolgreich.

■ Ist das immer so, wenn Sie an den „Tatort“ anknüpfen?

■ Ja, immer. Wir beobachten ja auch den „Tatort“, gucken uns die Filme in der Regel vier Wochen vor der Ausstrahlung an und wenn da eine gesellschaftlich relevante Thematik behandelt wird, planen wir immer mal wieder, daran anzuknüpfen. Aber natürlich wird dieses Thema oft von der Aktualität geschlagen. Selbst wenn es generell nicht gelingt, neue Themen zu setzen, kann man aber sehr gut auch an Emotionen anknüpfen, auch an solche, die durch fiktionale Produktionen hervorgerufen werden. Denn der Zuschauer hat offenbar einen großen Bedarf nach „Aufarbeitung“ dieser Emotionen. Wenn wir thematisch nicht anknüpfen, was ja in den meisten Fällen so ist, spielt der berühmte „Quotenvorlauf“ aber keine entscheidende Rolle mehr. Wir können mit schwachem Vorlauf erfolgreich sein und mit starkem auch mal nur mittelmäßig. Entscheidend ist tatsächlich, ob wir mit der Sendung überzeugen.

■ Wie werden die Gäste ausgewählt?

■ Sehr relevant ist für uns Meinungsstärke. Das ist wichtiger als die Funktion.

■ Wie werden die Gäste recherchiert?

■ Es gibt Dossiers. Aber vorher kommt es schon darauf an, viel zu lesen, viel zu sehen und auch viel mit Menschen zu sprechen, die einen eventuell auf interessante Gäste aufmerksam machen.

■ Welche Rolle spielt die Präsenz von potenziellen Gästen in anderen Sendungen?

■ Das ist kein Ausschlussgrund, aber man muss schon aufpassen, dass es keinen „Overkill“ gibt. Andererseits war z. B. Heiner Geißler in vielen Sendungen zum Thema „Stuttgart 21“, aber das war auch verständlich und richtig so.

■ Stellen Gäste für ihr Kommen Bedingungen?

■ Es gibt immer die Debatte: wer mit wem? Und da gibt es auch immer mal Gäste, die sagen, dass sie mit einem anderen auf keinen Fall zusammen diskutieren wollen. Wenn das plausibel begründet wird, kann man sogar darüber nachdenken. Wichtig ist aber: Die Entscheidung trifft immer die Redaktion. Wir haben durchaus auch schon auf Gäste verzichtet, wenn sie zu viele Bedingungen gestellt haben.

■ Spielt der Wunsch nach Gleichrangigkeit bei Politikern eine große Rolle?

■ Bei den Politikern möglicherweise, bei uns nicht.

■ Achten Gäste von sich aus auf politische Ausgewogenheit?

■ Nein, wir selbst achten ja darauf, dass es ausgewogen zugeht: nicht unbedingt in jeder einzelnen Sendung, aber auf längerer Strecke unbedingt.

■ Gibt es Sonderbehandlungen für einzelne Gäste, die zugesagt werden?

■ Nun, die Kanzlerin darf allein auftreten. Wir haben auch Frank-Walter Steinmeier nach der Nierenoperation die Chance gegeben, sich zu Beginn der Sendung in einem Einzelgespräch zu äußern. Das fanden wir der Sache angemessen.

■ Gibt es im „Setting“ der Runde bestimmte Rollenmuster?

■ Es gibt natürlich Rollenzuschreibungen. Die Gäste bringen sie ja auch mit: Der eine ist der Reflektierte, der andere der Emotionalere, oder einer ist vor allem deshalb in der Sendung, weil er ein sehr persönliches Erlebnis gehabt hat.

■ Erfolgt die Sitzordnung nach diesen Rollen?

■ Da wechseln wir stark. Mal funktionieren bestimmte Diskutanten gut, weil sie nebeneinander sitzen und die Nähe eine besondere Atmosphäre erzeugt. Es kann aber auch sein, dass wir bewusst die Hauptkontrahenten einander gegenüber setzen. Das machen wir von Sonntag zu Sonntag anders. Es ist wichtig, Rituale zu durchbrechen. Fernsehen ist stets dann interessant, wenn etwas passiert, das nicht immer passiert.

■ Haben Sie schon Gäste „entdeckt“?

■ Ganz bestimmt all unsere „Sofa-Gäste“, und von denen sind auch die allermeisten das erste Mal überhaupt im Fernsehen aufgetreten – und dann gleich vor einem Millionenpublikum. Manchmal sind sie dann auch nachher in anderen Sendungen wieder aufgetaucht. Aber auch in der Runde gab es immer wieder Gäste, die bei uns zum ersten Mal saßen und danach auch anderswo zu sehen waren.

■ Gibt es Politiker, die durch Ihre Sendung bekannter geworden sind?

■ Sicherlich wurde Martin Lindner (FDP) durch seine Auftritte bei uns bekannter und auch Jens Spahn, der Gesundheitspolitiker der CDU.

■ Gab es Gäste, die Sie besonders gerne hatten?

■ Es wäre unhöflich gegenüber anderen, jetzt Namen zu nennen. Aber generell mag ich besonders gerne Gäste, die frei argumentieren können, die unabhängig sind von Beschlüssen, vorgegebenen „Linien“ oder gar „Sprachregelungen“ ihrer Parteien oder Verbände.

■ Gibt es einen Traumgast, den Sie gerne hätten?

■ Den Papst. Aber ich fände es auch toll, einmal alle Bundeskanzler in einer Runde zu haben.

- Gibt es Gäste, die nie wieder kommen sollen?
- Nein, wirklich nicht.
- Ist es schon vorgekommen, dass Politiker vor und hinter den Kulissen ganz anderer Meinung waren?
- Ja, allerdings! Das ist ja das Schreckliche, was Sprachregelungen anrichten.
- Wird in Zukunft der Kampf um die Gäste härter werden?
- Der ist ja jetzt schon nicht hart, sondern einfach fair. Es gibt ein Portfolio von vielleicht hundert Talkshow-Gästen, die sofort fähig sind, erstklassig in einer Talkshow zu „performen“, und dazu kommen ungefähr 70 Millionen Leute, die dazu potenziell in der Lage sind.
- Spielt für Ihre politische Talkshow die Konkurrenz der sogenannten „Soft“-Talkshows eine Rolle, z. B. weil manche Politiker lieber dort „menscheln“, als sich im Polit-Talk hart befragen zu lassen?
- Natürlich – und das ist auch ein Problem. Insbesondere, wenn sie dann noch ein Buch verkaufen wollen.
- Es gibt ja Talkshows, da steht einer, und alle anderen sitzen. Warum sitzen bei Ihnen alle?
- Weil wir gerne eine Sendung machen, in der alle gleichberechtigt sind und nicht einer – wie vom Katheder – die anderen schurigelt. Gäste und Moderatorin auf Augenhöhe – das ist die beste Voraussetzung für ein gutes Gespräch.
- Können Sie definieren, welche Rolle die Einspielfilme haben?
- Sie geben einen neuen Impuls. Wir wechseln damit das Thema oder geben ihm einen neuen Dreh. Es gibt aber auch Einspielfilme, die kleine Reportagen sind und die Lebenswirklichkeit vor Augen führen.
- Werden die „Sofa-Gäste“ immer mit einem Einspielfilm vorgestellt?
- Nicht zwingend. Mal so, mal so. Da gibt es keine Regel.
- Spielt die Reaktion des Studiopublikums eine Rolle?
- Ja, es gibt Leute, die pointensicher sprechen oder auf den Applaus hin argumentieren. Das gehört zur Atmosphäre einer Talkshow. Oft ist es auch gut, nur das konzentrierte Zuhören zu spüren und zu zeigen. Die Sendung mit Frank-Walter Steinmeier war z. B. sehr ernsthaft, manchmal sogar traurig, und das spürte man stark durch das Studiopublikum. Darin kann sich dann der Zuschauer zu Hause wiederfinden.
- Gibt es einen „Anklatscher“?
- Ja, den brauchen wir z. B. immer nach den Filmen. Aber er ist im Verlauf der Sendung nicht „Auftragsklatscher“ für einzelne Diskutanten oder Ähnliches.
- Gibt es Kartenkontingente für die Anhänger des Diskutanten?
- Minimal, meistens zwei Karten für jeden.
- Wie kommt das Studiopublikum zustande?
- Über einen Kartenservice. Die Zuschauer melden sich Wochen vorher an.
- Spielt der Bildschnitt bei „Anne Will“ eine besondere Rolle? Es gibt z. B. sehr viele Großaufnahmen?
- Ja, wir arbeiten viel mit Großeinstellungen. Sie spiegeln die Intensität der Debatte. Aber noch wichtiger ist es für uns, die Reaktionen

der Angesprochenen oder auch der Gemeinten, die oft nur indirekt kritisiert werden, zu zeigen.

■ Gibt es besondere Wünsche von Gästen (zeigt nicht meinen kahlen Hinterkopf, nicht mein Hörgerät o. Ä.), denen Sie Folge leisten?

■ Wir wollen die Reaktionen schon zeigen, also auch wenn jemand z. B. nervös mit den Fingern spielt, aber wir wollen niemanden desavouieren. Wenn also jemand eine halbseitige Gesichtslähmung hat, werden wir nicht ausgerechnet das groß zeigen. Das ist doch selbstverständlich.

■ Haben Sie noch eine Bemerkung, worauf Sie bei der Sendung „Anne Will“ besonderen Wert legen?

■ Noch einmal: Es geht um die Lebenswirklichkeit der Menschen. Nicht jeden Sonntag, nicht ausschließlich, aber das ist ein großer Unterschied zu der früheren Sonntagssendung. Es ist eine gesellschaftspolitische Sendung für breite Zuschauerkreise, keine Sendung zur Berliner Politik für gehobene Schichten. Gerade so eine Sendung kann man aber sehr zielklar angehen.

Interview mit Frank Plasberg und Jürgen Schulte, Produzent der Sendung „hart aber fair“

Das Interview wurde am Montag, den 23. Mai 2011 in Düsseldorf geführt.

■ Wie definieren Sie Ihre eigene Talkshow?

■ **Frank Plasberg:** Unsere Talkshow „hart aber fair“ ist eine wöchentliche Sendung, die sich zum Ziel setzt, Menschen zu einer relativ späten Uhrzeit zu informieren und – das dürfen Sie gerne in Großbuchstaben schreiben – zu unterhalten. Sie nimmt sich sowohl tagespolitischer Ereignisse an, nimmt aber auch die wichtigsten Streitpunkte der „Berliner Politik“ und genauso auch „weiche“, gesellschaftspolitische Themen in den Fokus.

■ Wann ist die Sendung gelungen?

■ **Plasberg:** Die Sendung ist zum einen gelungen, wenn eintritt, was wir geplant haben. Das ist unser erstes, internes Kriterium. Aber es gibt auch Sendungen, die anders gelaufen sind, als wir sie planten, und prima waren. Gelingen ist eine Sendung zum anderen, wenn sie – so nennen wir das immer – „magische Talkshow-Momente“ hatte. Die Stärken des Mediums Fernsehen müssen voll zur Geltung kommen. Man kann tolle Geschichten für die Seite 3 schreiben. Da kann ich vielleicht als Leser mehr und Tieferes über eine Person oder einen Sachverhalt lernen als in einer Talkshow, aber wenn es uns gelingt, eine gute Kontroverse in Ton und Bild passend zu zeigen: eine besondere Mimik, eine spontane, emotionale Reaktion – also das, was weder im Hörfunk noch im Internet noch in einem ausführlichen Artikel möglich ist –, dann sind wir froh.

■ Welche Rolle spielt die Quote?

■ **Plasberg:** Sie gehört selbstverständlich auch zum Gelingen einer Sendung. Sie spielt für uns eine große Rolle. Wir sind da wie eine Boulevardzeitung, die gekauft werden muss. Es gibt kein Abo. Es muss jemand einschalten, er muss dranbleiben – und wir machen keine Sendung für Randgruppen. Es gibt auch tolle Sendungen für Randgruppen, die unbedingt eine Berechtigung haben, aber wir arbeiten für ein Massenpublikum, und da ist die Quote ein wichtiges Kriterium.

■ Beobachten Sie die Konkurrenz?

■ **Jürgen Schulte:** Ja.

■ Mit welchem Ziel?

■ **Schulte:** Mit dem Ziel, etwas zu lernen oder uns zu überprüfen. Zum Thema Strauss-Kahn haben wir z. B. keine Sendung gemacht, haben aber die beiden anderen großen Talkshows zum Thema studiert und uns gefragt, ob unsere Entscheidung richtig war. Auch nach dieser Sichtung sahen wir nicht, dass unsere Entscheidung falsch war. Wir schauen uns sehr genau die Gästekonstellationen in anderen Sendungen an. Der Hauptzweck ist eigentlich zu überprüfen, ob andere besser sind als wir, und zu schauen, was wir eventuell lernen oder optimieren können.

Wir lernen übrigens oft, dass die anderen Talks gut finden, was wir machen, und das gerne kopieren. „Hart aber fair“ war die erste Sendung,

die sogenannte normale Gäste in die Runde der Diskutanten holte. Damals gab es „Sabine Christiansen“ und „Berlin Mitte“, und wichtige Menschen – Entscheidungsträger aus Politik und Wirtschaft – diskutierten weitgehend unter sich. Das macht ja schon der Titel „Berlin Mitte“ deutlich. Unsere Claims lauten: „Wenn Politik auf Wirklichkeit trifft“ und „Talk auf Augenhöhe“. Wir finden es langweilig, wenn jede Woche der Minister auf den Schattenminister trifft. Das ist heute auch bei der Konkurrenz Standard, dazu Einzelgespräche und Einspielfilme – Illner hat ja seit Neuestem sogar einen Touchscreen, von dem sie die Einspielfilme abrufen.

■ Entdecken Sie auch Gäste bei der Konkurrenz?

■ **Schulte:** Ja. Wobei wir natürlich das Gefühl haben, dass die anderen eher bei uns gute Gäste entdecken als umgekehrt. Aber vielleicht geht das ja allen so. Natürlich kann man sich noch einmal vergewissern oder auch einmal Gäste in einem anderen Themenzusammenhang beobachten.

■ Gilt die Faustregel: Von Konkurrenten mit niedrigen Einschaltquoten nimmt man eher Gäste als von der direkten Primetime-Konkurrenz?

■ **Schulte:** Nein. Es gilt allenfalls die Faustregel: Bei den kleineren Talkshows entdeckt man eher einmal normale, noch unbekannte Gäste, die interessant sind.

■ Was wird anders, wenn es ab Herbst in ARD und ZDF noch mehr Talkshows auf guten Programmplätzen geben wird?

■ **Schulte:** Tatsächlich wird es mit Jauch ja einen Talk mehr geben. Ich glaube, dass die Quoten sogar eher stabil bleiben werden. Was sicher noch anstrengender wird, als es jetzt schon ist, ist der Kampf um Gäste, und da sind wir gefordert, noch origineller zu werden.

■ Was ist die Rolle des Moderators?

■ **Plasberg:** Bei „hart aber fair“ hat sich die Rolle ein wenig gewandelt. Anfangs habe ich die Sendung immer noch ein wenig wie serielle Einzelinterviews aufgefasst. Das hat zu dem Nimbus geführt, die Sendung sei im Dritten Programm „schärfer“ gewesen. Das war aber auch der Zeit geschuldet, dem Erfordernis, eine Alternative zu „Sabine Christiansen“ entwickeln zu müssen. Man kann fragen, man kann auch auf Fragen beharren. Das wurde inzwischen verstanden. Jetzt kommt es stärker darauf an, das Gespräch in Gang zu halten, die Kontroverse zu strukturieren. Plötzlich gibt es Sendungen, die auch deswegen gut sind, weil der Moderator zur rechten Zeit geschwiegen hat. Die soziale Intelligenz, dass es manchmal bei einem präzise vorbereiteten Menü auch gut ist, sich einfach als stiller Genießer mit an den gedeckten Tisch zu setzen, habe ich erst durch Erfahrung besser schätzen gelernt. Ich halte das für eine Weiterentwicklung.

■ Wann ist eine Moderation gelungen?

■ **Plasberg:** Sie ist gelungen, wenn die in der Runde angelegten Konfliktfelder auch plastisch erschienen sind, wenn es zwei bis drei jener „magischen Talkshow-Momente“ gab, über die wir schon sprachen. Und wenn die Sendung und die Runde, nicht aber der Moderator der Star ist.

■ Gibt es eine Vorbereitung für diese „magischen Momente“?

■ **Plasberg:** Nein. Die magischen Momente sind nicht die geplanten. Oft ist man auch zufrieden, wenn die erwartete Reaktion – sei es auf einen Einspieler oder auf eine gut vorbereitete Frage – eintritt. Das meinen wir aber nicht mit diesen besonderen Momenten. Sie sind immer das Unvorhergesehene, und sie entstehen übrigens auch nur bei Live-Sendungen.

■ Bereiten Sie sich auf einzelne Gäste besonders vor?

■ **Plasberg:** Ja. Auf die Gäste, die nicht im Kanon der Profis unterwegs sind. Selbst wenn wir nichts falsch machen, können diese Gäste unter einer Sendung sehr viel länger leiden als die Profis, die dann schon wieder zum nächsten Event oder Interview eilen. Ich telefoniere auch nach wie vor am Vorabend der Sendung, zur Not auch noch am Sendungstag mit allen Gästen – außer mit den Politikern, wenn sie ohnehin nicht zu erreichen oder von Referenten umgeben sind. Jedem, der zum ersten Mal bei uns zu Gast ist, biete ich eine Art „Bedienungsanleitung“ für unsere Sendung an.

■ Worauf achten Sie während der Sendung besonders?

■ **Plasberg:** Auf die Zeit. Aber das ist ja nur eine Sekundärtugend. Ich achte sehr auf den Anfang der Sendung – schon in der Vorbereitung. Und ich achte sehr darauf, dass auf dem Panel niemand „absäuft“.

■ Bekommen Sie während der Sendung redaktionelle Hinweise?

■ **Plasberg:** Ich habe den Sendeton auf meinem Ohr. Ich bekomme also auch Gemurmel mit

oder das Tuscheln einzelner Gäste. Das ist sehr hilfreich. Darauf kann ich eingehen. Inhaltliche Hinweise gibt es keine – mit einer Ausnahme: Mir wird die Zeit gesagt. Also: „Noch acht Minuten“ und „Vergiss den XY nicht!“ Das kann nämlich passieren, wenn einzelne Gäste zu raumgreifend argumentieren.

■ Steht für Sie am Ende der Sendung die Auswertung schon in etwa fest?

■ **Plasberg:** Oft. Ich weiß eigentlich sofort Bescheid, wenn wir eine schlechte Sendung gemacht haben, und spüre auch, wenn eine Sendung gut und intensiv war. Dazu gehört übrigens auch, dass man selbst noch etwas gelernt hat. Wenn man sofort etwas zu erzählen hat, ist das meist ebenfalls ein Indiz für eine gute Sendung. In der Regel korrespondiert das übrigens auch mit der Quote.

■ Spielt es eine Rolle, ob die Sendung so heißt wie der Moderator?

■ **Plasberg:** Es ist interessant, dass der Markt das regelt. Unser Sendetitel ist gut. Der transportiert ja einen Inhalt. Wir nennen unsere Sendung ja auch einen „Magazin-Talk“. Aber ich schäme mich auch nicht für meinen Namen. Im WDR gibt es ja eine Sendung, die heißt „Plasberg persönlich“.

■ Gibt es einen Ablaufplan für die Sendung?

■ **Schulte:** Ja.

■ Schriftlich oder nur in den Köpfen der Beteiligten?

■ **Schulte:** Schriftlich.

■ Wie detailliert ist er?

■ **Schulte:** Da stehen Blöcke der Debatte drin. Die Struktur ergibt sich aus der Reihenfolge, in der wir die Einspielfilme planen.

■ Steht die Eingangsfrage vorher fest?

■ **Plasberg:** Natürlich.

■ Welche festen Bestandteile und Rituale gehören zu „hart aber fair“?

■ **Schulte:** Da ist zunächst einmal die Publikumsbeteiligung mit Brigitte Büscher. Dann gibt es die Spielfilme. Die unterscheiden wir nach unterschiedlichen Typen. Oft gibt es kleine Reportagen von Brigitte Büscher. Die haben eine andere Funktion als z. B. ein Hinweis auf ein Zitat. In der Regel sind bei uns fünf Gäste in der Runde. Manchmal sind es auch sechs. Jeder, der Partei ist, gehört ins Panel. Wir haben aber häufig auch sogenannte „Monolith-Gäste“, d. h. Gäste im Einzelgespräch. Das kann im Fall von Service-Ratschlägen sein oder bei in sich abgeschlossenen Einzelgeschichten oder Fallbeispielen. Die Schlussrunde hat die Funktion, die Sendung nicht einfach ausklingen zu lassen. Maybrit Illner hatte zu diesem Zweck ja über lange Zeit eine feste Abschiedsformel. Manchmal entsteht auch zum Schluss noch einmal ein „Talkshow-Moment“, etwa als alle raten sollten, wie sehr die Schulden im Zeitraum unserer Sendung gestiegen waren, und Frau Koch-Mehrin dann eine sehr lustige Zahl nannte. Es kann aber auch sein, dass wir nach einer sehr strittigen Sendung doch noch ein halbwegs versöhnliches Ende anbieten wollen.

■ Gibt es zu jedem Gast ein Dossier?

■ **Plasberg:** Ja.

■ Wie werden die Gäste ausgewählt?

■ **Plasberg:** Der Klassiker ist der: Wir haben fünf Positionen zu vergeben. Diese Positionen kann man ja in der Regel – ohne schon Namen zu nennen – inhaltlich füllen. Also kommen:

der politisch Verantwortliche, ein exponierter Opponent, vielleicht ein Experte, der in der Mitte sitzt, etc. Wir achten stets darauf, dass keiner mit seiner Position allein ist, es also nie zu einer Einer-gegen-vier-Konstellation kommt. Es soll aber auch keiner komplett einem anderen „auf dem Schoß sitzen“, sprich: völlig identische Positionen vertreten. Dann suchen wir nach Gästen, die diese Positionen vielversprechend „füllen“ können.

■ Welche Eigenschaften muss ein guter Talkshow-Gast haben?

■ **Plasberg:** Wir sagen immer: Er muss in der Lage sein, „die PS auf die Straße zu bringen“; d. h., er muss in der Lage sein, seine Thesen, seine Argumente so zu formulieren, dass der Zuschauer ihm folgen kann. Er muss zuhören und am Diskurs teilnehmen können. Nicht jeder Wissenschaftler ist auch ein tauglicher Talkshow-Gast. Es gibt viele Experten mit hoher Fachkompetenz, die es aber gewohnt sind, nur zu senden, und nicht darin erprobt sind, sich auseinanderzusetzen.

■ Spielt es eine Rolle, ob der Gast sich schon im Fernsehen „bewährt“ hat?

■ **Schulte:** Zumindest ist es kein Ausschlusskriterium. Manchmal macht das die Sache sicherer.

■ Spielt die Präsenz in anderen Sendungen eine Rolle?

■ **Schulte:** Ja. Es gibt das böse Wort vom „Talkshow-Möbel“. Manchen tut man damit unrecht, weil sie einfach gut Gäste sind. Aber natürlich nehmen wir als vierte Sendung nach Fukushima auch Herrn Röttgen, weil er einfach der zuständige Minister ist. Aber für uns gibt es ein

klares Kriterium: Wir stellen keine bereits ritualisierte Debatte noch einmal nach. Wenn Herr Henkel schon mehrmals auf Herrn Sinn traf, dann wird dasselbe Duell bei uns in absehbarer Zeit nicht noch einmal ausgetragen.

■ Stellen Gäste für ihr Kommen Bedingungen?

■ **Schulte:** Ja, das gibt es. Besonders Parteipolitiker achten gelegentlich darauf, dass der potenzielle Kontrahent die gleiche Augenhöhe hat. Es gibt aber auch diesbezüglich sehr entspannte Gäste. Oft wird dies aus dem Umfeld der Gäste, von Referenten oder Büroleitern, stärker gefordert als von den Gästen selbst.

■ Schließen einzelne Gäste oft aus, gemeinsam mit einem bestimmten anderen zu debattieren?

■ **Schulte:** Ehrlich gesagt: fast überraschend selten.

■ Gibt es Situationen, in denen Sie auf solche Wünsche eingehen?

■ **Schulte:** Wenn wir für uns bewerten, dass so ein Bedürfnis – z. B. mit einem anderen Gast auf keinen Fall zu diskutieren – verständlich und nachvollziehbar ist, dann kann es schon mal sein, dass wir in unserer Planung darauf Rücksicht nehmen. Zum Beispiel gab es einmal zwei Gäste, die schon gegeneinander prozessiert hatten und nicht gemeinsam in die Sendung kommen wollten. Das war nachvollziehbar und hätte vermutlich auch nichts gebracht. Da mussten wir uns halt für einen entscheiden. Den Versuch der direkten, massiven redaktionellen Einflussnahme gibt es aber viel seltener, als manche Betrachter argwöhnen.

■ Und wenn ein amtierender Kanzler sagt, Ihr könnt mich nur haben, wenn Ihr auf die Einspielfilme verzichtet?

■ **Plasberg:** Den Fall gab es. Wir haben es nicht gemacht.

■ Wie wählen Sie die Themen aus?

■ **Plasberg:** Wie schauen, was das brennend interessierende Thema der Woche ist. Die Aktualität spielt eine große Rolle – aber keineswegs die einzige. Wenn andere Sendungen dasselbe Thema schon gehabt haben, spielt es eine große Rolle, ob es eine Weiterentwicklung, einen neuen Sachverhalt gibt. In der Causa zu Guttenberg gab es fast täglich einen neuen Stand. Beim Euro gab es verschiedene Tagungen und Beschlüsse – da sah die Lage eben am Dienstag ganz anders aus als am Sonntag. Also konnten wir das Thema noch einmal machen, obwohl andere Talkshows auch schon über den Euro gestritten hatten. Das Gegenbeispiel: Bin Laden war tot. Seitdem wurde gerätselt, welche reale Rolle er im Terror-Netzwerk noch gespielt hatte, und über moralische Fragen debattiert. Das war am Sonntag genauso wie drei Tage später. Da haben wir dann lieber ein anderes Thema besprochen.

■ Wie wird das Thema redaktionell vorbereitet?

■ **Schulte:** Es gibt Planungskonferenzen und eine langfristige, sehr grobe Planung für etwa vier Monate. Ansonsten wird jedes Thema etwa zehn Tage lang vorbereitet. Am Anfang gibt es dazu eine Arbeit, etwa vom Kaliber einer Hauptseminararbeit an der Uni. Das ist also etwa ein 40 bis 45 Seiten starkes, reines Themenpapier. Das schreiben zwei Redakteure gemeinsam. Es wird dann der gesamten Redaktion vorgetragen wie ein Referat, damit alle auf dem gleichen inhaltlichen Stand sind. Darüber wird disku-

tiert. Aus dem Referat heraus werden Filmideen entwickelt. Zu jedem Film gibt es außer dem Filmtext noch eine Seite Informationen für den Moderator. Da steht auch, wie welcher Gast mutmaßlich auf den Film reagieren wird. Zusätzlich gibt es die Gästedossiers, über die wir schon sprachen.

■ Gibt es Themen, die erfahrungsgemäß eigentlich immer gut funktionieren?

■ **Schulte:** Ja, die gibt es. Zielgruppenaffin ist natürlich Medizin, merkwürdigerweise auch Rente. Aber generell kann man sagen: Themen funktionieren dann, wenn es eine klare Kontroverse gibt, die für die Zuschauer von Belang ist.

■ Können Sie neue Themen setzen?

■ **Schulte:** Die erfolgreichste Sendung, die wir je gemacht haben, war die Sendung zu „Scintology“. Das Thema war durch einen ARD-Film vorher gesetzt. Ähnlich erfolgreich war unsere Sendung zum Thema „Contergan“, auch da in der Kombination mit einem tollen ARD-Film. Sonst muss ein Thema, das nicht sofort einleuchtet, auf jeden Fall mit besonders starken Gästen besetzt sein. Es ist aber schwer, etwas ganz Neues zu machen. Für die Quote ist es auf jeden Fall besser, ein Thema zu wählen, das in den letzten drei, vier Tagen einen „Peak“ hatte.

■ Welche Rolle spielt der aktuelle Spiegel-Titel?

■ **Schulte:** Den lesen wir sehr aufmerksam. Aber der Spiegel hat ja oft auch Titel zu historischen oder Auslandsthemen, die wir nicht machen würden.

■ Welche Rolle spielen Titel der Bild-Zeitung?

■ **Schulte:** Wenn die Bild ein Thema auf Seite 1 platziert, dann ist das schon häufig ein Thema,

das auch breit diskutiert wird, und es lohnt sich, darüber nachzudenken, ob es auch für uns in Frage kommt.

■ Welche Themen funktionieren erfahrungsgemäß nicht?

■ **Schulte:** Außenpolitik ist eigentlich immer sehr schwierig. Wir haben eine Sendung zum Irak-Krieg gemacht und sogar eine zum Gaza-Konflikt. Zum Schuldenstand der USA oder zum Bürgerkrieg an der Elfenbeinküste würden wir aber sicher keine Sendung machen.

■ Welche Rolle spielt das unmittelbar vorher laufende Fernsehprogramm?

■ **Schulte:** Das spielt eine große Rolle. Über den „Audience Flow“ nach tollen ARD-Filmen haben wir ja schon gesprochen. Jüngst hat das auch nach einem Film mit Dietmar Bär zum Thema „Gewalt in der Familie“ gut funktioniert. Mit Abstand am stärksten profitiert natürlich die Talkshow am Sonntag regelmäßig vom „Tatort“. Da hat Das Erste immer über 20 Prozent Marktanteil, wenn Anne Will oder bald Günther Jauch starten. Wenn wir ein schlechtes Vorprogramm haben, dann sind wir oft sogar ein „Einschaltprogramm“, d. h., wir gewinnen auch in absoluten Zuschauerzahlen gegenüber dem Vorprogramm hinzu. Wir müssen noch erproben, was das genau für unseren zukünftigen Programmplatz am Montag bedeutet.

Genauso wichtig wie der Vorlauf im eigenen Programm ist das Gegenprogramm. Auch da hat es der Sonntag in der Regel am leichtesten, wir haben mittwochs oft sehr attraktive Fußballspiele gegen uns, am Montag senden wir zumindest zeitweise noch gegen „Wer wird Millionär“ – einfach wird das nicht.

■ Sind Politiker durch Ihre Sendung bekannt geworden?

■ **Schulte:** Bekannter vielleicht. Dieter Wiefelspütz (SPD), mutmaßlich auch Wolfgang Bosbach (CDU). Bärbel Höhn (Grüne) war immer schon sehr prägnant, aber vielleicht ist sie durch uns bundesweit vielleicht noch etwas bekannter geworden.

■ Welche Gäste hatten Sie bisher besonders gerne?

■ **Schulte:** Wir freuen uns über alle Gäste, die den Zuschauern und auch uns Aspekte von Themen aufzeigen, die bis dahin noch nicht so klar waren. Und: Wenn ein Gast sich etwas traut – zum Beispiel der Position seiner eigenen Partei öffentlich widerspricht –, ist das oft erhellend und spannend zu gucken. Dieter Wiefelspütz zum Beispiel ist so einer. Er hat sich in unserer Sendung mal für die Reform der Abgeordnetenpensionen ausgesprochen und sich damit gegen seine Kollegen nicht nur in der SPD gestellt. Er verwettete live ein Monatsgehalt, weil er eine Reform binnen Jahresfrist versprochen hatte. Das war auch so ein magischer Talkshow-Moment. Und auf die umfassende Reform wartet er bis heute.

■ Gibt es einen Traumgast, den Sie noch nicht in der Sendung hatten?

■ **Schulte:** Den Papst ... und Franz Beckenbauer. Letzteres sehen aber nicht alle in der Redaktion genauso.

■ Haben Sie schon erlebt, dass Politiker oder Verbandsvertreter vor und hinter den Kulissen völlig anderer Meinung waren?

■ **Schulte:** Bei Politikern eher nicht, aber wir haben das bei Lehrern erlebt. Vor der Sendung

haben sie sich über die Zustände an den Schulen und die Gewaltbereitschaft einiger Jugendlicher lautstark empört und sogar hartes Durchgreifen gefordert, in der Sendung haben sie sich dann als verständnisinnige Pädagogen dargestellt. Wir quatschen ja keinen in eine Position hinein, aber wenn ein Gast sich in allen Vorgesprächen völlig anders äußert als in der Sendung selbst, dann ist das schon ein Problem.

■ Kommt es vor, dass Sie wegen der Zusage eines besonders tollen Gastes das Thema ändern?

■ **Schulte:** Nein. Eher ist es so, dass dadurch ein Themen-Switch verhindert wird. Wir haben also wegen eines besonderen Gastes an einem geplanten Thema festgehalten und nicht noch schnell zu einer möglichen aktuellen Alternative gewechselt.

■ Warum ist es bei Ihnen so, dass alle Gäste sitzen und der Moderator steht?

■ **Schulte:** Anfangs war es fast ein Symbol dafür, dass nicht beabsichtigt ist, sich mit den Gästen gemein zu machen. Vermutlich erweckt es auch den Eindruck einer besonderen Autorität des Moderators; es hat aber auch simple Gründe, die sich aus dem Ablauf ergeben. Der Moderator kann zum Beispiel viel leichter die Position wechseln, zu Brigitte Büscher oder zu einem Einzelgespräch gehen.

■ Wie definiert „hart aber fair“ die Rolle der Einspielfilme?

■ **Schulte:** Sie sind immer eine Diskussionsvorlage. Oberste Priorität hat die Faktensicherheit, bei uns wird es aber eher selten ein Pro und Contra geben, das soll dann die Diskussion

leisten. Oft sind die Filme mit einem – so nennen wir es – „Effet“ versehen. Wir sagen: Wahr ist, es gibt viel Armut in Deutschland – wahr ist aber auch, woanders gibt es viel mehr Armut. Jeder Film dient ausschließlich dazu, den Diskurs in der Sendung voranzutreiben.

■ Welche Rolle spielt das Studiopublikum?

■ **Schulte:** Anfangs ist es sogar immer noch zu Wort gekommen. Davon haben wir Abstand genommen. Warum? Weil die Zuschauer im Publikum meist rückwärtsgewandt diskutieren. Sie beziehen sich auf Argumente von vor ein paar Minuten. Sie referieren Positionen, über die schon debattiert wurde. Jetzt ist das Saalpublikum für uns wie eine Sauerstoffdusche. Es applaudiert, zeigt Reaktionen. Selbst wenn es sehr still ist, ist das eine Aussage. Meist aber wirkt es so, dass es die Panel-Gäste antreibt, wacher macht.

■ Wie setzt sich das Studiopublikum zusammen?

■ **Schulte:** Das betreiben wir relativ aufwendig. Natürlich sind wir immer ausverkauft. Das Publikum ist grob zweigeteilt: Etwa die Hälfte rekrutiert sich aus den normalen Bewerbern. Die sind neugierig, wollen einmal sehen, wie eine Fernsehsendung abläuft. Oft dauert es ja ein halbes Jahr, bis sie zum Zuge kommen. Sie sind also nicht an einem speziellen Thema interessiert. Für die andere Hälfte rekrutieren wir ein speziell interessiertes Publikum. Wir sprechen Verbände und Initiativen an, Hochschulen, Semina-

re oder Selbsthilfegruppen. So bekommen wir eine besondere Stimmung in die Sendung.

■ Gibt es Kartenkontingente für die Anhänger der Panel-Gäste?

■ **Schulte:** Ja. Jeder Gast kann vier bis fünf Karten bekommen. Auf jeden Fall bleibt die Zahl einstellig.

■ Gibt es einen „Anklatscher“?

■ **Schulte:** Ja – den gibt es in jeder Fernsehsendung mit Publikum. Bei uns hat er vor allem die Funktion, an den Layout-Stellen der Themen- und Gästevorstellung zu Beginn der Sendung zu klatschen. Inhaltliche Zustimmung lässt sich nicht anklatschen.

■ Welche Rolle spielt der Bildschnitt?

■ **Schulte:** Sagen wir mal so: Wir gehen nicht so nahe heran, dass man jede Hautpore erkennen kann. Dadurch, dass wir mit fünf Gästen oft in einer sehr schnellen Taktzahl diskutieren, ist der Schnitt bei uns insgesamt ziemlich schnell. Wichtig ist uns aber vor allem, dass die Reaktionen der anderen auf das Gesagte gezeigt werden. Auch wenn der Name nicht genannt wird, kann jemand gemeint sein. Den müssen wir dem Publikum zeigen.

■ Gehen Sie auf bestimmte Wünsche der Gäste bezüglich des Bildausschnitts (zeigt nicht mein Hörgerät, zeigt nicht meinen kahlen Hinterkopf etc.) ein?

■ **Schulte:** Nein. Solche Wünsche gab es bei „hart aber fair“ noch nie.

■ Vielen Dank für das Gespräch.

Talkshows im Untersuchungszeitraum vom 15. März bis 15. Juni 2011 (Auswahl)

Ausgefallene Sendungen sind nicht aufgeführt.

Datum	Show	Thema	Gäste
15. März	Menschen bei Maischberger	Die Geister, die wir riefen: Atomkraft außer Kontrolle?	Erhard Eppler (SPD, Atomkritiker) Erwin Huber (CSU) Richard David Precht (Philosoph) Jan Fleischhauer (Journalist, Spiegel) Ralf Güldner (Präsident Deutsches Atomforum) Wolfgang Renneberg (Nuklearexperte) Antonia Scheidel (dt. Studentin aus Tsunamigebiet) Ines Karschöldgen (dt. Journalistin aus Tokio)
	Das Duell bei n-tv	Atomwende: Merkels Super-GAU?	Peter Altmaier (CDU, 1. Parlamentarischer Geschäftsführer Bundestagsfraktion) Bärbel Höhn (Bündnis 90/Die Grünen, stellv. Fraktionsvorsitzende im Bundestag)
	Phoenix-Runde	Die Angst vor der Atomkraft – Wie handelt Deutschland?	Ulrich Kelber (SPD, stellv. Vorsitzender der Bundestagsfraktion) Michael Sailer (Öko-Institut, Darmstadt) Josef Göppel (CSU, Obmann im Umweltausschuss) Prof. Claudia Kemfert (DIW, Energieökonomin)

Im Online-Teil zur „Talkshow-Studie“ der OBS finden Sie weitere Informationen und auch Reaktionen auf die Studie. Hier ist auch eine umfangreiche Tabelle mit wichtigen Daten zu den Talkshows im Untersuchungszeitraum vom 15. März bis 15. Juni 2011 abrufbar.
www.otto-brenner-stiftung.de

Literaturverzeichnis

Aufgeführt ist sowohl die zitierte als auch weiterführende Literatur.

- Bahners, Patrick (2006): Abgeschaltet, in: FAZ, 24. Juni 2006.
- Bahners, Patrick (2009): Das musste einmal gefragt werden, in: FAZ, 9. Oktober 2009.
- Bartens, Werner: Was ich noch sagen wollte ..., in: SZ-Magazin, 29. April 2011, S. 19-23.
- Bergmann, Jens/Bernhard Pörksen (Hg.) (2007): Medienmenschen – Wie man Wirklichkeit inszeniert, Münster.
- Beyme, Klaus von (1994): Die Massenmedien und die politische Agenda des parlamentarischen Systems, in: Friedhelm Neidhardt (Hg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen, Sonderheft 34 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 330-336.
- Blome, Nikolaus (2009): Talkshows sind Politik, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Bollwahn, Barbara (2011): Maischberger bei Menschen, in: Spiegel online, 20. April 2011.
- Bolz, Norbert (2007): Das ABC der Medien, München.
- Bußkamp, Heike (2002): Politiker im Fernsehtalk. Strategien der medialen Darstellung des Privatlebens von Politikprominenz, Wiesbaden.
- Crouch, Colin (2008): Postdemokratie, Frankfurt/Main.
- Decker, Kerstin (2006): Die virtuelle Frau. Kein Gespräch, dafür ein Kuchenrezept: Angela Merkel bei „Beckmann“, in: Tagesspiegel, 13. November 2006.
- di Lorenzo, Giovanni (2011): Verstehen Sie das, Herr Schmidt, in: Zeit-Magazin 17, S. 38-40.
- Dörner, Andreas (2001): Politainment. Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft, Frankfurt/Main.
- Dörner, Andreas/Ludgera Vogt (2002): Die Sichtbarkeit der Mächtigen. Entertainment, Talkshows und Politikvermittlung im Fernsehen, in: Sigrid Baringhorst (Hg.): Mediendemokratie – Mediokratie, Sowi (= Sozialwissenschaftliche Informationen) 3, S. 25-35.
- Dörner, Andreas/Ludgera Vogt (2009): Personality-Talkshows: Riskante Bühnen für politische Akteure, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Ebbinghaus, Uwe (2011): Hört das Spiel denn nie mehr auf?, in: FAS, 9. April 2011
- Emcke, Carolin (2009): Der große Korrektor, in: Zeit-Magazin, 20. April 2009.
- Falter, Jürgen (2008): Kniestrümpfe anziehen! Und immer weiterreden!, in: Süddeutsche Zeitung, 12. Januar 2008.

- Falter, Jürgen W. (2009): Meine Abende bei Sabine Christiansen – Einige durchaus persönliche Reminiszenzen, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Frey, Peter (2011): Ich erwarte Respekt. Interview mit David Denk, in: taz, 11. Mai 2011, S. 17.
- Gäbler, Bernd (2007): Talk ohne Show, Der Bundestag wünscht sich einen eigenen Fernsehsender – aber wozu?, in: Die Zeit, 6. Dezember 2007.
- Gäbler, Bernd (2008a): Will, Plasberg, Illner – Salon, Zirkus und Bühne, in: Tagesspiegel, 30. März 2008.
- Gäbler, Bernd (2008b): „Liebes Fernsehen, hilf mir, wenn Du kannst!“, in: ALM-Programmbericht 2008, S. 156-159.
- Gäbler, Bernd (2010a): Was ist die Polit-Talkshow?, in: Tagesspiegel, 30. August 2010, S. 2.
- Gäbler, Bernd (2010b): Die Studio-Hocker, in: Tagesspiegel, 19. Dezember 2010.
- Gäbler, Bernd (2011): Absurde Gefechte an der Kachelmann-Front, in: Stern online, 31. Mai 2011.
- Gaus, Bettina (2004): Besonders nett ist Katrin Göring-Eckardt, in: taz, 11. Februar 2004.
- Gleich, Uli (1998): Talkshows im Fernsehen – Inhalte und Wirkungen, Zuschauer und Kandidatenmotive, in: Media Perspektiven 12, S. 625-632.
- Goffman, Erving (2011): Wir alle spielen Theater. Selbstdarstellung im Alltag, 9. Aufl., München.
- Grande, Edgar (2000): Charisma und Komplexität. Verhandlungsdemokratie, Mediendemokratie und der Funktionswandel politischer Eliten, in: Leviathan 1, S. 122-142.
- Habermas, Jürgen (1991): Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt/Main.
- Habermas, Jürgen (1992): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt/Main.
- Habermas, Jürgen (2011): Ein Pakt für oder gegen Europa?, in: Süddeutsche Zeitung, 7. April 2011.
- Hachmeister, Lutz (2007): Nervöse Zone, München.
- Hachmeister, Lutz (Hg.) (2008): Grundlagen der Medienpolitik. Ein Handbuch, München.
- Hanfeld, Michael (2007): Christiansens Kreaturen, in: FAS, 11. Februar 2007, S. 3.
- Hans-Bredow-Institut (Hg.) (2006): Medien von A bis Z, Wiesbaden.
- Herles, Wolfgang (2009): Exempel Talkshow, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Holtz-Blacha, Christina (2002): Das Private in der Politik: Ein neuer Medientrend?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 41/42, S. 20-26.

- Houellebecq, Michel (2011): Karte und Gebiet, Köln.
- Huber, Joachim (2006): Die neue Einsamkeit, in: Tagesspiegel, 7. November 2006.
- Huber, Joachim (2007): Kuckuck, hier bin ich. Frank Plasberg macht mit „hart aber fair“ schon längst ein ARD-Format, in: Tagesspiegel, 15. Januar 2007.
- Huber, Joachim (2010a): Ertrinken im Gequatsche, in: Tagesspiegel, 14. September 2010.
- Huber, Joachim (2010b): Peterchen Talkfahrt, in: Tagesspiegel, 28. Juni 2010.
- Huber, Joachim (2011): Meinungsriesen, in: Tagesspiegel, 10. Mai 2011.
- Jakobs, Hans-Jürgen (2006): Die schönsten Waden der Nation, in: Süddeutsche Zeitung, 24./25. Juni 2006.
- Jarren, Otfried/Patrick Donges (2006): Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung, Wiesbaden.
- Jonas, Bruno (2009): Glücksmomente, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Jörges, Hans-Ulrich (2010): Oraler Overkill, in: Stern, Nr. 1, 29. Dezember 2010, S. 86.
- Keller, Harald (2009): Die Geschichte der Talkshows in Deutschland, Frankfurt/M.
- Klein, Wolfgang (2005): Jedes Volk hat die Politiker und die Fernsehsendungen, die es verdient, in: Berlinpolis/Vodafone: Kann die Demokratie die Medien überleben? Dokumentation des Workshops vom 30. April 2005. Auch: funkkorrespondenz 42, S. 3-7.
- Kocks, Klaus (2007): Der käufliche Intellektuelle, in: Jens Bergmann/Bernhard Pörksen (Hg.): Medienmenschen – Wie man Wirklichkeit inszeniert, Münster, S. 159.
- Könning, Tobias (2009): Alles bloß Geschwätz? Diskurspotenziale der politischen Talkshow „hart aber fair“, Saarbrücken.
- Korte, Karl-Rudolf (2009): Darstellungs- und Entscheidungspolitik, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Krei, Alexander (2011): ARD plant Talk-Datenbank, in: www.DWDL.de vom 26. Februar 2011.
- Krüger, Udo Michael (1998): Thementrends in Talkshows der 1990er Jahre. Talkshows bei ARD, ZDF, RTL, Sat.1 und ProSieben im Vergleich, in: Media Perspektiven 12, S. 608-624.
- Kurt, Ronald (1998): Der Kampf um Inszenierungsdominanz, in: Herbert Willems/Martin Jurga (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch, Opladen, S. 565-582.
- Lammert, Norbert (2011): Mich dürfte es gar nicht geben. Gespräch, in: Der Spiegel 12, S. 160-162.
- Lammert, Norbert (Homepage): Eine Antwort auf Bernd Gäbler, www.norbert-lammert.de/texte.

- Luhmann, Niklas (1969): Komplexität und Demokratie, in: Politische Vierteljahresschrift 10, S. 314-325.
- Luhmann, Niklas (1986): Die Realität der Massenmedien, 2. Aufl., Opladen.
- Lünenborg, Margarethe (2007): Unterhaltung als Journalismus – Journalismus als Unterhaltung, in: Armin Scholl/Rudi Renge/Bernd Blöbaum (Hg.): Journalismus als Unterhaltung, Theoretische Ansätze und empirische Befunde, Wiesbaden, S. 67-86.
- Machnig, Matthias (2009): „Politikshows sind eine politische Währung – Der Politiker wird zur Marke“, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Magnis, Constantin (2011): Im Netz der Spindoktoren, in: Cicero 2, S. 22
- Mantel, Uwe (2011): Gutenberg. Welcher Talker profitiert am meisten?, in: www.DWDL.de, 25. Februar 2011.
- Medien neu? Über Macht, Ästhetik, Fernsehen (1993): Sonderheft Merkur 534/535 (September/Oktober).
- Meyer, Thomas (2001): Mediokratie, Die Kolonisierung der Politik durch die Medien, Frankfurt/Main.
- Michel, Sascha/Heiko Girnth (2007): Von diskursiven Sprechhandlungen bis Studiodekorationen. Polit-Talkshows als multimodale Kommunikationsräume, in: Der Sprachdienst 3, S. 85-99.
- Michel, Sascha/Heiko Girnth (Hg.) (2009): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Minkmar, Nils (2006): Die wegmoderierten Jahre. Christiansen hört auf, in: Spiegel online, 25. Juni 2006.
- Minkmar, Nils (2010): Gerechtigkeit für Anne Will, in: FAS, 12. Dezember 2010.
- Minkmar, Nils (2011): Die RAF schaut mit, in: www.faz.net, 10. Mai 2011.
- MRE (2007): Gnadenloser Talk, in: taz, 30. Januar 2007.
- Müller-Vogg, Hugo (2009): Immer weniger Talk, immer mehr Show – Persönliche Erfahrungen in und mit Talkshows, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Niebel, Dirk (2009): Talkshow 2.0 – Vom Selbstgespräch zum Dialog, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows, Bonn.
- Niejahr, Elisabeth (2011): Lieber ohne Aura, in: Die Zeit, 20. April 2011.
- Niggemeier, Stefan (2005): Der Journalist, in: FAS, 29. Mai 2005.
- o. V. (2010): Mein ARD-Stundenplan 2011-2012, in: taz, 1. Dezember 2010, S. 13.
- Plake, Klaus (1999): Talkshows. Die Industrialisierung der Kommunikation, Darmstadt.

- Postman, Neil (2007): *Wir amüsieren uns zu Tode*, 17. Aufl., Frankfurt/Main.
- Probst, Lothar (1998): Politisierung des Privaten. Privatisierung des Politischen, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 10, S. 1181-1190.
- Reufsteck, Michael/Stefan Niggemeier (2005): *Das Fernsehlexikon*, München.
- Roth, Jürgen/Klaus Bittermann (Hg.) (1996): *Das große Rhabarbern. Neununddreißig Fallstudien über die Talkshow*, 2. Aufl., Berlin.
- Schadt, Thomas (2002): *Das Gefühl des Augenblicks. Zur Dramaturgie des Dokumentarfilms*, Bergisch Gladbach.
- Schulz, Winfried (2009): *Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung*, 2. Aufl., Wiesbaden.
- Semeria, Stefano (1999): *Talk als Show – Show als Talk. Deutsche und US-amerikanische Daytime Talkshows im Vergleich*, Opladen, Wiesbaden.
- Staun, Harald (2011): Jeder kann nur einen Trick. Interview mit Robert Pfaller, in: *FAS*, 20. Februar 2011.
- Steinmeier, Frank-Walter (2010): Zurück im alten Job – aber mit neuem Blick. Interview, in: *Welt am Sonntag*, 14. November 2010.
- Tuma, Thomas (2009): *Die Leiden der jungen W.*, in: Sascha Michel/Heiko Girnth (Hg.): *Polit-Talkshows – Bühnen der Macht. Ein Blick hinter die Kulissen. Über Sinn, Bedeutung und Kritik von und an politischen Talkshows*, Bonn.
- Twickel, Christoph (2011): Der Weise und der Zyniker, in: *Spiegel online*, 3. Mai 2011.
- van Eimeren, Birgit/Heinz Gerhard (1998): Talkshows – Formate und Zuschauerstrukturen. Überblick über Entwicklung und Nutzung eines alltäglichen Programmformats, in: *Media Perspektiven* 12, S. 600-607.
- van Rossum, Walter (2004): *Meine Sonntage mit „Sabine Christiansen“ – Wie das Palaver uns regiert*, Köln.
- von Festenberg, Nikolaus (1996): Talk und Teufel, in: *Der Spiegel* 13, 25. März 1996.
- von Lovenberg, Felicitas (2006): Mir fehlt ein Gen für Milde. Ein Gespräch mit dem Moderator Frank Plasberg über Fairness, in: *FAZ*, 9. Juni 2006.
- Wick, Klaudia (2006): Schluss mit dem Streit, in: *Berliner Zeitung*, 15. Juli 2006.
- Winkler, Willi (2011): Sie wissen es besser, in: *Süddeutsche Zeitung*, 4. Mai 2011.

Hinweise zum Autor

Bernd Gäbler, geboren 1953, arbeitet als Publizist und Dozent für Journalistik.

Berufliche Stationen: Studium der Soziologie, Politologie, Geschichte und Pädagogik in Marburg und Bonn; unterschiedliche printjournalistische Tätigkeiten von Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt (DAS) bis taz; Wechsel zum Fernsehen, u. a.: „Zak“ (WDR), „Dienstags – das starke Stück der Woche“ und „3,2,1“ (HR), bei VOX „Sports-TV“ und SAT.1 „Schreinemakers live“, ARD-Pressclub und Tätigkeiten in der Fernseh-Chefredaktion des Hessischen Rundfunks. 1997-2001 Leiter des Medienressort der Zeitung „Die Woche“. 2001-2005 Geschäftsführer des Grimme-Instituts in Marl. Seit 2005 freier Publizist (u. a. stern.de, Tagesspiegel, Zeit; radio eins, „Schöner Fernsehen“, DLF) und Dozent für Journalistik an der FHM Bielefeld.



„Nicht Ruhe und Unterwürfigkeit gegenüber der Obrigkeit ist die erste Bürgerpflicht, sondern Kritik und ständige demokratische Wachsamkeit.“
(Otto Brenner 1968)

Ausschreibung

Otto Brenner Preis

Es werden Beiträge prämiert, die für einen kritischen Journalismus vorbildlich und beispielhaft sind und die für demokratische und gesellschaftspolitische Verantwortung im Sinne von Otto Brenner stehen. Vorausgesetzt werden gründliche Recherche und eingehende Analyse.

Der Otto Brenner Preis ist mit einem Preisgeld von **45.000 Euro** dotiert, das sich wie folgt aufteilt:

1. Preis	10.000 Euro
2. Preis	5.000 Euro
3. Preis	3.000 Euro

Zusätzlich vergibt die Otto Brenner Stiftung:

für die beste Analyse (Leitartikel, Kommentar, Essay)
den Otto Brenner Preis „Spezial“ **10.000 Euro**

in Zusammenarbeit mit „netzwerk recherche e. V.“
drei Recherche-Stipendien von je **5.000 Euro**

und für Nachwuchsjournalisten oder Medienprojekte
den „Newcomer- / Medienprojektpreis“ **2.000 Euro**

Bewerbungszeitraum: jährlich vom 1. April bis 15. August

Die Bewerbungsbögen mit allen erforderlichen Informationen erhalten Sie unter:
www.otto-brenner-preis.de

Otto Brenner Stiftung
Wilhelm-Leuschner-Str. 79
60329 Frankfurt am Main
E-mail: info@otto-brenner-preis.de
Tel.: 069 / 6693 - 2576
Fax: 069 / 6693 - 2786

Die Otto Brenner Stiftung ...

... ist die gemeinnützige Wissenschaftsstiftung der IG Metall. Sie hat ihren Sitz in Frankfurt am Main. Als Forum für gesellschaftliche Diskurse und Einrichtung der Forschungsförderung ist sie dem Ziel der sozialen Gerechtigkeit verpflichtet. Besonderes Augenmerk gilt dabei dem Ausgleich zwischen Ost und West.

... initiiert den gesellschaftlichen Dialog durch Veranstaltungen, Workshops und Kooperationsveranstaltungen (z. B. im Herbst die OBS-Jahrestagungen), organisiert internationale Konferenzen (Mittel-Ost-Europa-Tagungen im Frühjahr), lobt jährlich den „Brenner-Preis für kritischen Journalismus“ aus, fördert wissenschaftliche Untersuchungen zu sozialen, arbeitsmarkt- und gesellschaftspolitischen Themen, vergibt Kurzstudien und legt aktuelle Analysen vor.

... macht die Ergebnisse der geförderten Projekte öffentlich

zugänglich und veröffentlicht z. B. die Ergebnisse ihrer Forschungsförderung in der Reihe „OBS-Arbeitshefte“. Die Arbeitshefte werden, wie auch alle anderen Publikationen der OBS, kostenlos abgegeben. Über die Homepage der Stiftung können sie auch elektronisch bestellt werden. Vergriffene Hefte halten wir als PDF zum Download bereit.

... freut sich über jede ideelle Unterstützung ihrer Arbeit. Aber wir sind auch sehr dankbar, wenn die Arbeit der OBS materiell gefördert wird.

... ist zuletzt durch Bescheid des Finanzamtes Frankfurt am Main V (-Höchst) vom 20. März 2009 als ausschließlich und unentgeltlich gemeinnützig anerkannt worden. Aufgrund der Gemeinnützigkeit der Otto Brenner Stiftung sind Spenden steuerlich absetzbar bzw. begünstigt.

Unterstützen Sie unsere Arbeit, z. B. durch eine zweckgebundene Spende

Spenden erfolgen nicht in den Vermögensstock der Stiftung, sie werden ausschließlich und zeitnah für die Durchführung der Projekte entsprechend dem Verwendungszweck genutzt.

Bitte nutzen Sie folgende Spendenkonten:

Für Spenden mit zweckgebundenem Verwendungszweck zur Förderung von Wissenschaft und Forschung zum Schwerpunkt:

- Förderung der internationalen Gesinnung und des Völkerverständigungsgedankens

Konto:	905 460 03	oder	161 010 000 0
BLZ:	500 500 00		500 101 11
Bank:	HELABA Frankfurt/Main		SEB Bank Frankfurt/Main

Für Spenden mit zweckgebundenem Verwendungszweck zur Förderung von Wissenschaft und Forschung zu den Schwerpunkten:

- Angleichung der Arbeits- und Lebensverhältnisse in Ost- und Westdeutschland (einschließlich des Umweltschutzes)
- Entwicklung demokratischer Arbeitsbeziehungen in Mittel- und Osteuropa
- Verfolgung des Zieles der sozialen Gerechtigkeit

Konto:	905 460 11	oder	198 736 390 0
BLZ:	500 500 00		500 101 11
Bank:	HELABA Frankfurt/Main		SEB Bank Frankfurt/Main

Geben Sie bitte Ihre vollständige Adresse auf dem Überweisungsträger an, damit wir Ihnen nach Eingang der Spende eine Spendenbescheinigung zusenden können. Oder bitten Sie in einem kurzen Schreiben an die Stiftung unter Angabe der Zahlungsmodalitäten um eine Spendenbescheinigung. Verwaltungsrat und Geschäftsführung der Otto Brenner Stiftung danken für die finanzielle Unterstützung und versichern, dass die Spenden ausschließlich für den gewünschten Verwendungszweck genutzt werden.

Aktuelle Ergebnisse der Forschungsförderung in der Reihe „OBS-Arbeitshefte“

■ OBS-Arbeitsheft 68

Bernd Gäbler

„... und unseren täglichen Talk gib uns heute!“

Inszenierungsstrategien, redaktionelle Dramaturgien und Rolle der TV-Polit-Talkshows

■ OBS-Arbeitsheft 67

Hans-Jürgen Arlt, Wolfgang Storz

Drucksache „Bild“ – Eine Marke und ihre Mägde

Die „Bild“-Darstellung der Griechenland- und Eurokrise 2010

■ OBS-Arbeitsheft 66

Rainer Weinert

Berufliche Weiterbildung in Europa

Was Deutschland von nordeuropäischen Ländern lernen kann

■ OBS-Arbeitsheft 65

Burkart Lutz unter Mitwirkung von Holle Grünert, Thomas Ketzmerick und Ingo Wiekert

Fachkräftemangel in Ostdeutschland

Konsequenzen für Beschäftigung und Interessenvertretung

■ OBS-Arbeitsheft 64

Brigitte Hamm, Hannes Koch

Soziale und ökologische Verantwortung

Zur Umsetzung des Global Compact in deutschen Mitgliedsunternehmen

■ OBS-Arbeitsheft 63

Hans-Jürgen Arlt, Wolfgang Storz

Wirtschaftsjournalismus in der Krise

Zum massenmedialen Umgang mit Finanzmarktpolitik

■ OBS-Arbeitsheft 62

Ingeborg Wick

Soziale Folgen des liberalisierten Weltmarkts für Textil und Bekleidung

Strategien von Gewerkschaften und Frauenorganisationen

■ OBS-Arbeitsheft 61

Hajo Holst, Oliver Nachtwey, Klaus Dörre

Funktionswandel von Leiharbeit

Neue Nutzungsstrategien und ihre arbeits- und mitbestimmungspolitischen Folgen

■ OBS-Arbeitsheft 60

Peter Förster, Yve Stöbel-Richter, Hendrik Berth, Elmar Brähler

Die deutsche Einheit zwischen Lust und Frust

Ergebnisse der »Sächsischen Längsschnittstudie«

■ OBS-Arbeitsheft 59

Thorsten Ludwig, Florian Smets, Jochen Tholen

Schiffbau in Europa

– Panelstudie 2008 –

■ OBS-Arbeitsheft 58

Jörg Hennersdorf, Gregor Holst, Walter Krippendorf

Die Elektroindustrie in Ostdeutschland

Entwicklung 1995-2006 und Ansatzpunkte einer arbeitsorientierten Branchenstrategie
Kurzfassung

OBS-Arbeitsheft 68

„... und unseren täglichen Talk gib uns heute!“

www.otto-brenner-stiftung.de